

Aus den staaten der Barbaresken

Emil Christian Dagobert Schoenfeld

E. DAGOBERT SCHOENFELD

AUS DEN STAATEN DER BARBARESKEN

AUS DEN STAATEN

DER

BARBARESKEN

VON

DR. E. DAGOBERT SCHOENFELD.

MIT SECHZEHN LICHTDRUCKEN UND ZWEI AUTOTYPIEN.



BERLIN 1902
DIETRICH REIMER (ERNST VOHSEN).

INHALT.

I. Tripolis und Tripolitanien.

II. Tûnis und Tûnisien.

VERZEICHNIS DER TAFELN.



I.

TRIPOLIS

UND

TRIPOLITANIEN.

KAPITEL I.

Die Fahrt ins Unbekannte.

Drei Winter hatte ich an der Nordküste Afrikas zugebracht, unbeschränkt in der Kraft, der Zeit und den Mitteln. Nicht die blosse Flucht vor den Winterstürmen Europas, und noch weniger Erkrankung zogen mich nach diesen sonnendurchtränkten Küsten, sondern vor allem der Reiz, den Boden zu betreten, welchen die Natur so reich bedacht, dem eine wechselvolle Geschichte und Kultur so lehrreiche Spuren aufgeprägt hatten.

Und welch einen Ausgangspunkt von Europa man auch nehmen mag, ob Marseille, ob Palermo, ob Malta, um an einem dieser Küstenstriche Nord-Afrikas zu landen, es handelt sich doch nur um 1 oder 2 Tage und eine dazwischen liegende, wenn vielleicht auch sturmvolle Nacht, und das erwünschte Ziel ist erreicht. Du hast Afrika unter den Füssen! —

Ich hatte Tanger und Marokko gesehen, Algier, die Stadt wie das Land, kennen gelernt, Monate lang in dem schmucken Tûnis gewohnt und seine weiteste Umgegend durchstreift; aber Tripolis war mir bisher verschlossen geblieben. Und doch, in der Geschichte der alten Welt, wie nicht minder in der Zeit der Korsaren spielt es eine so bedeutende Rolle. Unter seinen altersgrauen Mauern ist so oft gekämpft worden. Und seine von den Füssen der Franken so wenig betretenen Gassen schienen mir besonders umwoben zu sein von der träumerischen Schönheit des Orients.

Obwohl nun Tûnisien und Tripolitanien an einander grenzen, so wusste mir in dem an Handel und Wandel so reichen Tûnis doch niemand irgend etwas zunächst auch nur über die Stadt Tripolis zu sagen.

Ich fragte in den Bazaren die Kaufleute, in den Hôtels die Touristen, auf den Konsulaten die Diplomaten; niemand wusste etwas zu berichten. In den Buchläden war allerlei zu finden, nur nicht eine einzige gedruckte Zeile über Tripolis. Kein Stadtplan, keine Karte des Landes. Alles blieb ungewiss. Welch eine Münze dort gelte, welche Sprache für die Ver-

ständigung? — Ob ein Hôtel dort überhaupt Unterkunft verspräche, ob bei den Behörden jenes Landes eine irgendwie freundliche Aufnahme zu erwarten sei? —? — Niemand wusste es! Nur dieses eine war sicher. Zwei Dampferlinien verbinden die beiden, durch einen Weg von ca. 800 km getrennten, Städte Tûnis und Tripolis mit einander. Es ist die Navigation mixte, nach ihrem Gründer auch »Touache« genannt, und eine italienische Dampfer-Linie, welche beide zugleich die wichtigsten Plätze auf der dazwischen liegenden Küste, als Sousse, Monastir, Mahèdia, Sfax, Maharés, Gabés und Djerba anlaufen. Aber mit dem im Hafen von Tripolis gefallenen Anker hört jede weitere Kunde auf; denn es hiess, wenige machen diese Reise bis zu ihrem Endpunkte.

Dennoch entschloss ich mich zur Fahrt, bestärkt in meinem Entschluss durch den Generalkonsul des deutschen Reiches, Herrn v. B. — Ich habe auf meinen Reisen fast überall freundliche, entgegenkommende und gastfreie Diplomaten gefunden; aber bei Herrn v. B. ist dieses in ganz besonderer Weise der Fall. Er empfängt jeden durchreisenden Deutschen, welcher ihn aufsucht, mit zuvorkommendster Freundlichkeit, ladet ihn an seinen Tisch und ist als gründlicher Kenner tûnisischer Verhältnisse bereit, über alle einschlägigen Dinge Rat und Auskunft zu erteilen. Unter seiner kundigen Führung machte ich in Tûnis meine ersten Studien über Land und Leute.

Das Deutsche Generalkonsulat in Tûnis zählt zu seinem Amtsgebiete auch Tripolitanien. Aber die grosse Entfernung, verbunden mit dem ausnehmenden Geld-, Zeit- und Kraft-Aufwande, waren für Herrn v. B. das Hindernis gewesen, diese entfernte Zone seines Bereiches bisher aufzusuchen. Das Deutsche Reich ist in Tripolis zur Zeit vertreten durch einen Vizekonsul Chevalier Ernest Labi, einen Grosskaufmann, Italiener von Geburt, und der deutschen Sprache nicht kundig, aber durch und durch Gentleman, welchen ich später Gelegenheit hatte, sehr schätzen zu lernen.

An diesen Herrn gab mir v. B. ein Empfehlungsschreiben mit, welches folgenden Wortlaut hatte:

Monsieur le Chevalier
Labi
Vice-Consul d'Allemagne
personnelle. Tripoli.

Monsieur et cher Collégue

J'ai l'honneur de vous recommander le porteur de la présente, Monsieur le Docteur en Philosophie Dagobert Schoenfeld de l'université de Rostock. Monsieur Schoenfeld a séjourné á Tunis les derniers hivers et est devenu un ami de notre maison. C'est un

savant, qui voyage non seulement pour son agrément, mais aussi dans un but scientifique. Il a l'intention de passer quelques jours á Tripoli pour étudier un peu le pays. Monsieur Schoenfeld désirerait aussi d'être presenté á Son Excellence le Gouverneur Général.

Je vous serais très obligé de bien vouloir prêter votre appui précieux à Monsieur Schoenfeld et de lui rendre agréable le séjour à Tripoli. Agréez, Monsieur et cher Collégue, la nouvelle assurance de mes sentiments les plus distingués.

Arthur v. Bary
Consul Général d'Allemagne

Tûnis, le 7. Mars 1900.

Dieser Brief und das erforderliche Reisegeld in Gestalt von französischen Banknoten in der Tasche, waren meine einzige Ausrüstung, mit der ich die Fahrt in das unbekannte Land antrat.

Ich durchschnitt mit der Bahn ein Stück tûnisischen Gebietes, um die oft an Stürmen reiche Umschiffung des Kaps Bon zu vermeiden, und bestieg in Sousse, dem alten Hadrumetum, den Dampfer.

Ich übergehe die oben genannten Zwischenstationen längs der Küste, an welchen das Schiff, oft ziemlich entfernt vom Lande, kürzere oder längere Zeit sich aufhielt, um Leute und Lasten aufzunehmen. Was kann eine flüchtige Berührung von Stunden über solch einen Ort auch lehren? Ich habe alle diese Plätze später gründlich kennen gelernt. Denn rückwärts ging ich die 800 km zu Lande; recht strapaziös, aber doch die einzig richtige Art, dem Lande wie den Leuten genauer ins Gesicht zu sehen.

Es war nach einem Verlaut von vier Tagen, den 13. März d. J. 1900, an einem sonnigen Morgen, dass der Anker in dem Hafen von Tripolis, welchen weitausgreifende braune Klippen umfassen und decken, auf den Grund sich senkte.

Am Ufer rollte sich, umschlossen von einem Gürtel schlanker Palmen, ein freundliches altes Stadtbild auf.

Boote schwärmen heran. Braune Gesellen klettern herauf. Ein schlanker Bursche mit einer Binde um den Arm, auf welcher das Wort »guide« steht, redet mich in leidlichem Französisch an. Erfreut darüber vertraue ich mich seiner Führung, steige in ein Boot mit dem Namen »Minerva« und gelange nach kurzer Pass- und Zoll-Revision in das gleichlautende Hôtel Minerva. Es ist klein, aber wohnlich. Der Wirt, ein Malteser, Felice di G. Aquilina, öffnet mir sein bestes Zimmer. Denn der Zuspruch von Fremden ist hier nicht gross. Ich trete durch die Glasthüre auf den Balkon. Zu den Füssen läuft die Hauptstrasse, reich belebt. Wir werden einig über den Tagespreis. Ben-Ghâzi streift sein Band mit

1*

dem Worte »guide«, berechnet für jedermann, vom Arme und entschliesst sich gerne, für 3 frcs. täglich auf die Zeit meines Aufenthaltes mein persönlicher Diener zu werden. Er eilt nach Hause, um sich, seiner neuen Würde entsprechend, vornehmer zu kleiden. Ich enthebe meine Sachen dem Koffer und packe sie in Kommode und Schrank, welche es auch in Tripolis giebt. Dann schüttle ich in einem arabischen Bade Dampf, Russ und Kohlenstaub, auf langer Fahrt eingesammelt, aus Haut, Haar und Kleid und bin nun fertig, den Dingen hier näher zu treten.



KAPITEL II.

Tripolis de la Barbarie.

Die Stadt Tripolis, italienisch Tripoli, arabisch Tarâbûlus, erhielt ihren Namen nach Analogie von Penta- und Decca-Polis, auf Grund der zu einer Landschaft vereinigten drei alten Ortschaften: Oëa, Sabrata und Gr. Leptis. Seinen Zusatz »de la Barbarie« führt es heute zum Unterschiede von einem zweiten und dritten Tripolis in Arkadien und in Syrien.

Als alte phönizische Niederlassung geht die Gründung dieser Ortschaften auf das Jahr 800 vor Christo zurück.

Tripolis geographische Lage ist überaus günstig, nämlich auf einem Landvorsprunge, welcher die grosse Syrte im Osten von der kleinen Syrte im Westen scheidet. Der Hafen ist geräumig und tief und nach Nordwesten hin durch vorgelagerte Riffe gegen den Andrang der hohen See geschützt. Technische Nachhilfe würde ihn zu einem ausgezeichneten machen.

Die Stadt bietet, vom Meere aus gesehen, ein überaus malerisches Bild. Auch nach der Wasserseite hin, durch krenelierte Mauern gedeckt, senkt sie den Fuss dieser Mauern trotzig unmittelbar in die Salzflut. Dadurch weicht sie ab von allen Küstenstädten Nordafrikas, welche, vom Meere zurückgezogen, bald mehr, bald weniger landeinwärts liegen. Nähert man sich auf dem Wasserwege der Stadt, so springt zur rechten Hand, also nach Westen zu, die Zitadelle mit ihren aufsteigenden Terrassen weit vor. Dann umgürten Mauern das eingebuchtete Ufer, und zur linken Hand des Beschauers, nach Osten hin, erheben sich in gedrungener Masse die stolzen Zinnen des alten spanischen Schlosses, herrührend aus der kurzen Zeit der spanischen Okkupation, durchlaufend die Jahre 1509 bis 1530.

Von dieser Linie als Grundfläche genommen, zieht sich in Form eines stumpfwinkligen Dreiecks die Stadt den Berg hinauf. Dichtgedrängte, flachgedeckte, weissgetünchte Häuser, über deren wagerechte Linien sich die zahlreichen Kuppeln und die schlanken Minarehs der Moscheen erheben. Wohlerhaltene, durchweg krenelierte Mauern, in Absätzen von Wachttürmen überragt, umschliessen diese Häusermasse fest von allen

Seiten. Und nur drei Thore durchbrechen dieselben, das Bab el-Bahar, im Norden, nach dem Meere sich öffnend; das Bab el-Chandag, im Osten, am Fuss des spanischen Schlosses, und das Bab el-Dschedid, im Süden, das einzige, welches sich nach dem Binnenlande zu aufthut.

Dieser Bezirk ist das mittelalterliche Tripolis, die einst so gefürchtete Korsarenstadt.

Die moderne Zeit gab auch ihr einen Zuwachs. Im Osten, vor dem Thore Bab el-Chandag, schliesst sich eine weite Bucht mit flachem Ufer auf. Sie ist umzogen von neueren Gebäuden und Villen, eine Vorstadt, nicht älter als zehn Jahre. Den malerischen Hintergrund derselben bilden die Palmenwipfel einer Oase, welche in der Breite von 8 km unmittelbar hinter diesen Villen sich hinzieht. Und wiederum rückwärts an diesen Palmengürtel grenzt ohne Uebergang der gelbe Sand der Wüste.

Man stelle sich nun vor diese Fülle malerischer Gegensätze. Die tiefe Bläue des Meeres, das blendende Weiss der Stadt, das Grün der Oase und das Gelb des Wüstensandes. Darüber sich wölbend der sonnendurchtränkte, völlig wolkenlose Himmel. In der That, was Afrika nur bieten kann, hier findet es sich auf wenige Quadrat-Kilometer zusammengedrängt und wird bequem mit einigen raschen Blicken erfasst.

Die Stadt Tripolis ist um vieles kleiner als die übrigen Hauptstädte Nordafrikas, Algier, Tûnis, oder gar die Einhalbmillionenstadt Kairo. Sie besitzt ca. 46000 Einwohner. Darunter besteht die Mehrzahl aus Mohammedanern, nämlich Türken, Arabern und Negern. Die Letzteren setzen sich zusammen aus fast allen Rassen, Typen und Hautfarben des Inneren Afrikas bis zum Tsâdesee und bis nach Bornû hinab. Denn Tripolis ist noch immer der Hauptausgangspunkt für die zahlreichen Karawanen nach dem Herzen des dunkeln Weltteiles. Dazu findet, wenn auch verdeckt und insgeheim, noch fortlaufend eine Zufuhr von Sklaven statt. So bieten denn die Strassen von Tripolis auf ihrem engen Gebiete eine überaus reiche Musterkarte von Afrikanern vereinigt, für das Studium bequem zur Hand und von höchstem Interesse. An diese Mehrzahl der Mohammedaner reihen sich etwa 8000 Juden und vielleicht 6000 Christen. Diese Letzteren sind zumeist Malteser, dazu etwa 200 Italiener, 20 Engländer, eine gleiche Anzahl Franzosen, und zur Zeit nur vier deutschsprechende Leute, soweit mir bekannt, aber österreichischer Herkunft.

Die Strassen, zum Teil benannt, führen jedoch keine Namensschilde an ihren Schnittpunkten, und die Häuser besitzen keine Nummern. Will man die Lage eines Hauses näher bezeichnen, so drückt man sich beschreibend aus, z. B. liegend in der Nähe von der und der Moschee, von dem und dem Konsulate! — Nur die Hauptwege sind gepflastert, die Nebenstrassen nicht. Das wird den Orientreisenden nicht wundern, der Stambul besucht hat, wo die Nebengassen ebenfalls kein Pflaster haben,

oder der einen Winter in Kairo zubrachte und in den Monaten Dezember und Januar nach Regentagen den Schmutz der fast durchweg ungepflasterten, weitläufigen Araberstadt durchmessen hat, eine Schlammschicht, welcher kaum die Füsse der an solchen Tagen besonders stark benutzten Reitesel gewachsen sind. Eine Hauptverkehrsader in Tripolis ist die Seestrasse. Sie läuft durch die ganze Länge der Stadt am Meeres-Ufer hin. Ihre Häuser haben meist europäische Bauart, deren Bewohner den doppelten Vorteil geniessen, einer herrlichen Fernsicht über das Meer und der erfrischenden Brise, welche über sie hinstreicht. Diese Strasse endigt im Osten auf einem kleinen Platze, welcher das modernste Gebäude von Tripolis trägt, an welches man, etwas erstaunt, die Frage richten möchte: »Wie kommst du denn hierher in diese morgenländische Welt?« Dieses Gebäude ist ein Turm, in den Bauformen der Renaissance aufgeführt. Sein unterstes Stockwerk enthält Läden, vor welchen die Würdenträger des Ortes ihre Musse im Beschauen des Strassenlebens verbringen, sein oberstes Stockwerk trägt eine Uhr, welche die Stunden der uns fremden türkischen Tageseinteilung zeigt. Die Türken zählen nämlich die Zeit von Sonnenuntergang bis wieder Sonnenuntergang in zwei mal zwölf Stunden ab. Sonnenuntergang, mag er auf fünf, sechs, sieben Uhr fallen, ist nach türkischer Zeitrechnung also stets zwölf Uhr. Da nun die Länge des Tages durch die Jahreszeiten hin eine fortlaufend wechselnde ist, so muss die türkische Uhr mindestens alle fünf Tage neu gestellt werden. Mit diesem Bauwerke hat ein ehemaliger Generalgouverneur Ali Rizâ Pâchâ die Hauptstadt der ihm anvertrauten Provinz beschenkt.

Die Strassen der inneren Stadt werden an vielen Stellen überspannt von kräftigen, gemauerten Bogen, welche die gegenüberstehenden Häuser mit einander verbinden und von malerischer Wirkung sind.

In der Nähe des Thores Bab el-Dschedid, welches nach dem Binnenlande sich öffnet, liegt das Hâva oder Juden-Viertel mit seinem Strassengewirr, seinem Lärm, seinem Schmutz, seinen übeln Gerüchen.

Zwischen ihm und der südlichen Stadtmauer aber findet sich der armseligste Teil der Stadt, in welchem die Venus vulgivaga ihr trauriges, wenig lohnendes Gewerbe treibt.

Die Strassen fand ich reinlicher als in Konstantinopel, wo das Geschäft der Säuberung zum grössten Teil den Rudeln wilder Hunde überlassen wird, welche des Nachts die Hauptbestandteile der Gemüll-Haufen verzehren, die man spät abends rücksichtslos vor die Häuser auf die Gasse wirft. Wie oft bin ich, wenn ich dort des Nachts aus dem Klub nach Hause kam, über diese Haufen und über diese Hunde auf den matt beleuchteten Fussstegen der Strassen gestolpert. Auch war die Petroleumbeleuchtung der Gassen von Tripolis eine vollkommen ausreichende. Selbst in hellen Mondscheinnächten fand ich die Strassen-

laternen gewissenhaft angezündet. Ebenso lässt die Sicherheit des nächtlichen Verkehrs nichts zu wünschen übrig. Man hatte mir in Tûnis von Gefahren aller Art, nach dieser Richtung hin, gesprochen. Ich kann solche Gerüchte auf das Bestimmteste widerlegen. Ohne Begleitung noch Bewaffnung, nur mit einem Stock in der Hand, ging ich oftmals nachts zwischen 10 und 12 Uhr durch die Strassen von Tripolis. Teils lockte mich der herrliche Mondschein hinaus, teils wollte ich zur Kenntnis des Platzes die Züge des Nachtlebens studieren. Ich bemerkte auf den fast menschenleeren Wegen nur militärische Patrouillen, welche die Stadt durchzogen und Nachtwächter, welche sich gegenseitig Pfeifen-Signale zuwarfen. Mich sahen diese Leute wohl erstaunt an, hinderten mich aber in meinen Spaziergängen nicht. Der Sicherheitsdienst ist also hier in sorgfältigen Händen, und man kann mit ganz derselben Zuversicht Tripolis Tag und Nacht durchwandern, wie irgend eine europäische Stadt.

An öffentlichen Gebäuden besitzt Tripolis ausser der bereits genannten Zitadelle und dem Spanischen Schloss, einigen gut gebauten Kasernen, einem neu eingerichteten Militärlazaret und einer mehrklassigen Kadettenschule, für den gottesdienstlichen Gebrauch zwölf Moscheen. In ganz Marokko, wie auch in ganz Tûnisien, die einzige Stadt Kairouan ausgenommen, ist der Besuch dieser Heiligtümer den Christen untersagt. Nicht minder ist das in Tripolitanien der Fall. Mir wurden indes auf Befehl des Herrn Generalgouverneurs diese Gebäude zur beliebigen Besichtigung geöffnet, und ich komme später auf deren Besuch zurück.

In der Nähe der Moschee Gurgi, in den Strassenzug eingeschlossen, steht, wohlerhalten, ein interessantes Denkmal altrömischer Heldenzeit. Es ist der Triumphbogen des Marc Aurel. Er ist ein Quadrifrons, welcher oben in ein Achteck übergeht, über welchem sich wiederum eine wohlerhaltene Kuppel wölbt. Das Material ist weisser Marmor. Die Werkstücke sind nicht durch Mörtel, sondern, wie in der Porta nigra zu Trier, mittelst Eisenklammern unter einander verbunden. Drei Seiten dieses Quadrifrons stehen frei, die vierte ist verbaut. Die Skulpturen der Aussenflächen sind noch wohlerhalten. Man sieht mit geflügelten Pferden bespannte Triumphwagen und römische Waffenstücke, diese zu Trophäen vereinigt. Auch die Inschrift ist lesbar. Sie lautet in der Uebersetzung:

> »Dem Kaiser Caesar Aurelius Antonius Augustus, dem Vater des Vaterlandes, und dem Kaiser Caesar Lucius Aurelius Verus Armeniaeus Augustus hat Servius Scipio Orfitus, der Prokonsul, im Verein mit Uttedius Marcellus, seinem Legaten, dieses Denkmal gewidmet.«
>
> »Cajus Calpurnius Celsus, der Leiter der öffentlichen Spiele, der Duumvir und des Quirinus Priester auf Lebenszeit, hat diesen Triumphbogen aus solidem Marmor erbaut.«



Tripoli von der Wasserseite.

Der Boden rings um den Triumphbogen hat sich stark gehoben, nach meiner Schätzung 3 Meter, so dass der Fuss des Bauwerks tief in der Erde steht. Ein Malteser hat diesen Quadrifrons zu einer Weinschenke sich eingerichtet, indem er drei Bogen vermauerte und den vierten als Eingang offen liess. So entstand eine viereckige Taberne, in der ich oft sass und mit dem Eigentümer, welcher den antiken Ursprung seines Gelasses wohl kannte, mich unterhielt.

Diese Malteser, auf der ganzen Nordküste Afrikas reich vertreten, geschäftsklug, sparsam, rastlos thätig, sind gewandte Leute. Ihrer kleinen, steinigen, wenig produktiven Insel wenden sie um so zahlreicher den Rücken, als die Engländer die wichtigsten Nahrungsquellen des dortigen Lebens selbstsüchtig für sich in Anspruch nehmen. Ich hörte diese Klagen in Malta selbst aus dem Munde eines gebildeten Eingeborenen. Fast alle Malteser sind Kaufleute, bilden an der Küste eine Art von Uebergangsstufe zwischen Europäern und Afrikanern, und sind für die Entwicklung des gesamten Lebens dort in ihrer Rührigkeit von hohem Werte geworden.

Welch einen Rechtstitel nun auch dieser unser Malteser haben mag, auf den er sein Schankgewerbe in dem Triumphbogen stützt, die türkische Regierung müsste es als ihre Ehrenpflicht ansehen, dieses so wertvolle Denkmal römischer Grösse seiner profanen Entwertung zu entreissen.*)

Zur Aufnahme von Fremden dienen ausser dem von mir bewohnten Hôtel Minerva und einem noch kleineren Hause, Hôtel transatlantique, vornehmlich 30 sehr stattliche »fonduqs«. Es sind dieses grosse, rings von zweistöckigen Arkaden umschlossene Höfe. Sie dienen zur Aufnahme der Karawanen und deren Begleitmannschaften. Der Hof bietet Platz für Kamele, Pferde, Esel und Karren. Die unteren Arkaden, hinter ihnen fensterlose Gelasse mit oft nur schlecht verschliessbaren Thüren, dienen zur Aufnahme der eingeführten Waren und der grösseren Gepäckstücke der Reisenden. Die oberen Arkaden bieten, hinter ihnen fortlaufend, Schlafzimmer dar. Doch sind diese ohne alles Mobiliar. Der Afrika-Reisende rollt die mitgebrachte Matte über dem Steinfussboden auf, breitet seinen Teppich darüber und schläft auf ihm, in seinen »burnûs« gewickelt, der Mantel und Bett zugleich ist. Tisch und Stuhl braucht er nicht. Denn mit untergeschlagenen Füssen sitzt er des Tags auf seinem Teppich. Auch verpflegt er sich selbst. Sein Diener bereitet den Kaffee in dem mitgebrachten Geschirr, er legt das eingekaufte Brot und die Früchte auf einer Holzscheibe daneben und die Mahlzeit ist fertig. Eine Bezahlung ist, soweit mir bekannt, für die Benutzung dieser Räume, welche meist der Regierung gehören, nicht zu entrichten.

*) Das ist nun in dankenswerter Weise geschehen im Jahre 1902 durch den neuen Generalgouverneur Hafiz-Mehemmed-Pâchâ.

Selbst habe ich auf meinen Afrikareisen solch einen »fonduq« nie bewohnt; ich zog es vor, gegebenen Falls, in dem eigenen, mitgebrachten Zelte zu schlafen. Aber ihr häufiger Besuch bot mir stets ein sehr interessantes Bild.

Einmal sah ich bei dem Eintritt in solch einen »fonduq« vorne vor den teppichverhängten Thüren der ersten unteren Gemächer Frauengestalten unverschleiert sitzen. Sie waren ramassiert, auffallend bunt gekleidet und stark geschminkt. Es war in Sfax, an der Grenze Tûnisiens. Der mich begleitende arabische Diener klärte mich auf. Es seien dieses Frauen mit weitem Herzen, bei welchen die in den »fonduq« einkehrenden Beduinen nach ihrer langen, strapaziösen Wüstenfahrt sich gerne zu Gaste bitten.

Das öffentliche Leben pulsiert des Tages sehr lebendig durch die breiten Strassen (schâra), durch die engeren (zanka) und sammelt sich vor allem in den Gassen der Kaufleute (suq). Dieses ist in Afrika der übliche Ausdruck für das in den übrigen Teilen der Levante für denselben Gegenstand gebräuchliche Wort »bazar«. Es giebt in Tripolis einen suq-el arbâ und einen suq-el turk; einen suq-el tuarzi (der Schneider, im Orient meist Juden) und einen suq-el harrâra (der Seidenwirker, im Orient meist Araber). Diese suqs, durchgehend gedeckt, sind grösser als in Tanger und reinlicher als in Kairo, aber lange nicht so elegant wie in Tûnis. In Algier giebt es gar keine mehr. Tripolis ist der Hauptausgangspunkt für den Handel der Ghadâmesija, der Bewohner der Ghadâmes, deren Handel Cyrenaica beherrscht und auch die Verbindung mit den Tuârik vermittelt. Von den Letzteren gefertigt, fand ich in den suqs gute Waffen, originelle Gefässe und vor allem Lederarbeiten mit sehr viel Feinheit und Geschmack, durch vertiefte Linien in den Stoff, ausgefuhrt.

Seine Mussestunden verlebt der Orientale im Kaffeehause, und es giebt in Tripolis deren viele, zum Teil sehr malerisch am Meere gelegen. Man sieht hier in buntem Gemisch: den Türken, leider meist nicht mehr gekleidet in die alttürkische Nationaltracht (weite Hose, Aermelweste und Kaftan), sondern in den schwarzen, einreihigen Beamtenrock mit Stehkragen, die sogenannte Stambulina, den roten Fez auf dem Kopfe; sodann den Europäer in seinem fränkischen Kleide, den reichen Ghadâmesi im Burnûs und in Schnabelschuhen, den Bewohner von Fezzân, den Neger aus Bornû und aus den Haussa-Staaten, endlich den schlanken Tubu, Herren jenes enormen Gebietes der Saharâ, zwischen dem 24.–15. Grad nördlicher Breite.

Der flinke Kaffeediener (qahuâdschi) in weisser, weiter Kniehose und gelbseidener Weste mit dem roten tarbûsch auf dem Kopfe, daran die blauseidene, möglichst dicke Quaste, welche bis tief in den Nacken fällt, bringt auf kupfernem Teller die kleinen, henkellosen Tässchen (findschâl) auf ihrem metallenen Untersatz in Form eines Eierbechers (zarf). Das Getränk, aus feingestossenen, nicht gemahlenen, Kaffeebohnen bereitet und auf Verlangen gezuckert, ist sehr wohlschmeckend. Er stellt ein Glas

Wasser daneben und fügt, wenn er dir besonders wohl will, einen blühenden Orangenzweig hinzu. Tschibuk, die Trocken-, und Nargîle, die Wasserpfeife, werden auf Verlangen gleichfalls gereicht. Letztere ist zuweilen statt des Tabaks mit dem berauschenden, zerkleinerten Hanf (haschisch) gefüllt, welcher eine ähnliche Wirkung hat wie Opium (afiûn). Doch ist dieser Genuss verboten und darf nur heimlich betrieben werden. Ich habe in Begleitung meines Dieners des Nachts kleine arabische Kaffeehäuser aufgesucht, in denen die leidenschaftlichen Haschisch-Trinker zu Sitzungen bis zum Morgen sich vereinigen. Es war interessant, die Wirkungen dieses langsamen Giftes an den Einzelnen zu studieren. Der Hanf umnebelt die Sinne, steigert die Einbildungskraft, erzeugt Visionen. Fortgesetzter, übermässiger Genuss soll zum Wahnsinn führen.

Zur Stillung des Hungers befinden sich in den Strassenzügen zahlreiche arabische Garküchen. Es sind nach der Gasse zu offene Räume, in denen sich zeigt: ein kleiner Herd mit glühenden Holzkohlen und rings um denselben Sitze nebst kleinen Tischen. In Gegenwart des Gastes werden die warmen Speisen bereitet. Beliebt sind kalte Salate, pikant gemischt, auf dem Rost gebratene Hammelrippchen und vor allem das Nationalgericht des Arabers, der »kuskussu«. Man findet dieses Gericht überall auf der Nordküste Afrikas, so gut in Marokko wie in Algerien, so gut in Tùnis wie in Tripolis. Es besteht in Weizenmehlkügelchen, welche womöglich in Fleischbrühe gedämpft werden.

Indessen ganz charakteristisch für Tripolis ist eine Einrichtung, wie ich sie nirgend anderswo getroffen habe, nämlich die Anlage öffentlicher Bäckereien, welche, durch fast alle Strassen hin verteilt, hart an den Verkehrswegen liegen. Vor der Feuerstelle eines angeheizten, in Glockenform aufgebauten Ofens, steht in einer Erdsenkung ein Neger, welcher den Ofen bedient. Ihm reichen die Nachbarn den selbstangerichteten Teig zu Broten und Kuchen, welchen er dann mit einer flachen Holzschaufel in den Ofen schiebt. Meist warten die Eigentümer, Männer und Frauen, auf das Fertigstellen ihrer Backwaren. Und so sieht man denn stets bunte Menschengruppen in lebhaftem Gespräch vor diesen Oefen stehen. Nach wenigen Minuten kommt das Gebäck fertig und duftend heraus und wird in Körben auf dem Kopfe, unter Lachen und Gesang nach Hause getragen. Ich erwarb einen auf diese Weise gefertigten Kringel und fand ihn sehr wohlschmeckend.

Zur Befriedigung der Reinlichkeitsbedürfnisse der Bürger (für die Soldaten finden sich, verbunden mit einzelnen Kasernen, gesonderte Bäder) dienen drei grosse und wohl eingerichtete, arabische Bäder. Es sind hammâm el Kebir, hammâm el Saghir und hammâm el Gurgeh. Helmuth von Moltke in seinen Briefen über Zustände und Begebenheiten in der Türkei, spendet diesen arabischen Bädern ein feuriges Lob. Auch ich habe ihre

erfrischenden Wirkungen auf meinen Orientreisen oft genug erprobt, und komme in einem späteren Abschnitt ausführlich auf dieselben zurück.

Der Geldverkehr in Tripolis macht dem Fremden, namentlich wenn er von Tûnis kommt, keinerlei Schwierigkeit. Tûnisische Goldstücke zu 10 und 20 frcs., sowie auch tûnisische Silberfranken werden gerne genommen, und an Kupfer-Scheidemünzen passiert sogar alles aus den Ländern rings um das Becken des Mittelmeeres, was nur Namen und Gepräge hat.

Für Abendvergnügungen ist wenig gesorgt. Der Türke von solidem Charakter zieht sich mit Sonnen-Untergang in sein Haus zurück und verlässt es nicht, bevor der neue Tag anbricht. Während dieser Zeit gehört er seiner Familie an. Die griechische und italienische Kolonie hat sich ein sehr kleines Theater gebaut, in welchem griechische Schauspiele mit italienischen Operetten abwechseln. Doch vermag ich über die künstlerischen Leistungen nichts zu sagen, da mir jede Neigung zum Besuch derselben fehlte.

Auch erscheint keine Zeitung in Tripolis, falls man absieht von der Veröffentlichung amtlicher Dekrete, welche die Regierung herausgiebt. Ebenso wenig finden dort, so weit mir bekannt, irgendwelche Wahlen zu politischen oder kommunalen Zwecken statt. Das öffentliche Leben vollzieht sich demnach ohne alle Aufregung. Nichtsdestoweniger ist man in den leitenden Kreisen voll Aufmerksamkeit für die Vorgänge in Europa. Auf dem Schreibtische eines mir näher getretenen türkischen Offiziers, Kapitän Zia, fand ich das Berliner Militär-Wochenblatt, die Leipziger illustrierte Zeitung und die Wochenausgabe der Kölnischen Zeitung. Der Herr hatte kein Kommando wie andere seiner Kameraden in Preussen gehabt, sondern nur die deutsche Schule in Konstantinopel besucht, sprach aber das Deutsche durchaus korrekt und geläufig. Dass auch der schriftliche Ausdruck in unserer Sprache ihm nicht versagte, zeigten mir deutschgeschriebene Briefe, die ich später von ihm erhielt. Als diese deutsche Lektüre auf seinem Schreibtisch mich überraschte, sagte er: »Sie müssen wissen, dass wir von Ihren militärischen Anregungen leben, und dass deutsche Wissenschaft in der Türkei unsere Nahrung ist!«

In jeder am Meere gelegenen Stadt bleibt schliesslich ein Hauptpunkt der Anziehung der Hafen mit seinem bunten Leben und Treiben, zumal, wenn man ein Wasserfreund ist. Ich durchkreuzte ihn oft, besonders gegen Abend, wenn die Luft hier von unvergleichlicher Transparenz ist, auf einer schnellen Segelbarke, geführt von den Nachkommen jener alten Korsaren, drei braunen, überaus verwegenen Burschen, welche Steuer und Segel mit grosser Sicherheit bedienten. Eine solche Wasserfahrt zeigt die Silhouette der Stadt in ihrer vollen Schönheit, besonders die Westseite der Mauern, welche vom Lande aus unzugänglich ist.

KAPITEL III.

Offizielle Besuche.

In dem warmen Empfehlungsschreiben, welches der deutsche Generalkonsul, Herr v. B., in Tûnis mir mitzugeben die Güte gehabt hatte, war auch hervorgehoben mein Wunsch, Sr. Excellenz dem Herrn Generalgouverneur in Tripolis vorgestellt zu werden. In der That ist im Orient ohne eine solche Vorstellung der Zutritt zu den Staatsanstalten ausgeschlossen. Auch verlangt es die Etikette, dass ein Fremder, welcher Beachtung beansprucht, dort nicht früher in der Stadt Besichtigungen vornimmt, bevor diese Vorstellung geschehen ist.

Nach der im Jahre 1835 erfolgten Absetzung der Dynastie der Karamanli, welche etwa 100 Jahre die absolute Gewalt über den Staat besessen hatte, machte die Türkei Tripolitanien zu einem Vilajet und setzte hier einen Generalgouverneur (Vâli), der, auf unbestimmte Zeit ernannt, im Namen seines Souveräns in Konstantinopel diese Provinz mit ziemlich unbeschränkter Gewalt regiert.

Es war das zur Zeit meiner ersten Anwesenheit Hachim-bey, welcher einige Monate später durch den Staatsrat Hafiz-Mehemmed-Pâchâ ersetzt wurde. Mittwoch, den 14. März, vormittags, hatte ich mich dem Herrn Vizekonsul Labi vorgestellt, und bereits für den nächsten Tag, 10 Uhr früh, war durch seine Vermittelung die nachgesuchte Audienz bewilligt.

Das Palais des Vâli lag in dem modernen Stadtteil, welcher vor dem Thor Bab el-Chandag sich aufschliesst, und ist ein zweistöckiges Gebäude von ziemlicher Ausdehnung mit einem kleinen Vorgarten.

Der Gang vom deutschen Konsulate aus dorthin war ein durchaus formeller. Uns schritt voran der Kawass, ein gut aussehender junger Araber, den Tarbûsch mit blauseidenem Quast keck dem Hinterkopf aufgesetzt; eine hellblaue Tuchweste, in gelber Seide reich gestickt, weisse Hemdärmel und ein weisses, weites Beinkleid unter dem Knie zusammengefasst; die kräftig entwickelte Wade nackt, und der auffallend kleine Fuss — (die Araber haben durchgängig sehr kleine Hände und Füsse) — steckend in einem kurzen weissen Strumpf und in einem schwarzen Lackschuh. In der Rechten trug er einen hohen braunen Holzstab mit Silberknopf, den

er stets laut auf das Pflaster setzte, auf welch ein Zeichen alles höflich vor uns nach rechts und links hin auswich. Dann folgte der deutsche Konsul, mich zur Rechten. Wir waren beide im dunkeln Gesellschaftsanzuge mit Ordensabzeichen. Und hinter uns schritt einher mein Diener Ben-Ghâzi, welcher meinen Mantel trug, gleichfalls in reicher, arabischer Tracht. An zwei Wachen schritten wir vorüber, deren Soldaten heraustraten und präsentierten. Diese Ehrenbezeugung blieb mir nun fortan, so lange ich in Tripolis weilte, mochte ich zu Wagen, zu Pferde oder zu Fuss diese Strasse passieren.

Am Portal des Palais empfing uns ein höherer Beamter Sr. Excellenz und geleitete uns die breiten teppichbelegten Treppen hinauf, deren Stufen mit Soldaten besetzt waren, welche Spalier bildeten. Oben durchschritten wir ein Vorzimmer, in welchem dienstthuende Offiziere und Zivilbeamte durch eine Verbeugung uns begrüssten. Dann traten wir in den Audienzsaal ein. Ein stattlicher Raum, dessen Fussboden alte, farbensatte, persische Teppiche bedeckten. Die zahlreichen Fenster rahmten rotseidene Vorhänge ein, welche von der hellen Wand sich kräftig abhoben. Gleicher Stoff deckte die Divane und Sessel. Einen Wandschmuck an Gemälden, oder plastischen Darstellungen bemerkte ich nicht. Nur letztere untersagt der Korân (quorân), weil sie einen Schatten werfen, erstere nicht. Doch grosse Wandspiegel in vergoldeten Rahmen, bei den Orientalen sehr beliebt, waren zwischen die Fenster verteilt, und Krystall-Kronleuchter hingen von der Decke herab.

Der Vâli stand, uns erwartend, in der Mitte dieses Saales. Eine hohe, schlanke Erscheinung von vornehmer Haltung mit einem älteren, ausdrucksvollen Kopfe. Seine Tracht war ein dunkelbrauner Kaftan und dazu ein weissumwundener Turban. Denn Se. Excellenz bekleidet zugleich eine hohe geistliche Würde, welche er durch Anlegung dieses Gewandes betonen zu wollen schien.

Der Gouverneur sprach weder französisch noch deutsch. Die Unterhaltung fand daher durch einen Dolmetscher statt, den Privat-Sekretär Sr. Excellenz, einen noch jüngeren Mann mit intelligenten Zügen.

Nachdem der Konsul mich vorgestellt und den wissenschaftlichen Zweck meiner Reise kurz dargelegt hatte, nahmen wir in einer Ecke des Saales auf Polsterstühlen Platz, während der Gouverneur einen Divan wählte, ohne jedoch nach alttürkischer Art die Beine in die Höhe zu ziehen.

Die Unterhaltung, welche nun begann, dauerte etwa eine Viertelstunde und hatte zum Gegenstande hauptsächlich die warmen Beziehungen, welche zwischen Deutschland und der Türkei stattfinden, sowie besonders auch die Person Sr. Majestät unseres Kaisers, Höchstwelchem ja nicht bloss hier, sondern überall im Auslande die wärmste Bewunderung gezollt wird. Meine Bitte, die wichtigsten Staatsgebäude sowie die Moscheen hier in

Tripolis sehen zu dürfen, wurde daher anstandslos gewährt, und Se. Excellenz hatte die Güte, zu bestimmen, dass gleich an demselben Nachmittage 2 Uhr sein eigener Sohn mich überall hin geleiten und sein Privat-Sekretär die nötigen Aufklärungen an Ort und Stelle geben solle. Als Ort der Zusammenkunft wurde das alte spanische Schloss bestimmt.

Während dieser Unterredung ward arabischer Kaffee in kleinen weissen Porzellanschalen auf silbernen Untersätzen gereicht und verzehrt.

Nun erhoben wir uns zur Verabschiedung und wurden in derselben formellen Weise wiederum die Treppen hinabgeleitet. An der Hausthüre bildete sich von neuem unser Zug, und unter Vorantritt des Kawassen überschritten wir einen weiten Platz, um jetzt auch dem zweiten Würdenträger des Staates, Sr. Excellenz dem Marschall Redjeb-Pâchâ, unsern Besuch zu machen.

Der Marschall oder Muschir ist Höchstkommandierender der sämtlichen Truppen von Tripolitanien, zur Zeit in der Stärke von 12620 Mann, steht neben dem Generalgouverneur und ist durchaus unabhängig in seinem Ressort.

Er empfing uns in einem Pavillon in der Mitte eines Gartens, dicht am Meere gelegen. Ein hohes, luftiges Gemach von eleganter europäischer Einrichtung. Der Marschall trug einen doppelreihigen Interimsrock von dunkler Farbe, ohne Abzeichen, den Fez auf dem Kopfe.

Da auch er weder französisch noch deutsch sprach, so war als Dolmetscher zur Stelle ein Kapitän des 15. Jäger-Bataillons, Herr Zia, Sohn des Stadtkommandanten Obersten Bahri-Bédirkhan, des Abkömmlings eines alten kurdischen Fürstengeschlechtes. Dieser Offizier, mit dem ich später sehr befreundet wurde, eine Verbindung, welche sich in einem Briefwechsel fortgesetzt hat, sprach fliessend so französisch wie deutsch. Seiner wurde bereits im vorhergehenden Kapitel gedacht.

Auch hier hatte die Unterhaltung einen ähnlichen Inhalt wie beim Vâli, gab aber besonders Raum der Anerkennung unserer starken militärischen Machtstellung und der musterhaften Einrichtung unserer deutschen Armee, von welcher die Türken so viel zu ihrem Nutzen angenommen haben. Mein Wunsch, die unter dem Befehl Sr. Excellenz stehenden militärischen Anstalten der Stadt sehen zu dürfen, wurde bereitwilligst zugestanden, und der Muschir beauftragte eben diesen Kapitän Zia mit meiner Begleitung, über deren Anfangsstunde wir uns noch vor Schluss der Audienz verständigten. Auch hier wurde Kaffee gereicht.

Nach einer überaus freundlichen Verabschiedung verliessen wir den Pavillon und schritten in derselben Zugordnung, während die Wachen präsentierten und die uns Begegnenden auf das Aufstampfen des Kawassen mit seinem Stabe ehrerbietig auswichen, stets in der Mitte der Strasse uns haltend, nach dem deutschen Konsulate zurück. Von hier aus trat mein arabischer Diener nach orientalischer Sitte mir voran und führte mich in das Hôtel Minerva.



KAPITEL IV.

Das spanische Schloss.

Auf 2 Uhr, nach europäischer Zeiteinteilung, hatte die Verabredung des Vormittags gelautet. Um diese Zeit wollte mich der Sohn des Vâli im spanischen Schlosse erwarten. Da Pünktlichkeit die erste Pflicht der Höflichkeit ist, so verliess ich eine Viertelstunde vor der bezeichneten Zeit mein Haus, um mit dem Stundenschlage am Portale des Schlosses einzutreffen.

Unten an der Hôtelpforte erwartete mich der Kawass des Konsuls mit seinem Amtsstabe. Herr Labi hatte die grosse Liebenswurdigkeit gehabt, mir denselben zu senden, um meinem Besuch im spanischen Schlosse einen offiziellen Charakter zu geben. Dieser Vorbereitung entsprach auch der formelle Empfang, welchen man mir dort bereitete.

Mein Zug ging nun in derselben Weise wie am Vormittage durch die Strassen von Tripolis, nur dass jetzt ich allein, unter Vortritt des Kawassen und gefolgt von Ben-Ghâzi, einherschritt. Bei meiner Ankunft stand die Schlosswache unter Gewehr und präsentierte. Ein Zivilbeamter des Vâlî, umgeben von einigen Dienern, empfing mich im Portale am Fusse der grossen Treppe und geleitete mich die breiten Stiegen hinauf zu den oberen Sälen.

Im ersten Saale erwartete mich der älteste Sohn des Generalgouverneurs, ein sehr gut aussehender und intelligenter jüngerer Mann von etwa 20 Jahren, sowie des letzteren Privatsekretär und ein höherer Verwaltungsbeamter. Alle drei sprachen französisch. Wir durchschritten eine Reihe von Sälen und liessen uns dann in einem behaglich ausgestatteten Salon zu einer kurzen Unterhaltung nieder, während deren von Dienern Kaffee und Zigaretten gereicht wurden.

Das spanische Schloss ist Zitadelle und Palais zugleich. Es entstammt der kurzen Zeit der spanischen Besitzergreifung. Diesem Volke, damals auf der Höhe seiner Macht, gelang es in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, unter Zurückdrängung der Sarazenen, an der Nordküste Afrikas Fuss zu fassen. Tûnis, wie Tripolis, fielen in seine Hand. 1509 erobern Spanier die letztere Stadt und halten deren Besitz fest bis zum Jahre 1530.



Tripoli von der Landseite.

Diesen kurzen Jahren entspringt das Denkmal jenes stolzen Baues, dessen gedrungene Kraft noch heute Achtung fordert. Sodann im Jahre 1530 überlässt Karl V. dieses Tripolis, zusammen mit Malta, den durch die Türken aus Rhodos vertriebenen Johannitern als Lehn. Doch verlieren die Ritter Tripolis bereits nach 21jährigem Besitz wieder an die Türken und es etabliert sich hier ein Korsaren-Staat, der als Hauptsitz der Seeräuber von der grossen und kleinen Syrte aus die Handelsstrassen des Mittelmeers schwer bedroht! — —

Nun setzten wir die Kaffeetassen aus der Hand und es begann unsere Wanderung durch die verschiedenen Räumlichkeiten des Schlosses, bei welcher alles Einzelne gezeigt und dazu die erforderlichen Erläuterungen gegeben wurden.

Um einen quadratischen Säulenhof, der drei Stockwerke durchbricht, ordnen sich Säle und Gemächer. Früher Residenz des Bey,*) dienen sie jetzt der Repräsentation, sowie zur Unterbringung verschiedener Bureaux der Justiz, wie der Verwaltung. Es befinden sich darin der oberste Gerichtshof, die Handelskammer und die verschiedenen Ministerien. Durch alle diese Räume wurde ich geführt und dabei den Chefs der einzelnen Abteilungen vorgestellt

Das obere Stockwerk des Schlosses, noch von dem letztvorhergehenden Generalgouverneur Ahmed-Rassin-Pâchâ bewohnt, steht jetzt leer. Ein Verlust; denn selten sah ich eine so herrliche Rundsicht wie von der Terrasse dieser fürstlichen Wohnung.**) Nach Norden das Meer; nach Osten die Oase mit ihren ungezählten, schlanken Palmen; nach Süden die Stadt, wie ein Burnus den Berg hinauf ausgebreitet, von schlanken Minarehs überragt. Alles überspannt von jenem tiefblauen Himmel des Südens und durchtränkt von dem um diese Zeit noch willkommenen Strahle der afrikanischen Märzsonne. Denn heute morgen um 7 Uhr zeigte mein Reisethermometer nur + 9° R. und die Eingeborenen fröstelten.

Nach diesem Besuch der inneren Räume des Schlosses umschritten wir die Zitadelle auf der breiten Hochfläche ihrer sehr dicken, rechts und links von Zinnen flankierten Mauern. Dann stiegen wir in die unteren Räume des Baues hinab. Hier befanden sich neben den Lokalen der Wachtmannschaften auch die Gefängnisse aus alter wie aus neuer Zeit.

---

*) Ich will hier gleich auf einen Unterschied aufmerksam machen. Zur Bezeichnung der Beherrscher der Barbaresken-Staaten sind die Ausdrücke »Bey«, sowie auch »Dey« im Gebrauch. Gustav Nachtigal[1] fasst den Unterschied folgendermassen: »Dey ist der aus den Janitscharen durch Wahl hervorgegangene Herrscher; Bey, der erbliche.« — Dieser Unterscheidung möchte ich mich anschliessen.

[1] G. Nachtigal: Saharâ und Sûdân. Berlin 1879. Band I, pag. 30.

**) Der jetzige Generalgouverneur Hafiz-Mehemmed-Pâchâ hat es wiederum zu seiner Residenz gemacht.

Hier zwischen diesen feuchten und düsteren Mauern hatten auch einst die von den Korsaren aufgebrachten Christensklaven geschmachtet.

Mein Wunsch, in die einzelnen Zellen einzutreten, wurde sofort erfüllt. Die schweren Riegel fielen. Wir befanden uns in durch Oberlicht erhellten Räumen, in welchen Gruppen von 12—15 ungefesselter Verbrecher zusammensassen. Es waren Typen aus dem Inneren Afrikas, tiefbronzierte Gesichter, manche mit dem Ausdrucke grosser Wildheit. Verurteilt zu einer Haft von 15—20 Jahren, lastet auf ihnen, da Speise und Trank ausreichend gewährt wird, wohl am empfindlichsten die Schwere der langsam dahinschleichenden Zeit. Denn sie waren sämtlich ohne Arbeitsbeschäftigung. Darum suchten sie eifrig eine gelegentliche Zerstreuung. Einige sah ich sehr interessiert sitzen um ein rundes, thönernes Wassergefäss, in welchem sie ein Dutzend kleiner Fische, wie es schien, mit väterlicher Sorgfalt pflegten.

Nach diesen Rundgängen, welche, unterbrochen durch Unterhaltungen mit den Chefs der einzelnen Bureaux, etwa drei Stunden gedauert hatten, kehrten wir in jenen ersten Salon zurück, wo noch einmal Kaffee gereicht wurde.

Durch das Fenster blickend, bemerkte ich einen jungen Mann, welcher auf dem Schlossplatze einen herrlichen Fuchshengst, arabischer Rasse, in den verschiedensten Gangarten tummelte. Das edle Tier, gut geritten, machte in dem Spiel seiner Füsse, in den elastischen Wendungen seines schlanken Körpers einen prächtigen Eindruck. Mein junger Freund trat zu mir und sagte, dass dieser gewandte Reiter der Sohn des Marschalls, und sein Pferd das schönste in ganz Tripolitanien sei.

Bald trat der Marschall selbst aus dem gegenüberliegenden Wachthause. Auch ihm wurde ein Reittier vorgeführt. Aber zu meiner Ueberraschung kein Pferd, sondern ein reichgezäumtes Maultier, welches er bestieg. Dieses Maultier, versicherte der Sohn des Vâli, habe den Wert von 2000 Frcs., und der Marschall habe es sich unlängst aus Bagdad, seinem früheren Amtsbezirke, mitgebracht. Ich habe allerdings die vorzügliche Beschaffenheit dieser Reittiere, die Weichheit ihres Ganges, die Zuverlässigkeit ihrer Hufe, namentlich bei der Durchquerung felsiger Gegenden, später in Marokko selbst erprobt.

Dem Besitzer jenes Fuchshengstes begegnete ich am Abende in dem Speisesaal unseres Hôtels Minerva. Der Sohn des Marschalls gab dort fünf seiner Kameraden ein kleines Diner.

Nun verabschiedete ich mich von den drei Herren, welche mir den Nachmittag in so freundlicher Weise gewidmet hatten, und kehrte unter Vortritt des Kawassen wiederum in mein Hôtel zurück.

Der Besuch der Moscheen, die zweite Nummer unseres heutigen Programms, wurde der vorgerückten Zeit wegen einem späteren Tage vorbehalten.

KAPITEL V.

Die Oase von Tripolis.

Es war an einem Märzmorgen von heiterstem Wetter, als um 7 Uhr früh ein bequemer Reisewagen, mit zwei arabischen Schimmelhengsten bespannt, vor dem Hôtel Minerva für mich hielt. Mein Diener hatte dieses hier seltene Gefährt in der Stadt aufgetrieben und schon am Abend vorher für mich gemietet.

Den Droschkendienst versieht für die Stadt und die nächste Umgebung die einspännige Arabâji, deren auf dem grossen Platze vor dem Thore Bab el-Chandag, zu den Füssen des spanischen Schlosses, des Tages über etwa dreissig, und zwei bis drei auch des Nachts zu jedermanns Gebrauch halten. Einen Droschkentarif giebt es aber nicht; man muss vorher mit dem Kutscher (Arabadschi), meist einem jungen Beduinen, akkordieren.

Die Arabâji ist ein sonderbares Gefährt. Auf der Eisenachse zweier hoher, buntbemalter Räder ruht ein char-à-banc von elliptischer Form, inwendig mit schwarzem Leder gepolstert, auswendig auf das bunteste mit Blumen, Sternen, Halbmonden bemalt. Der Wagenkasten, welcher zweien einander gegenüber gestellten kleinen Sofas gleicht, enthält zur Not drei Sitzplätze, und man steigt von hinten ein. Dieser in gedrungener Form konstruierte Wagen ist überdacht von einem Baldachin, gedeckt mit weisser Leinwand, welchen vier Eisenstangen tragen. Seitlich wird Schatten gegeben durch rote, baumwollene Gardinen, die, wenn zusammengerollt, um die vier aufsteigenden Stangen des Zeltes geschlungen werden. Die Gabeldeichsel, in welche das Pferd sehr kurz eingespannt ist, greift mit ihren Enden in die Schleifen eines aufgelegten Sattels, welchen der Gaul trägt. Der Kutscher hat keinen Bock, sondern hockt, in seinen weissen Burnûs gewickelt, stets auf der linken Stange der Gabeldeichsel und tanzt, da der Karren von dem Pferde halb gezogen, halb getragen wird, beim Traben in beständig vibrierender Bewegung vor den Augen des eingestiegenen Fahrgastes auf und ab. Kleine Nummern finden sich auf den Hinterthüren der Wagenkasten.

2*

Es rollt sich in solcher Arabâji ganz lustig und schnell durch die Strassen von Tripolis; allein für weitere Fahrten ist sie kaum bequem genug. *)

Europäische Wagen, wohl von den Grosswürdenträgern zu ihrem Privatgebrauch gehalten, giebt es zum Vermieten nur äusserst wenige in der Stadt. Darum war es ein Verdienst Ben-Ghâzis, dass er einen solchen für mich aufgetrieben hatte. Und er war nicht übel. Ein vis-à-vis auf guten Druckfedern, vier Rädern und mit einem dunkeln Baldachin überdacht, vorne ein breiter Kutscherbock. Die beiden Pferde waren nach europäischer Art eingespannt. Dieser Wagen stand mir für den bescheidenen Preis von 11 Frcs. den ganzen Tag zur Verfügung.

Für diese Fahrt durch die Oase und bis in die Wüste hinein hatte ich, wenn auch ohne jede ernste Besorgnis, doch für alle Fälle zur Vervollständigung unserer Gesellschaft einen jungen, stämmigen Neger, Hassan, gemietet. Er setzte sich auf den Bock zu dem schwarzen Kutscher Barka, der, aus Bornû stammend, noch jetzt als Sklave seinem Herrn in Tripolis dient, es aber, wie er mir später selbst erzählte, ganz gut habe.

Mein Diener Ben-Ghâzi, heute in eine violette Igippa gekleidet, setzte sich mir gegenüber in den Wagen. Wir hatten keine Waffen bei uns, wohl aber einen aus Halfa geflochtenen Korb mit einem für uns alle ausreichenden kalten Frühstück, welches das Hôtel lieferte.

So rollten wir um 7 Uhr morgens durch das Thor Bab el-Chandag nach Osten zu. Die Wache trat wieder unter das Gewehr als wir passierten.

Wie frisch und froh schlugen die sich überwerfenden Schaumkämme der breiten, blauen Meereswogen an das flache, sandige Ufer, längs dem wir zunächst hinfuhren; und wie golden lag der Sonnenglanz auf den Kronen der schlanken Palmen. Es war nicht heiss; aber eine weiche, sich anschmiegende Luft; und alles lag um uns her lichtdurchflossen und heiter. »Mein Gott! — Was giebt es doch für schöne Tage in dieser Welt, die du so herrlich geschaffen hast!« — Diese Stimmung durchdrang mein Herz.

Wir bogen in die Oase ein. In einem Gürtel von etwa 8—12 km Durchmesser umschliesst sie die Stadt Tripolis und ist nach Osten zu am üppigsten. Hinter diesen Palmen beginnt dann die Wüste.

Der Weg durch die Oase war nicht chaussiert, aber auch nicht tief sandig. Wir konnten im leichten Trabe bleiben. Rechts und links von ihm lagen zuerst kleine, viereckige Steinhäuser, als Ausläufer der Stadt, in denen noch Industrie und Kleinhandel betrieben wird; dann kommen die kegelförmigen, aus trockenen Palmenzweigen geflochtenen Hütten der

*) Durch Dekret des jetzigen, sehr energischen Generalgouverneurs Hafiz-Mehemmed-Pâchâ sind diese Karren zum grössten Teil gegenwärtig durch vierrädrige Wagen, nach europäischer Bauart, ersetzt worden.

unter den Palmen zerstreuten Negerdörfer; dann die flach über den Erdboden hingespannten dunkeln Zelte der Beduinen, gewirkt aus den langen Haaren ihrer braunen Ziegen.

An uns zogen vorbei Karawanen von Kamelen, hochbepackt mit dem in der Wüste geschnittenen Halfa-Grase (Stipa tenacissima) — im Binnenlande zu Flechtwerk viel verwandt und als wichtiger Ausfuhrartikel zur Papierfabrikation, besonders nach England, verschifft. Beduinen mit ihren langen, über den Rücken geworfenen Flinten ritten auf raschen Pferden an uns vorbei. Bêrber, die Arme und Beine völlig nackt, waren bei ihrer Garten- und Feldarbeit. Neger sassen vor ihren Hütten und flochten Matten. An den Schöpfbrunnen arbeiteten die Kamele, um in schwarzen Lederbeuteln das Wasser hinaufzuziehen, welches dann durch eine geschickte Vorrichtung ohne Menschenhilfe in die Wasserrinnen der Gärten und Plantagen sich ergoss. Kinder, kaum bekleidet, tummeln sich unter den Palmen und spielen mit den so wachsamen Berberhunden. Hier, vor einem Marabut, dem kuppelgedeckten Grabe eines Heiligen, hockt ein halbwahnsinniger Klausner, dessen langes, wirres Haar wohl niemals einen Kamm gesehen, und dessen zu kurzes Hemde wohl niemals Bekanntschaft mit Wasser und Seife gemacht hat. Er streckt uns die Hand entgegen, um eine Münze zu heischen.

Alle diese Dinge zogen an unsern Blicken vorbei. Wo die Gegend oder eine Menschengruppe besonders fesselnd war, da stiegen wir aus und gingen zu Fuss. Für solche Fälle waren Zigaretten mitgenommen, ein stets willkommenes Friedensgeschenk, welches die Thür zu jeder Hütte hier öffnet.

Um 11 Uhr hatten wir den äussersten Rand der Oase erreicht und durchquerten nun einen Gürtel, besetzt mit Steppengras. Dann kam eine zweite kleinere Oase »Aïn-Zâra«, das erste Ziel unserer Fahrt. Hier fliessen bedeutende Quellen reinen, schmackhaften Wassers, und es ist die Absicht der Regierung, durch den Bau einer Leitung sie der Stadt Tripolis zuzuführen. Diese ist ja zur Zeit nicht ohne die Versorgung mit diesem belebenden Elemente, dessen höchster Wert nirgends mehr als im Orient erkannt wird. Tripolis hat eine Reihe stattlicher Brunnen, gespeist aus einer bereits vorhandenen kleineren Wasserleitung. Sie sind stets umlagert von Kamelen und Eseln, auf denen Wasserverkäufer die grossen, thönernen, gefüllten Krüge denjenigen kleineren Häusern zuführen, welche einer Zisterne entbehren. Denn die grösseren Häuser sind sämtlich so eingerichtet, dass sie mit den Flächen ihrer horizontalen Dächer und ihrer grossen Binnenhöfe in den Regenmonaten dieses kostbare Geschenk des Himmels auffangen, um es durch Röhren in die unterirdischen zementierten Bassins zu leiten, welche meist unter dem ersten grossen Binnenhofe angebracht sind. Dieses Regenwasser, von dem ich selbst Jahre

lang*) getrunken habe, ist kühl und von reinstem Wohlgeschmack. Nur reicht es nicht alle Jahre, zumal wenn die Regenperiode eine kürzere war, zur Versorgung des Hauses aus, so dass ergänzend für das Bedürfnis der Stadt eine ausgiebige Wasserleitung hinzutreten muss.

Wir machten Rast! — Im Schatten eines Brunnens breiteten meine Leute einen mitgebrachten Teppich über den Erdboden, legten darauf eine Serviette und stellten auf dieselbe die mitgenommenen kalten Speisen, als Eier, Sardinen, Käse, Brot, Erdnüsse, Orangen und Kuchen; daneben Wasser und Rotwein. Ich setzte mit untergeschlagenen Beinen mich auf den Teppich und lud meine Leute ein, das Mahl mit mir zu teilen. Ben-Ghâzi, Hassan und Barka hockten im Kreise ringsumher. Dann kamen zwei Beduinen mit ihren langen, über den Rücken geworfenen Flinten vorbeigezogen. Aus Neugier machten sie Halt und wurden gleichfalls meine Gäste. Den dargereichten holländischen Käse befuhlten sie mit ihren Fingern, gaben ihn dann aber, als ihnen unbekannt, wieder zurück. Dagegen Brot, Orangen und Zigaretten nahmen sie gerne.

Der Grundzug des arabischen Charakters ist eine gewisse Noblesse der Gesinnung. Der Araber ist gastfrei und gefällig und keineswegs unbescheiden oder zudringlich, wie z. B. der Neger. Seine Umgangsformen besitzen einen natürlichen Anstand. Dieser zeigt sich namentlich auch beim Essen, selbst bei wenig gebildeten Leuten. Alle waschen sich zuvor, wenn auch oberflächlich, die Hände und hocken mit einem »bism Illâhi«, d. h. »Im Namen Gottes«, um die Schüssel herum, so dass bisweilen 6—8 Menschen sie umgeben und einen so weiten Kreis bilden, dass jeder nur ganz aus der Ferne mit den Fingerspitzen zulangen kann. Es würde für eine grosse Roheit gelten, durch zu rasches Essen seine Tischnachbarn übervorteilen zu wollen.

Ich habe es stets als ein grosses Vergnügen empfunden, mit diesen Kindern der Natur umzugehen, sie zu beobachten, sie zu Urteilen zu veranlassen, ihre weissen Zähne aus dem braunen Gesicht lachen zu sehen und ihren kleinen Liedern zu lauschen, die so gerne über ihre Lippen quellen. Ihre schlanken Glieder, durch das leichte Gewand in ihren Umrissen sichtbar, von Jugend auf in freiester Bewegung und beständig der wohlthuenden Einwirkung von Licht und Luft ausgesetzt, sind von einem Ebenmass, dass sie mit dem Musterbilde eines schönen Mannes, dem Doryphoros des Polyklet, in einen Wettbewerb treten könnten.

Die Araber haben ein feines Gefühl für freundliche Behandlung. »Ihr Deutschen seid doch andere Nazarener!« haben mir die Beduinen in ihren Zelten zum öfteren gesagt. Denn sie werden, namentlich in Tûnisien und Algier, von den Franzosen oft recht roh behandelt.

---

*) In den Staaten des La Plata, namentlich in Montevideo, Hauptstadt der Banda Oriental del Uruguay; Südamerika. 1863—67.

In Bezug auf den Wein gab es eine Spaltung in unserm kleinen Lager. Barka und die Beduinen lehnten ihn, als vom Korân verboten, streng ab. Dagegen Ben-Ghâzi und Hassan, welche als Städter den Fortschritt vertraten, tranken ihn gern, mit Wasser vermischt.

Nach beendigtem Frühstück bestieg ich einen benachbarten, ziemlich hohen Sandberg, um den vollen Blick in die Wüste zu geniessen. Der Sand, mit dem ich eine Flasche füllen liess, war von unendlicher Feinheit, staubartig, weich und hochgelb gefärbt. Er kann wohl, wenn der Wind ihn aufwirbelt, in alle Poren dringen. Ich streckte mich auf der Spitze des Hügels hin und schlürfte in vollen Zügen diese seltenen, langbegehrten Augenblicke! — Was der Knabe geträumt, was die Phantasie gemalt, das stand nun lebendig vor mir, die Wüste, die weite, die unermessliche! — — Das geheimnisvollste Schweigen unter dem ganz durchglühten Himmel, und keine Wolke, kein fremdes Wesen, keine Spur von Atmen und Leben, so weit das Auge reicht! —

Meine Leute waren wie toll vor Freude. Sie hatten alle Kleider abgeworfen und sprangen im Sande umher, wie bei uns daheim die Knaben im frisch gefallenen Schnee, sich darin rollend und einander bewerfend.

Doch es war nun Zeit, aufzubrechen. Wir hatten noch mancherlei zu sehen. Die Oase sollte noch nach Westen hin durchfahren werden, bis wir auch auf dieser Seite wiederum das Meer erreichten.

Unser nächstes Ziel war das schöne Gut eines früheren Generalgouverneurs, Alî Rizâ Pâchâ, eine Villa mit grossen Orangengärten und sich anschliessenden Maulbeerpflanzungen von 66 000 qm Flächeninhalt. Diese Plantage wird aus drei tiefen Brunnen mittelst einer Dampfmaschine bewässert. Alles stand noch voller Früchte, zwischen denen schon die neuen Blüten wieder hervorbrachen. Dieses Grundstück gehört jetzt den Erben des verstorbenen Pâchâ und steht für den geringen Preis von 15 000 Frcs! feil. Ein Oesterreicher, Dr. med. Louis Egmont Browski, früher Ober-Stabsarzt in der türkischen Armee und seit sechs Jahren in Tripolis wohnend, trägt sich mit der Absicht, hier ein deutsches Sanatorium für Lungenkranke anzulegen. Wir kommen später, bei der Besprechung der klimatischen Verhältnisse Tripolitaniens, auf diesen Plan zurück.

Nicht weit von dieser Villa liegt Bumeliana, ein Maschinenhaus in der Oase, welches dazu dient, das Trinkwasser für die Stadt zu heben und zur Speisung der Brunnen dorthin zu befördern.

Nun sahen wir bereits, von Westen her durch die Palmen herüberschimmernd, einen Streifen des blauen Meeres. An einer lagernden Karawane kamen wir vorüber. Für einige Zigaretten wiederholten uns die Beduinen das Schauspiel, wie man die Kamele sich lagern lässt, dann von hinten in den Sattel springt und durch den Druck der Hacken sie zum Aufstehen nötigt.

Wir hatten das Meer erreicht, fuhren jetzt wieder längs dem herrlichen, flachen Strande hin und näherten uns dem Südthore der Stadt, Bab el-Dschedid. Ich hatte Lust, von dem frischen Palmenwein zu trinken, und liess halten vor einem Kaffeehause, welches dem Malteser Nariko gehörte. Auf seiner Terrasse sassen Gruppen der besseren Stände. Aus dem Innern des Hauses erschallten Rufe, wie wenn jemand etwas ansagt, oder ausbietet. Ich trat ein. Wohl 25 Leute sassen an kleinen Tischen umher und hatten vor sich eine Anzahl von Lotto-Karten ausgebreitet, deren aufgedruckte Ziffern sie aufmerksam prüften. Ein Ausrufer, auf einem erhöhten Stuhle sitzend, griff in einen Sack, holte einen Stein nach dem andern hervor und rief dessen Nummer aus. Wo sich die gleiche Nummer auf der Lotto-Karte fand, wurde dieselbe von dem Inhaber mittelst einer weissen Bohne besetzt. Wer zuerst seine Karte voll besetzt hatte, gewann etwa zwei Franken. Da der Einsatz der Mitspieler für jeden einzelnen etwa 25 Centimes betrug, so machte Nariko immerhin ein gutes Geschäft.

Dem Kaffeehause gegenüber, in einem Knie der Stadtmauer, hatten sich die hier wohnenden Engländer einen Lawntennis-Platz eingerichtet. Wohl die ganze kleine Kolonie, Damen und Herren, etwa 20 Köpfe stark, hatte sich hier in der Abendkühle versammelt, und sie sprangen in ihren bekannten, seltsamen Spiel-Kostümen zwischen den aufgesteckten Netzen lustig hin und her.

Seitwärts auf einem grünbewachsenen Hügel turnten die Militär-Schüler, mit ihrem roten Fez auf dem Kopfe. Dazwischen hin lief die lebhaft befahrene Landstrasse. Und drüben, mit den blendend weissen Stadtmauern im scharfen Gegensatz der Färbung, schimmerte zwischen den Stämmen der Palmen hindurch die Fläche des tiefblauen, in der Glut der eintauchenden Sonne auffunkelnden Meeres.

Es war das in der That ein sehr ansprechendes Bild! — Palmenwein — (laqbê) ist der gegorene Saft der Dattelpalme. Um ihn zu gewinnen, macht man an der Spitze des Baumes ein Bohrloch in dem sogenannten dschummâr, dem jungen Holze, legt eine Kanüle in das Loch und befestigt unter derselben ein Gefäss, um den reichlich ausfliessenden Saft darin aufzufangen. Nur jüngere Stämme liefern reichlichen Saft, doch geht bei ihnen die Ernte des laufenden Jahres verloren. Der frischgewonnene Saft, Dattelmost, das Ergebnis einer Nacht, ist von blauweisser Färbung und hat einen stark gesüssten Geschmack. Doch der in ihm enthaltene Zucker zerfällt mit grosser Schnelligkeit, und schon am zweiten Tage hat man ein alkoholreiches Getränk von berauschender Wirkung. Nach dem Verlauf mehrerer Tage tritt indessen die sogenannte saure Gärung ein, und es bildet sich ein scharf schmeckender Essig. Palmen-Wein muss demnach möglichst frisch getrunken werden. Dem Moslim, welchem der Genuss berauschender Getränke untersagt ist, ist eigentlich



Eine Strasse in Tripolis.

nur Palmenwein in Gestalt des ganz frischen Mostes gestattet; doch überschreiten manche die Grenze und trinken auch alkoholischen laqbė.

Der uns vorgesetzte Palmenwein befand sich in dem letzteren Stadium und hatte einen angenehm herben Geschmack. Der Preis für einen halben Liter-Krug betrug etwa 15 Centimes. Dazu setzte der Wirt noch Brot und getrocknete Oliven auf den Tisch. Ich sass hier lange und betrachtete die eigenartige Umgebung. Meine Leute, welche auch ihren Anteil an Wein, Brot und Oliven bekamen, liessen sich die Ruhepause wohl gefallen. Dann fuhr ich nach der Stadt zurück.



KAPITEL VI.

Die militärischen Anstalten von Tripolis.

Der deutsch sprechende Kapitän, Herr Zia vom 15. Jäger-Bataillon, welcher von Sr. Excellenz dem Herrn Marschall Redjeb-Pàchà mit meiner Führung zum Zweck der Besichtigung der militärischen Anstalten von Tripolis beauftragt war, fand sich an einem der nächstfolgenden Tage, mittags 12 Uhr, mit mir zusammen in dem Hause des deutschen Vizekonsuls, Herrn L., wo wir beide zum Gabelfrühstück geladen waren.

Der Konsul ist Junggeselle, aber seinem grossen, höchst komfortabel eingerichteten Hause fehlen weder Gastlichkeit, noch Liebenswürdigkeit, noch die exakteste Führung. Das Frühstück, bestehend aus mehreren warmen Schüsseln nach türkischem Rezept, war ebenso schmackhaft in der Zubereitung, wie elegant serviert. Den Kaffee nahmen wir im Salon ein und promenierten dann plaudernd in der sehr breiten, an Luft und Schatten reichen Galerie, welche im oberen Geschoss den quadratischen, grossen Binnenhof rings umläuft. Aufgestellte Sitzmöbel und an den Wänden befestigte Bilder, meist Reise-Erinnerungen, waren ihr Schmuck.

Als ich nach unserer Verabschiedung in Begleitung des Kapitäns die Treppe hinabgestiegen war, stand für uns vor der Thür bereit die Equipage des Obersten Bahri-bey, Abkömmlings eines alten kurdischen Fürstengeschlechtes, des Vaters meines ebenso sachkundigen wie liebenswürdigen Führers; ein halbverdeckter, niedergeklappter Wagen von europäischer Bauart, mit zwei stattlichen Pferden bespannt und einem livrierten Neger als Kutscher. Mein Diener, Ben-Ghâzi, der heute zu einer weissen Kniehose eine gelbseidene Jacke und einen weisswollenen Sommer-Burnus angelegt hatte, setzte sich neben den Kutscher, und wir fuhren nun, wohlausgestattet, zuerst nach der Kaserne der Artillerie, dann nach der der Kavallerie, und zuletzt nach dem grossen Militärlazarett, indem wir uns die Besichtigung der Kaserne der Infanterie, sowie der Militärschule für einen der späteren Tage vorbehielten.

Die ersteren drei Bauwerke, einander benachbart, erstrecken sich über ein grosses Terrain östlich von der Stadt, nahe dem Rande der schon beginnenden Wüste, in welche bereits der Schiessplatz der Artillerie vorgeschoben ist, dem auf diese Weise an der gewünschten Ausdehnung nun gewiss nichts fehlt.

Ich glaube, dass wir angemeldet waren, denn in beiden Kasernen waren die Regiments-Kommandeure zur Stelle und empfingen uns mit dem nahezu vollzähligen Offizierkorps am Portale.

Die Gebäude beider Kasernen sind einstöckig und umschliessen einen äusserst geräumigen Hof, welcher zugleich als Exerzierplatz dient. Sie haben ausserdem einen gut gepflegten Baum- und Blumengarten zur Benutzung der Mannschaften, und in diesem einen reservierten Teil für die Offiziere. Hier, unter hohen Pfefferbäumen, grau und schmalblättrig belaubt gleich der Olive, aber von hängendem Habitus, deren kleine, runde Früchte des schwarzen Pfeffers bereits in der Ausbildung begriffen waren, nahmen wir beide Male nach der Besichtigung Platz zur kurzen Rast. Ringsum bluhten auf erhöhten Beeten, deren Ränder mit schwarzen und weissen Muscheln recht gefallig eingefasst waren, Levkoje und Geranium, Fritillaria und Ranunculus.

Die Türken sind bekannt als grosse Blumenfreunde. Von den Hochebenen Turkistans brachten sie einst nach Stambul viele, dem damaligen Europa noch unbekannte Blumenarten mit, als die Tulpe, die Syringe, die Hyazinthe, den Hibiskus, die Fritillaria und die Ranunkel, diese Lieblingsblume von Mohammed IV. So wurde Konstantinopel lange Zeit hindurch für den Westen Europas der Bezugsort einer neuen Gartenflora.*)

Die Offiziere schlossen hier um uns einen Kreis und es wurde bei Zigaretten und Kaffee eine Zeit lang recht behaglich, bald in deutscher, bald in französischer Sprache geplaudert.

Zur Seite dieses Gartens lag ein Feldstück, auf welchem Kartoffeln, Pufbohnen, Salat für die Mannschaften gezogen und durch dieselben auch in den dienstfreien Stunden bearbeitet wurden.

Unsere Besichtigung hatte sich jedesmal zugewendet zunächst den Mannschaftsräumen, dann den Stallungen und endlich der Küche.

Die Einrichtungen in beiden Kasernen stimmten so ziemlich überein.

Der Wohnraum für die Mannschaften war ein langer und hoher Saal, in welchem etwa 250 Mann zusammenlagen. Eine doppelte Säulenreihe schied den gewölbten Raum nach Art einer Basilika in drei Schiffe. Der Mittelgang blieb frei. Die Seitenschiffe hatten etwas erhöhte Estraden aus Holz. Direkt auf diesen befanden sich die Lagerstätten der Leute,

---

*) Viktor Hehn: »Kulturpflanzen und Haustiere in Uebergang aus Asien nach Europa.« Berlin, pag. 217 ff.

eine Matratze, eine wollene Decke, ein Kopfkissen. Dicht bei dicht schlafen hier die Mannschaften, alle den Kopf der Wand, die Füsse dem Mittelgange zugekehrt. Jeder hat unter seinem Kopfkissen seine ihm gehörende verschliessbare Holzkiste. Eine derselben wurde hervorgeholt und ihr Inhalt aufgezeigt. Es fanden sich darin Kleidungsstücke, Wäsche, Nähzeug, andere kleine Besitzgegenstände, alles durchaus rein und in bester Ordnung. Die Leute kleiden sich zur Nacht aus und decken sich zu mit ihrem guten, warmen Mantel. Ihre Leibwäsche, als Hemden und Unterbeinkleider, waschen sie selbst, wozu die Seife geliefert wird. Ein Barbier, der in der Hand eine Tablette mit Spiegel, Bürsten, Kämmen, Schere, Messer und Schaumbecken darauf, alles mit einem Tuche zugedeckt, auf dem Hofe an uns voruberschritt, wurde angehalten und musste sein Werkzeug aufzeigen. Es war alles reinlich gehalten. Solch ein Mann bedient jedesmal eine bestimmte Gruppe seiner Kameraden. Es mag hier gleich erwähnt werden, dass eine religiöse Vorschrift den Moslim anhält, Nägel an Händen und Füssen kurz zu tragen und diesen Schnitt jeden Donnerstag Abend zu erneuern. Solche Vorschrift trifft selbstredend auch die Soldaten und es fielen mir an deren Händen die gut geschnittenen Nägel auf.

Seine Stiefel und Schuhe hat jeder Soldat zu seinen Füssen in dem Hohlraum unter der Estrade aufgestellt. Längs der Wand hingen im guten Putzzustande die Waffen, sowie die Sättel mit eingefetteten Steigbügeln.

Ein grösserer Abschnitt dieser Estraden war auf beiden Seiten nicht mit Schlafmatratzen belegt. Diese freien Plätze dienten zur Einnahme der warmen Mahlzeiten, welche zweimal täglich, des Mittags und des Abends, verabreicht werden. Dorthin werden, wenn die Stunde des Essens schlägt, kreisrunde, weiss gescheuerte Holztische von etwa einem Meter Durchmesser auf ganz niedrigen Füssen aufgestellt und auf dieselben runde Brote und Holzlöffel gelegt, alles für fünf Mann berechnet. Sobald die kupferne, innen verzinnte Schüssel gefüllt mit der Speise auf diesen Tisch gestellt ist, setzt sich die Rotte mit unterschlagenen Beinen rings um denselben und jeder spricht das kurze arabische Tischgebet: »bism Illâhi«, d. h. »Im Namen Gottes!« — Dann essen sie ohne Unterhaltung. Es macht das alles einen sehr guten und geordneten Eindruck. Bei der Abendmahlzeit, welcher ich beiwohnte, kamen zur Verteilung erst eine Reissuppe, dann kleine Stücke von Hammelfleisch mit weissen Bohnen in einer kräftigen Brühe zusammengekocht. Ich kostete von beiden Gerichten, zu welchem Zwecke mir von einem Unteroffizier ein silberner Löffel auf weisser Serviette gereicht wurde. Beide Speisen fand ich schmackhaft. Die Leute sahen auch sämtlich gut ernährt aus. Ausserdem bekommt jeder Soldat eine Monatslöhnung von $3\frac{1}{2}$ Mark, in unserm

Geldwert ausgedrückt. Die kupfernen Essschüsseln hängen, wenn ausser Gebrauch, blankgeputzt an den langen Reihen der Säulen, welche die Decke dieses Wohnraumes tragen.

In den Pferdeställen, welche hoch, luftig und ammoniakfrei waren, standen die Pferde in bequemer Entfernung an Doppelkrippen, die Köpfe einander zugekehrt. Sie waren im guten Putzzustande und ihr Futter setzte sich zusammen aus Gerste und grünem Klee.

In der Artilleriekaserne besichtigten wir dann noch den langen Schuppen, unter welchem die Geschütze aufgefahren standen, sämtlich Krupp'sches Fabrikat. Sie waren in musterhafter Ordnung; wie denn überhaupt die Artillerie unter den hier vertretenen Waffengattungen mir die Palme davonzutragen scheint.

An die Besichtigung der Artillerie- und Kavalleriekaserne schloss sich unmittelbar an ein Besuch des grossen Militärlazaretts. Dieses ist ein ganz neuer und stattlicher Bau mit zwei ausgreifenden Flügeln, welche einen Garten umfassen. Zweistöckig, besitzt er in jedem Geschoss einen breiten Wandelgang, dessen offene Hallen dem Garten zugekehrt sind. Hier ergehen sich die Rekonvalescenten. Ziemlich stark belegt, musste dieses neue Haus noch mit einer alten Einrichtung sich behelfen; die bessere wurde erst aus Stambul erwartet. Die Kranken waren übrigens gut und reinlich gebettet und jeder hatte am Hauptende seines Lagers den ihn betreffenden Krankenbericht.

Da die Stunden des heutigen Tages erschöpft waren, so beschlossen wir, den Besuch der Infanteriekaserne, sowie der Militärschule, einem der nächsten Tage vorzubehalten. Doch mag hier gleich der Bericht über die genannten Anstalten sich anschliessen.

Die Kaserne der Infanterie fällt besonders stattlich ins Auge. Sie ist ein sich breit auslegender Bau von zwei Stockwerken und drei Flügeln, in gelber Abtönung. Seine Lage ist hart am Meere, vor dem Thore Bab el-Chandag, also im Osten des spanischen Schlosses. Zwischen diese beiden Bauwerke, Schloss und Kaserne, legt sich die breite Sandfläche der Ostbucht, auf welcher der später zu beschreibende, so überaus originelle und hochinteressante Wochenmarkt von Tripolis sich aufbaut.

In jener von uns besuchten Infanteriekaserne war insofern eine abweichende Einrichtung getroffen, als ein Vierteil der Mannschaften untergebracht war in Leinwandzelten, welche den hinteren Teil des geräumigen Kasernenhofes einnahmen. Die Zelte standen auf einem Kranz von Mauerwerk, welches die Höhe von etwa 70 Centimetern hatte, und waren so geräumig, dass zehn Mann darin wohnen und schlafen konnten. Dieser Einrichtung lag in keiner Weise Raummangel zu Grunde, sondern lediglich die Absicht, die Leute abzuhärten. Denn in den Nächten tritt auf der Nordküste Afrikas, selbst in den Sommermonaten, eine sehr starke

Abnahme der Wärme ein. Ich beobachtete selbst auf einer Reise durch die Saharâ in Zelten ein Sinken des Thermometers bis auf + 5° R. Jene Abhärtung kann also durch diese Art der Einquartierung vollkommen erreicht werden. Um diese Uebung allen zuzuwenden, wechseln die Bataillone in der Belegung dieser Zelte ab.

Die Eingeborenen von Tripolitanien werden zur Zeit noch nicht für den Militärdienst rekrutiert. Die hier stehenden Regimenter setzen sich zusammen aus Leuten der zahlreichen Provinzen des weiten türkischen Reiches, reichend vom Euphrat bis zum Adriatischen Meere. Doch um die Eingeborenen nach und nach an den Militärdienst zu gewöhnen, werden dieselben drei Monate lang im Jahre, abends einige Stunden in den Waffen geübt und zu einer Art Miliz ausgebildet. Als Instrukteure für diesen Zweck dienen Leute aus dem unter Kapitän Zia stehenden, besonders gut durchgebildeten 15. Jägerbataillon.

Ich sah diese Araber in ihrem weissen Burnus auf dem Platze vor der Kaserne eifrig ihren militärischen Uebungen obliegen.

Unter den von mir besuchten Kasernen besitzen zwei eine eigene Moschee, in welcher die Soldaten die von ihrem Propheten vorgeschriebenen Gebete (fünfmal innerhalb 24 Stunden) verrichten; und eine von ihnen besitzt sogar ein eigenes warmes Bad nach arabischer Einrichtung zur Benutzung der Leute.

Von besonderem Interesse für mich aber war der Besuch der Militärschule in Tripolis, welche etwa den Voranstalten unseres preussischen Kadettenkorps entspricht. Und ich war in der Lage, über dieselbe ein Urteil um so mehr zu fällen, als mir Einrichtung wie Lehrplan unserer heimischen Kadettenhäuser aus eigener mehrjähriger Thätigkeit an denselben hinlänglich bekannt waren.

Das Gebäude, in welchem diese Schule untergebracht war, liegt mitten in der Stadt und ist ein dreistöckiger Bau, dessen Stockwerke um einen geräumigen, quadratischen Hof sich erheben.

Sie wird besucht von 230 Schülern, darunter 160 Externen und nur 70 Internen. Letztere werden ganz auf Kosten der osmanischen Regierung unterhalten; erstere erhalten nur freien Unterricht. Doch alle sind uniformiert. Als Lehrer wirken an dieser Schule sieben kommandierte Offiziere, drei Zivilisten und zwei Priester mohammedanischen Glaubens. Ein Major steht als Kommandeur an der Spitze der Anstalt. Das Jahresbudget der Schule beträgt 2000 türkische Pfund = ca. 45 000 Mark.

Die Aufnahme der Zöglinge erfolgt mit dem 12. Lebensjahre und setzt bei ihnen nur die Kenntnis der Elementarfächer sowie der Grundbegriffe aus dem Korân voraus. Dann verbreitet sich der Lehrplan dieser Schule, verteilt auf drei Klassen, ausser der Repetition des mitgebrachten elementaren Wissens, über die vaterländische Geschichte, die Geographie

sämtlicher fünf Weltteile und folgende Sprachen: das Türkische, das Arabische, das Französische, sowie über die Anfangsgründe auch im Englischen. Der Unterricht im Deutschen ist der Haupt-Kadettenanstalt in Konstantinopel vorbehalten und wird dort fleissig geübt. Das freie Handzeichnen wird gleichfalls gelehrt, und ich sah einzelne mehr als mittelmässige Leistungen desselben.

Es wurden in meiner Gegenwart und zum Teil durch mich selbst Lehrproben in den wissenschaftlichen Fächern abgehalten. Sie fielen befriedigend aus. Ein Kadett der obersten Klasse schrieb mehrere Sätze in französischer Sprache nach meinem Diktat fehlerlos an die Wandtafel. Ein anderer zeigte auf einer Wandkarte ohne zu irren die Länder und Hauptstädte Europas. Die körperliche Haltung der Zöglinge war eine stramme. Auch fand ich sie höflich. Wenn sie später mir auf den Strassen von Tripolis begegneten, so grüssten sie respektvoll.

Alle diese 230 Schüler stammen aus Lybia tripolitana, gehören Familien von sehr verschiedener Lebensstellung an und tragen eine Hautfarbe, sich abschattierend vom reinen Weiss der indogermanischen Rasse bis zum Ebenholzschwarz der Sudanesen.

Die Zöglinge, welche diese Anstalt durchlaufen haben, sind übrigens nicht gezwungen, sämtlich dem Militärdienste sich zu widmen. Sie dürfen, ausgestattet mit der hier erworbenen Bildung, ausscheiden und gelten dann für befähigt, in Tripolitanien subalterne Posten in der Zivilverwaltung zu bekleiden. Auch steht es den Zöglingen frei, mit dem erworbenen Abgangszeugnisse zu gehen, entweder nach Stambul, um in die dortige Schule für Mediziner einzutreten, oder nach Kairo, um in der theologischen Fakultät der dortigen Universität El-Azhar für den höheren Dienst an den Moscheen als Mo'allim sich vorzubereiten.*)

Indessen diejenigen Kadetten, welche Offiziere der Armee zu werden wünschen, werden von Tripolis aus nach Stambul in die dortige Haupt-Kadettenanstalt überführt.

Die Aufnahme in die Militärschule zu Tripolis ist stark umworben, und die osmanische Regierung erzieht sich hier offenbar ein ebenso brauchbares wie ergebenes Offizier- und Beamtenkorps, gesammelt aus allen Ständen der Eingeborenen des Landes. Unter den Unterrichtsanstalten von Tripolis ist auch zu nennen die neu eröffnete Industrieschule. Untergebracht ist sie in einem palastartigen Gebäude von 35 Fenstern Front, gelegen an dem Boulevard Hamidiyé. Namik-Pâchâ legte zu ihr den Grundstein, aber vollendet und eröffnet wurde sie erst durch dessen Nachfolger Hafiz Mehemmed-Pâchâ im Sommer 1901. Ihr Zweck ist, die Heranbildung eingeborener Waisenknaben zu Handwerkern. Im Alter von zehn Jahren auf-

*) Diplomatic and Consular reports. Trade of the Vilayet Tripoli for the year 1897, pag. 18. London.

[illegible] Spe[illegible]
[illegible] Die Kleidung [illegible]
[illegible] Beinkleid und H[illegible]
[illegible] Arbeitsgruppe [illegible]
[illegible] Das Material für die
[illegible] hinter der Sch[illegible]
[illegible] Ihre abgepflückte
eine [illegible] Säle und werden d[illegible]
wandern [illegible] liegen die silbe[illegible]
Tische [illegible] Entwickelung. In [illegible]
Raupen [illegible] genau unterwiesen. Auf
handlung [illegible] blühende Seidenzucht au[illegible]
Weise [illegible]
Tripolitanien [illegible]

Ich besichtigte sämtliche Räume unter Führung des derzeitig[illegible]
rektors, Hauptmanns [illegible] effendi; doch liegt die oberste Leitung
Händen des Brigadegenerals [illegible]-Pascha.

Mittel, der [illegible] entnommen, unterhalten die Anstalt, von [illegible]
nicht bezweifelt werden kann, dass sie ein Segen für das ganze Lan[illegible]
zumal die Hebung des Gewerbefleisses hier verknüpft wird mit de[illegible]
ziehung elternloser Knaben, die sämtlich gut gehalten und gut er[illegible]
rege Arbeitslust zeigten. Die gefertigten Gegenstände, in einem [illegible]
stellungssaale der Anstalt vereinigt, sind käuflich.



Der grosse Dienstagswochenmarkt in Tripolis.

wärts, wohnen zur Zeit 60 Kinder im Hause, welche zu Tischlern, Schuhmachern, Schneidern, Teppichknüpfern, Gerbern, Schriftsetzern und Seidenwirkern ausgebildet werden. Sie schlafen, essen und arbeiten ausschliesslich im Hause. Jeder Zögling verfügt über ein sauberes Bett in einem der beiden Schlafsäle und über ein reinliches Couvert im Speisesaale, wo zwei warme Mahlzeiten täglich verabreicht werden. Die Kleidung, vom Staate geliefert, besteht übereinstimmend für alle in Beinkleid und Hemde aus blauer Leinwand und einem roten Fez. — Jede Arbeitsgruppe untersteht einem geprüften Werkmeister als Lehrer. Das Material für die Seidenwirkerei wird im Hause selbst gewonnen. Dicht hinter der Schule liegt eine ausgedehnte Plantage von Maulbeerbäumen. Ihre abgepflückten Blätter wandern hinüber in neue dafür bereit gehaltene Säle und werden dort über Tische ausgebreitet. Auf diesen grünen Polstern liegen die silbergrauen Raupen in den verschiedenen Stadien ihrer Entwickelung. In der Behandlung dieser Tiere werden die Knaben genau unterwiesen. Auf solche Weise hofft man die in Anatolien so blühende Seidenzucht auch auf Tripolitanien zu übertragen.

Ich besichtigte sämtliche Räume unter Führung des derzeitigen Direktors, Hauptmanns Kiamil effendi; doch liegt die oberste Leitung in den Händen des Brigadegenerals Bari-Pâchâ.

Mittel, der Provinz entnommen, unterhalten die Anstalt, von der es nicht bezweifelt werden kann, dass sie ein Segen für das ganze Land ist; zumal die Hebung des Gewerbefleisses hier verknüpft wird mit der Erziehung elternloser Knaben, die sämtlich gut gehalten und gut ernährt, rege Arbeitslust zeigten. Die gefertigten Gegenstände, in einem Ausstellungssaale der Anstalt vereinigt, sind käuflich.



IV.



Der grosse Dienstagswochenmarkt in Tripolis.

KAPITEL VII.

Das arabische Bad „hammâm".

Durch alle mohammedanischen Städte verbreitet, findet man das Dampfbad »hammâm«. Am vornehmsten ausgestattet sind dieselben in Damaskus, am behaglichsten in Tûnis, am dürftigsten, bis zur Unsauberkeit, in Kairo. In Tûnis sind sämtliche 60 Badeanstalten nur über Tag offen; in Stambul einige, dagegen in Algier sämtliche auch des Nachts Hier dienen sie vielen, welche bei kurzem Aufenthalt ein Hôtel vermeiden, als ständiges Nachtquartier. Der Europäer darf diese speziell muselmännischen Bäder überall besuchen und wird meist sogar ausgesucht zuvorkommend dort behandelt. Nur in Marokko verschliesst religiöser Fanatismus dem Fuss des Christen, wie die Moschee, so auch die Thür des arabischen Bades. Ich selbst habe dort diese Abweisung erfahren.

Wer auf seinen Orientreisen das Bedürfnis fühlt, Staub, Schweiss, Ermüdung, auch wohl eine gelegentliche Erkältung abzuschütteln, findet dazu die beste Gelegenheit im hammâm. Helmuth von Moltke, in seinen Briefen über die Türkei, spendet diesen Bädern ein beredtes Lob, in welches ich, aus reicher Erfahrung, voll einstimme.

Die Stadt Tripolis besitzt drei sehr gut eingerichtete Badeanstalten, hammâm el-hebir, hammâm el-Saghir und hammâm el-Gurgeh. Die Einrichtung derselben habe ich in allen Städten des Orients im wesentlichen übereinstimmend gefunden.

Wenn nicht die auf dem flachen Dache zum Trocknen aufgehängten und im Winde flatternden, zahlreichen Leinentücher dir schon von weitem das hammâm anzeigen, so thut dieses in der Nähe ganz gewiss die in grellen Farben auffallend bemalte Eingangspforte, welche zuweilen über dem arabischen Rundbogen auch eine Aufschrift trägt, den Zweck des Hauses nennend in der Sprache des Landes, welcher hier und dort hinzugefügt ist eine Uebersetzung, meist in der Sprache der Franken.

Dicht hinter dieser Eingangsthür liegt das Kabinett des Barbiers, einer Respektsperson im Morgenlande. Er kann stets lesen und schreiben und

spielt den Vermittler bei vielen Geschäften, namentlich in Heiratssachen. Es fehlen diesem Raume die bei uns üblichen grossen Spiegel und Armsessel. Ein teppichbedeckter Divan läuft an den Wänden umher. Auf ihm mit untergeschlagenen Beinen sitzend, wird der Gast bedient. Sonst ist der Raum bunt genug ausgemalt; auch entbehrt er nicht der Vergoldung. Schaumbecken, Bürsten, Scheren hängen an Nägeln, dicht unter der niedrigen Zimmerdecke. Der Araber mit nur schwachem Wuchs des Bartes lässt diesen selten rasieren. Dafür trägt er das dichte, schwarze Kopfhaar völlig gekürzt, ja oft mit dem Messer bis zur Wurzel entfernt. Der Glaube, dass dieses den Augen dient, ist verbreitet. Ebenso lässt er die sämtlichen anderen Teile des Körpers, welche eine schützende Haardecke tragen, glatt rasieren. Dieses geschieht der Reinlichkeit wegen, um dem Schweiss, wie dem im Orient so verbreiteten Ungeziefer (namentlich kamla-Laus) die Möglichkeit eines Schlupfwinkels zu nehmen. Der Körper erfährt so, völlig glatt, im Bade eine viel durchgreifendere Reinigung, und Europäer, bei längerem Aufenthalt im Orient, schliessen sich dieser Sitte nicht selten an. Diese Glättung geschieht durch den Barbier während des Bades, der zugleich auch an Hand und Fuss die Nägel schneidet, welche der Orientale ganz kurz zu tragen gewöhnt ist. Aus diesen Gründen fehlt niemals die Barbierstube im engen Anschluss an ein orientalisches Bad.

Weiterschreitend betreten wir eine hochgewölbte, luftige Halle. Sie ist der Auskleideraum der Badegäste und zugleich ihr Konversationszimmer. Denn der Orientale liebt es, sich mit seinen Freunden im Bade zu treffen. In Algier namentlich, wo die Bäder die ganze Nacht offen sind, tönt diese Halle des Abends wieder von Gesang, Spiel und wohl auch Tanz, beim Geplauder unter dem Genuss von Kaffee, Limonade und Pfeifen.

Vier im weiten Abstand stehende Säulen umschliessen in dieser Halle ein Quadrat, in dessen Mitte ein Springbrunnen seinen kühlenden Wasserstrahl aus einer Marmorschale aufsteigen lässt. Auf den Kapitälen dieser Säulen ruhen vier Bogen von weiter Spannung. Und diese wiederum tragen eine Kuppel, deren Rundung sternförmige Oeffnungen durchbrechen, welche, glasbedeckt, das Licht am Tage von oben einfallen lassen. Dieses Quadrat erweitert sich auf seinen vier Seiten zu tiefen, viereckigen, offenen Nischen. In ihnen stehen die mattenbelegten Divans, auf welchen die Badegäste vor dem Bade sich auskleiden und nach demselben schlafen. Eine dieser Nischen ist durch eine Glaswand von der Halle abgeschlossen, bildet ein behagliches und elegant ausgestattetes Kabinett und wird den Honoratioren zum Auskleiden und Ausruhen geöffnet. Europäer werden, auch ohne ihr Verlangen, sofort in diesen besseren Raum geführt.

Die Wandflächen der Halle, sowie Säulenschäfte und Bogen sind bunt bemalt, zumeist in den Farben des Propheten, grün, rot und weiss. An ihrem Eingange links, in einer vergitterten Nische, mit untergeschla-

genen Beinen hockt der Besitzer, vor sich eine blank geputzte, verdeckte Messingschüssel, die Kasse. Von hier aus beobachtet und leitet er alles. Seinen Händen vertraut man Uhr und Geldtasche an. Ihm gegenüber, vom Eingange rechts, hat seinen Stand der Kaffeewirt (kahwadschi, sprich: kahwaggi), welcher Kaffee, Limonade, einen stark gewürzten Thee und Pfeifen bereit hält. Nach beendigtem Bade werden diese Erfrischungen von den auf ihren Polstern ausruhenden Gästen gerne angenommen und dem gefalligen Manne mit einer Kleinigkeit vergütet.

Diese Halle, zumal belebt durch zahlreiche, bunt gekleidete Besucher, macht einen überraschend freundlichen, vollkommen orientalischen Eindruck, und ich habe es immer bedauert, dass es nirgends möglich war, eine photographische Darstellung von ihr zu kaufen.

Dem Eingeborenen wird ein grosses, viereckiges, buntfarbiges Tuch hingebreitet. Dahinein knüpft er seine ausgezogenen Kleider und benutzt dieses Bündel zugleich als Kopfkissen, wenn er nach dem Bade auf seinem mattenbelegten Divan sich hinstreckt. Der Europäer findet in jenem Herrenkabinett, Borde mit Haken zum Aufhängen seiner Sachen. Ein Badediener hilft dir beim Auskleiden, knüpft ein bunt gestreiftes Tuch um deine Lenden, hüllt Kopf und Brust in weisse Tücher, schiebt unter die nackten Füsse Holzsandalen und führt dich dann, unter sorgfältiger Unterstützung, quer durch die Halle, in die eigentlichen Baderäume.

Ich habe mich immer gewundert, wie diskret, leise und aufmerksam diese Leute in ihren Handreichungen sind, selbst wenn der Neuling sich noch nicht sprachlich mit ihnen verständigen kann.

Die eigentlichen Baderäume gliedern sich in vier Abteilungen. Die erste ist der Wäscheraum. Hier werden die Kopf- und Brusttücher wieder abgenommen. Das Lendentuch bleibt. Und nach dem Bade empfängt man hier von neuem frische, gewärmte Wäsche. Die zweite und dritte Abteilung haben eine Temperatur von + 25—30° R. und dienen zum Massieren. Sie sind gleichfalls durch Kuppeln überwölbt und haben von oben einfallendes Licht. Ueber ihrem Steinfussboden erheben sich niedrige Divane, von weissen Marmorplatten überdeckt, auf welchen die Massage vor sich geht.

Wir durchschreiten diese Räume und wenden uns der vierten Abteilung zu. Hier herrscht eine Temperatur von + 30—40° R. Die Luft ist feuchtwarm, ohne dunsterfüllt zu sein, aber es tropft beständig von der gewölbten Decke herab. Das Atmen ist in keiner Weise beengt. Steinlager laufen auch hier längs der Wände, auf welche man niedersitzt oder sich ausstreckt. An dem einen Ende dieses langgestreckten Raumes befindet sich ein grösseres Becken mit stark erwärmtem Wasser, in welches 5—6 Personen zu gleicher Zeit hinabsteigen können, um bis zur Brust einzutauchen.

3*

Ein Aufenthalt von einer Viertelstunde in diesem Saale genügt, dass der Schweiss aus allen Poren bricht und am Körper herabperlt. Bald stellt sich auch der Masseur ein und bietet seine Dienste an.

Mit ihm betritt man einen der Mittelräume. Ueber den Marmortisch hin hat er bereits ein grosses, reines Leinentuch gebreitet und ein zweites Tuch als Kopfkissen hingelegt, für dich zum bequemen Lager. Nun beginnt diejenige Behandlung, welche diese Bäder so genussreich wie heilsam macht, eine vollständige Durcharbeitung des ganzen Körpers, der bei seinen durch den starken Schweiss geöffneten Poren und der geschmeidig gewordenen Haut doppelt empfänglich dafür wird. Jedes Gelenk wird auf seine Beweglichkeit hin geprüft, jeder Muskel gestrichen, jeder Finger gereckt. Dann mit einem dunkeln Frottierhandschuh und stark erwärmtem Wasser, welches in einem kupfernen Becken zur Seite steht, wird alle abgestorbene Haut von dem Körper heruntergerieben. Rollenweis legt der Masseur sie dir in die Hand und sagt dabei scherzend »Maccaroni«. Es ist erstaunlich, wie viele dieser Hautschuppen jedesmal vom Körper getrennt werden. In der Regel teilen sich zwei Badeknechte in diese Arbeit, indem der eine dir zu Häupten, der andere dir zu Fussen auf dem niedrigen Marmortische kauert. Aber die Behandlung dauert mindestens eine halbe Stunde und wird mit grosser Gründlichkeit vorgenommen, namentlich, wenn du zuvor einen kleinen »bakschisch« versprochen hast. Diese Badediener sind in der Regel Araber, selten Mulatten oder gar Neger; auch niemals alte Leute, sondern kräftige junge Burschen von gutem Aussehen. Ihre Griffe sind geübt und verursachen nicht den geringsten Schmerz, im Gegenteil, in dem angenehm erwärmten Raume ein von Minute zu Minute steigendes Wohlbehagen.

Nach dieser Knetkur bringt dich der Masseur in ein abgeschlossenes Kabinett. Auf einem Steinsitz, neben einem Becken, gefüllt mit sehr stark erwärmtem Wasser, lässt du dich nieder. Hier kniet der Mann sich vor dich hin, und aus einer Thonschale, gefullt mit Baststreifen und dem lockeren Schaume einer arabischen Seife, gewonnen aus einem grauen Seifensteine, seift er dir noch einmal alle Glieder gründlich ab; wenn du es willst, auch den Kopf, indem er sich durch seine tastenden Finger überzeugt, ob die Kopfhaut glatt und rein ist. Dann erfolgt ein starkes Uebergiessen erst mit warmem, dann mit kaltem Wasser und schliesslich in dem ersten Abteil das Abtrocknen und das Einhüllen in weisse, saubere, weiche und angenehm erwärmte Tücher. Ein regelrechter Turban wird dir aus einem Handtuch um den Kopf gewunden, ein neues Lendentuch geknüpft, ein anderes Tuch als Burnus um Brust und Arme geschlungen, Sandalen an die Füsse gelegt. So, weiss drapiert wie ein indischer Fürst, führt dich der Badediener zurück in dein abgeschlossenes Kabinett auf den Divan, rückt dir die Kissen zurecht, deckt dich mit einer weichen

Decke zu und fragt nach deinen Wünschen, ob Kaffee, oder Limonade und Wasserpfeife.

Hat das Baden bisher eine Stunde gedauert, so ruht man jetzt, wenn deine Zeit dieses gestattet, gern zwei Stunden. Ein unendliches Wohlbehagen ergreift alle Glieder, die Haut blüht rosig auf, jede Pore atmet, jeder Muskel ist elastisch und eine wohlthuende Ermüdung, welche bald in tiefen Schlaf versinkt, wird die Quelle einer vollkommenen Erfrischung mit der du dann nach zwei Stunden aufstehst, um dich anzukleiden.

Während dieses Ruhens meldet sich in der Regel der Barbier, um die Fussnägel zu schneiden und die Fusssohlen wie Hacken mittelst feinen Bimsteins zu glätten. Auch dieses wird sehr geschickt und schmerzlos ausgefuhrt.

Es ist auffallend, dass nur in den mohammedanischen Städten, rings um das Becken des Mittelmeeres, diese wirklich vollkommenen Badeanstalten anzutreffen sind. In Griechenland, Italien, Spanien fragt man vergebens nach ihnen; hier kommt man über das Angebot eines simplen Wannenbades nicht hinaus. Offenbar hängt diese so durchgreifende und erquickende Art der Reinigung des ganzen Körpers zusammen mit den Vorschriften des Korân, welcher dem Muselmann die grösste Reinlichkeit, nicht bloss in den kleinen Waschungen vor jedem Gebet, sondern auch in häufigen grossen Waschungen zur Pflicht macht.

Man zahlt, nach orientalischem Brauch, nicht beim Eintritt, sondern beim Austritt aus dem Badehause. Die ärmeren Eingeborenen geben vielfach nichts, weil fromme Stiftungen häufig diesen Bädern zufliessen, die Wohlhabenden zahlen einen halben Frank in die Kasse und selten wohl ein Geschenk an die Dienerschaft. Ich gab stets das Dreifache in die Kasse und empfing dafür von dem Besitzer eine dankende Verneigung, auch wohl einen Händedruck. An den Masseur und den Diener, welcher beim Auskleiden mir geholfen hatte, gab ich in der Regel je einen Frank, und fand bei solchem Geschenk die aufmerksamste Bedienung.

Es ist mir vorgekommen, dass ich bei Reisen im Innern ermüdet und bestaubt in einer kleinen Stadt ankam und alsbald das Bad aufsuchte. Verdriesslich war es dann, zu hören: »In diesen Nachmittagsstunden haben Frauen das Besuchsrecht!« In solchen Fällen einigte ich mich mit dem Besitzer, dass er zeitig, um 5 oder 6 Uhr abends, die Frauen entfernte und mir seine Baderäume, frisch gereinigt, zur alleinigen Benutzung stellte Ihre Forderung dafür war anfangs 10 Francs, doch waren die Leute schliesslich auch mit der Hälfte zufrieden; die Bedienung war dann eine noch sorgfältigere.

Hast du beim Verlassen des »hammâm« Herrn und Knecht gelohnt und auch dem Kaffeewirte einen Piaster in seinen Teller geworfen, dann springt wohl einer noch auf den Wink des Hausherrn herzu und be-

sprengt deine Hände mit dem bei den Orientalen so beliebten Extrakte der Orangenblüte.

Sicher trittst du nun frisch und froh auf die Strasse hinaus und schreitest, da es inzwischen Abend geworden ist, an den Budiken der Handwerker, Händler und Garköche vorüber, deren Inneres, jetzt hell erleuchtet, noch einen viel interessanteren Einblick gestattet in das Thun und Treiben ihrer Bewohner als am Tage.



KAPITEL VIII.

Die Moschee und die von ihr ausgehenden religiösen Wirkungen.

In meiner Audienz bei dem Generalgouverneur Hachim-bey war mir durch denselben auch die Ermächtigung erteilt worden, sämtliche Moscheen der Stadt nach meiner Auswahl besuchen zu dürfen. Diese Ermächtigung war um so wertvoller für mich, als in dem mir bereits bekannten Tûnisien ich sämtliche Moscheen den Christen verschlossen gefunden hatte, ausgenommen die einzige Stadt Kairuân, wo deren Oeffnung durch die französische Regierung erzwungen worden ist.

In derselben schroffen Weise entzieht Marokko den Besuch seiner Moscheen den Christen; doch in Algier, Kairo, Stambul fand ich später dieselben jeder Zeit zugänglich gegen ein feststehendes Eintrittsgeld.

Ein schriftlicher Erlaubnisschein war mir für diesen Besuch nicht ausgefertigt worden, sondern Se. Excellenz hatte einen französisch sprechenden Offizier der türkischen Garnison mit meiner Begleitung beauftragt, welcher den mündlichen Befehl zur Oeffnung des Heiligtums für mich überbringen sollte. Dieser Herr suchte mich Sonntag, den 18. März, als ich soeben von dem Besuch des englischen Gottesdienstes zurückgekehrt war, in meinem Hôtel auf, um sich höflich nach der mir genehmen Stunde des Besuchs zu erkundigen. Wir verabredeten uns auf denselben Nachmittag zwei Uhr.

Von den sechs grösseren Moscheen der Stadt hatte ich den Besuch von vieren ins Auge gefasst: Gurgi, Carouba, Naga und Ahmed pâchâ.

Unser Wort Moschee ist entstanden durch Korruption des arabischen Wortes »mesdschid«, d. h. Ort des Niederstreckens, der Anbetung, aus welchem die Spanier zunächst das Wort »mezquita« bildeten.

In der baulichen Anlage dieser Heiligtümer habe ich ein doppeltes System gefunden, welches ich als den arabischen und den türkischen Baustil unterscheiden möchte. Der arabische Stil hat zum Vorbilde einen mit

Palmen- oder Orangenbäumen reihenweise bepflanzten Hof oder Garten. So ist denn dieser Moscheen erster Teil stets ein offener viereckiger Hof, welchen auf drei Seiten Arkaden als Wandelgänge umfassen. In seiner Mitte steht der Brunnen für die jeder Gebetsübung vorangehende kleinere Waschung von Händen, Füssen und Antlitz. Parallele Reihen von Bäumen, in gleichen Abständen gepflanzt, überziehen diesen Hof, geben ihm Anmut und Schatten. Auf der vierten Seite setzen sich diese parallelen Linien der Baumreihen fort, aber hier in der Gestalt von mittelstarken Steinsäulen, welche auf meist verschieden geformten Kapitälen eine flache Holzdecke tragen, deren Balken mit den dazwischen laufenden Rinnen dem Beschauer sich zukehren und in bunten Farben, mit stark aufgetragener Vergoldung, abgetönt sind. Zuweilen vermitteln aufgesetzte Bogen den Uebergang zwischen Säulenknauf und Decke, aber nicht immer. Drei Umfassungsmauern schliessen diesen Säulenwald nach hinten zu ab. Die Anzahl der Säulen im Heiligtum steht nicht fest, sondern wechselt, je nach dem Reichtum der Anlage. Auch entsteht dadurch eine Abwechslung, dass dieser heilige Raum gegen den bepflanzten Vorhof bald durch Thüren sich abschliesst, bald völlig offen bleibt. Matten oder farbenreiche Teppiche ziehen sich zwischen den Säulenfüssen hin, um den Fussboden zu bedecken, und zahlreiche, meist schmiedeeiserne Kronleuchter mit vielen Glaslampen besetzt, in denen auf Olivenöl schwimmende Dochte eine kleine Flamme geben, hängen von der flachen Balkendecke herab. Sie dienen zur Beleuchtung des Raumes in den Nächten des heiligen Fastenmonates Ramadhân*).

Das Minareh, diese bauliche Anlage, dem Mueddin zur Herabrufung der Gebetstunden dienend, und darum keiner, auch noch so kleinen Moschee fehlend, ist bei der nach arabischer Stilform gebauten Moschee stets ein vierkantiger, schlanker Turm auf quadratischer Grundfläche. Sein Platz liegt in einer der äusseren Ecken jenes Vorhofes.

Am vollkommensten fand ich diesen arabischen Baustil ausgeprägt in der grossen Khalifen-Moschee zu Cordova in Spanien. Gute Beispiele für denselben sind auch die Amr-Moschee zu Alt-Kairo mit ihren 366 Säulen, eine der ältesten Anlagen dieser Art; sodann die Djemäa-el-Kebir in Algier, welche einen sehr stimmungsvollen Eindruck hervorruft; und endlich die sogenannte »grosse« Moschee in Kairuân, welche in ihrem Sanctuarium und in den dreigeteilten Säulengängen zusammengerechnet ca. 506 Steinsäulen besitzt, meist Antiken aus Kl.-Lebda, Hadrumetum und Carthago.

Der türkische Baustil der Moscheen ist dagegen keine selbständige Schöpfung, sondern er lehnt sich dem Vorbilde an, welches die vom Kaiser Justinian 530 erbaute Sophienkirche den Eroberern Konstantinopels

*) Vergleiche die Beschreibung der ersten Moschee, von Mohammed selbst in Jathrib errichtet: pag. 99 Band I, Dr. A. Müller: Der Islâm im Morgen- und Abendlande; in d. Allg. Geschichte in Einzeldarstellungen von Wilh. Oncken. Zweiter. Hauptabteilung, vierter Teil.



Die Oase von Tripolis.

ein- für allemal gegeben hat, als diese jenes herrliche, noch heute wohlerhaltene Bauwerk am 29. Mai 1453 des Kreuzes entkleideten, um es in die Moschee Agia Sophia zu verwandeln.

Der Grundplan der Sophienkirche kehrt in allen grösseren und kleineren Moscheen des Türkischen Reiches mit geringen Veränderungen wieder. Er besteht in einem Kuppelgewölbe, ruhend auf einem quadratischen Unterbau. Dieser quadratische Unterbau entwickelt sich sodann nach seinen vier Seiten hin zu vier Nebenschiffen, welche durch Halbkuppeln abgedeckt werden. Von selbständiger Erfindung sind bei diesem turkischen Moscheenstil einzig nur die Minarehs, welche man stets auf einer konisch runden Grundfläche von geringem Durchmesser aufführt und dieselben dann oben bis zur Nadelschärfe zuspitzt. Ein, zwei, auch drei diesen runden Turm rings umlaufende, durchbrochene Galerien teilen denselben in mehrere Stockwerke ab und geben diesem Baugliede ein sehr graziöses Aussehen. Vier, auch sogar sechs Minarehs finden sich, je nach der Bedeutung des Heiligtums, manchen türkischen Moscheen angefügt. Ein quadratischer Vorhof, mit einem oft sehr schön gefassten Brunnen in seiner Mitte, lagert sich meistens auch vor dieses Bauwerk.

Trotz der Verschiedenheit der äusseren Form ist die innere Ausstattung der Moscheen bei Türken wie bei Arabern stets die gleiche. Da figürliche Darstellungen durch das Mittel der Malerei, und ganz besonders das der Plastik, im Korân ihr Verbot finden, so tritt als Dekorationsmittel hier die Kalligraphie auf, indem Sprüche des Korân, in den schönen Charakteren der kufischen Schrift geschrieben, höchst wirkungsvoll als Bandverzierungen und Borten über die Wände gebreitet sind. An der Hinterwand des Heiligtums, etwa da, wo die christliche Kirche ihren Hochaltar aufstellen würde, befindet sich stets die Gebetsnische (kibla*), welche genau die Richtung nach Mekka hin den Betern markiert. Es ist eine einfache, nicht hohe, halb zylindrische Wandvertiefung, oben mit halbkugelförmigem Abschluss, aber oft in sehr kostbaren Steinen ausgelegt. Zwei Wachskerzen, auf niedrigen Bronzeleuchtern stehend, flankieren dieselbe. Ich sah solche Kerzen von riesenhafter Form, 5 m hoch, 40 cm dick und 300 kg schwer. Sie sind geweiht und werden aus Mekka bezogen.

Rechts von der kibla steht immer der Predigtstuhl (mambar), von welchem aus der Imâm seine Freitagspredigt (chutba) an die versammelte Gemeinde hält. Dieser Stuhl ist ein selbständiger, der Wand niemals eingegliederter Aufbau von beträchtlicher Höhe, zu dem stets in der Front eine gerade aufsteigende, niemals eine gewundene Treppe führt. Der Sitz des Imâm ist überdacht durch einen kuppelartigen Aufbau. Holz, oft von sehr kostbarer Beschaffenheit, ist das Material für diesen Predigtstuhl, den

*) Es ist dieses Wort im Volksmunde viel mehr im Gebrauch, als das in den Handbüchern stehende »mechrâb«.

ein eingelegtes Flächenornament, ausgeführt in Elfenbein, Perlmutter, Schildpatt und Edelmetallen, sehr reich auf allen Seiten bedeckt. Ich habe Arbeiten dieser Art von dem allerhöchsten Kunstwerte gesehen.

Links von der Gebetsnische aufgestellt, fand ich zuweilen eine Uhr in einem geschmackvollen, turmartigen Gehäuse, zur Anmerkung der Gebetsstunden.

Nehmen wir dann noch eine seitlich angebrachte hohe Estrade mit durchbrochener Brustwehr, auf welcher die Vorleser des Korân ihren Platz einnehmen, einige Pulte mit aufgeschlagenen Exemplaren dieses Gebetbuches, ausserdem die schon genannten Kronleuchter, endlich die Matten oder die Wollenteppiche, welche den ganzen Fussboden bedecken, so haben wir vor uns die gesamte innere Ausstattung einer solchen Moschee.

Ein Gestühl findet sich nirgends, da der Betende stets steht oder kniet, aber niemals, zumal nach europäischer Art, sitzt; ebenso wenig sieht man die den christlichen Kirchen eigenen Orgeln und Glocken. Auch Sammelbüchsen für Gaben waren an den Thüren nicht aufgestellt; doch waren die Pforten, in Sonderheit des Freitags, von Bettlern umlagert, da wohlzuthun und mitzuteilen eine Hauptvorschrift des Korân ist.

Der untere Raum der Moschee ist stets den Männern vorbehalten. Auf einer Empore angebracht, finden sich zuweilen vergitterte Logen für Frauen, doch keineswegs überall.

In den Moscheen von Tripolis zeigte sich insofern eine Mischung dieser beiden hier genannten Stilformen, als über einer quadratischen Grundfläche, zu drei bis sechs Reihen angeordnet, in regelmässigen Abständen Steinsäulen sich erheben, welchen Rundbogen aufsitzen, die oben an der Decke ein Quadrat umschliessen, aus dem stets eine halbkugelförmige Kuppel aufsteigt. Auf diese Weise löst sich die ganze Decke des Gebäudes in eine Reihe gleichmässiger, kleiner Kuppeln auf, deren ich in der »Gurgi« 16, in der »Carouba« 12, in der »Naga« 42, in der »Ahmed pâchâ« 25 zählte.

Die inneren Wandflächen waren bis hoch hinauf mit wertvollen, alten, vielfarbigen tûnisischen Majolikaplatten vertäfelt.

Vor dem Betreten jeder Moschee wurden die Stiefel abgelegt. Sonst fand keinerlei Zwang statt. Nach allen Richtungen hin durfte ich gehen, das einzelne betrachten und betasten, mit meinem Begleiter mich besprechen und mir Notizen machen. Die zum Gebet anwesenden Moslimim betrachteten neugierig den Fremdling, zeigten aber keinerlei Feindschaft.

Ich erstieg auch das etwa 80 Fuss hohe Minareh der Moschee Ahmed pâchâ und genoss von dessen Galerie aus einen herrlichen Rundblick über die Stadt.

Die Moscheediener nahmen eine kleine Gratifikation dankend an.

Nach dieser Besichtigung fuhr ich zu Sr. Excellenz, um für die erteilte Erlaubnis und gewährte Begleitung meinen Dank abzustatten.

Es ist wohl selbstverständlich, dass ein denkender Mensch diese Gotteshäuser im Auslande nicht besuchen kann, ohne sich zugleich die Frage zu stellen nach den von diesen Gebetsstätten ausgehenden religiösen Wirkungen.

Die landläufige Auffassung, der Islâm sei unter Gottes Zulassung in die Geschichte eingetreten, lediglich zu dem Zwecke, um die verweltlichte, in dogmatischen Streitigkeiten sich zersetzende Christenheit zu züchtigen, erschöpft die Bedeutung seiner historischen Sendung gewiss nicht.

Sicher forderten die am Hofe von Konstantinopel herrschenden Laster, sowie die einander zugeworfenen Bannstrahlen der Kirchenfürsten, welche unter heftigem Zwist und fortschreitender Spaltung die Versuche wiederholten, den unerklärbaren Inhalt der christlichen Offenbarung in eine erklärende Formel zu fassen, schärfste Rüge; und ihre Vertreibung von den heiligen Stätten der Offenbarung durch das Schwert des Islâm war verdienter Lohn.

Allein, wäre mit der Erfüllung dieser negativen Aufgabe die historische Sendung des Islâm erschöpft gewesen, dann hätten, nachdem das Werk der Züchtigung geschehen, seine Kräfte sich auflösen, das von ihm besetzte Gebiet seinen Händen entfallen müssen.

Das ist aber so wenig geschehen, dass er, im Besitze von cirka 200 Millionen Anhängern, zur Zeit noch das numerische Uebergewicht über die Christenheit hat. Und von dem enormen Ländergebiete, welches zu erwerben ihm in den ersten drei Jahrhunderten seines Bestehens mit überraschender Schnelligkeit gelang, ein Gebiet, sich erstreckend von den Ufern des Ganges und des Indus bis zu den Säulen des Herkules, sind ihm im Laufe der Zeiten doch nur verhältnismässig kleine Stücke verloren gegangen, als Spanien, Sicilien, sowie einzelne Teile der europäischen Türkei. Dafür ist namentlich im Innern Afrikas der Islâm noch in stetiger Ausbreitung begriffen.

Nein, dem Islâm wohnen sehr positive Kräfte bei, welche ihn befähigen, als religiöser Erzieher eines Teiles der Menschheit zu wirken.

Das vermag allerdings nur derjenige festzustellen, welcher jahrelang, und zwar an verschiedenen Stätten, mit einem offenen Auge für die religiösen Erscheinungen des Lebens, mitten unter Mohammedanern gelebt hat.

Die persönliche Frömmigkeit dieser Leute erzwingt durch ihren gewissenhaften Ernst unsere Achtung.

Das fünfmalige, vorgeschriebene Gebet im Zeitraum von 24 Stunden wird von den meisten gewissenhaft geübt. Auf dem Dampfer schlichen die Leute des Vorderdecks bei Sonnenuntergang sich auf den ersten Platz,

um am Kompas die Richtung nach Mekka aufzufinden. Dann stellten sie sich Schulter an Schulter auf und verrichteten unter Beugungen ihr Abendgebet, wobei ein hoher türkischer Offizier in Uniform, der selbstverständlich in der ersten Klasse fuhr, sich kameradschaftlich in ihre Reihe stellte. Hinter den Bergen aufgestapelten Zuckerrohrs einer Fabrik am Nilufer sah ich Arbeiter knien, um ihr Gebet zu verrichten. In den Bädern kann man sie sehen, nach genossenem Bade auf dem Divan niederknien, um Gott zu danken.

Diese Unbefangenheit und diese Würde, mit der sie allenthalben ihren religiösen Pflichten nachkommen, unbeirrt durch die Blicke eines Beobachters, als wie einer durchaus sich von selbst verstehenden Sache, das hat mich um so mehr ergriffen, als uns Christen so oft der Zeugenmut des Bekenntnisses vor der Oeffentlichkeit fehlt.

Die strengen Fastenvorschriften während des Monates Ramadân werden, wenige Ausnahmen abgerechnet, gewissenhaft beobachtet. Dreissig Tage lang, von morgens 6 bis abends 6 Uhr, geht kein Bissen über ihre Lippen, kein Trunk wird genommen, keine Zigarette wird geraucht. Selbst der Kranke verweigert die Einnahme der Medizin.

Mein arabischer Kutscher in Egypten sah ganz elend vom Fasten aus. Wenn er nachmittags hinten auf dem Dogcart sass und ich, über Land fahrend, vor einem Kaffeehause hielt, um in der Hitze einen erfrischenden Trunk zu thun, dann vermochte keine Ueberredung eine Tasse des sonst so geliebten Kaffees ihm aufzunötigen. Er blieb, obwohl ein junger, leichtlebiger Bursche, standhaft. Aber auf der Heimfahrt abends, wenn um 6 Uhr der erlösende Kanonenschuss fiel, welcher die Stunden des Fastens schloss, dann sprang er hinten vom Wagen ab, stürzte sich auf den nächsten Wasserkrug und trank in vollen Zügen. Für solche Fälle hatte ich einige Aepfel in der Tasche, welche ich ihm gab. Mit Heisshunger hat er sie verzehrt. Aber nie habe ich gesehen, dass er sein Fastengebot brach, trotz der leichten Lebensauffassung seiner 19 Jahre.

Schweinefleisch wird wohl von keinem Moslim gegessen, und der Wein von den meisten gemieden, um der Religion willen. Die grosse Nüchternheit, welche dadurch in der mohammedanischen Bevölkerung entsteht, stärkt den Einzelnen wirtschaftlich, moralisch und gesundheitlich. In den Bädern, wo die bedienenden Leute uns körperlich so nahe rücken, habe ich mich oft darüber gewundert, wie rein ihr Atem ist; besonders, wenn man an den übeln Geruch denkt, welchen Italiener und Franzosen von geringerer Lebensstellung ausströmen. Das macht die unbedingte Freiheit von Alkohol, deren sich diese Moslimim erfreuen. Und schon diese einfachen Lebenssitten Millionen von Menschen eingeflösst zu haben, bedeutet für Mohammed ein grosses Verdienst.

Als ich auf einer Wüstenreise mich befand und abends im Zelte meinem arabischen Diener von dem mitgenommenen Rotwein etwas anbot, lehnte er das dargebotene Glas ab und zog das Wasser vor; ebensowenig vermochte ich ihn zu bewegen, etwas von der Gänseleberpastete anzunehmen; denn er hatte den Verdacht, dass diese Masse zerhacktes Schweinefleisch sei.

Dieser Festigkeit in der Innehaltung ihrer religiösen Vorschriften begegnet man selbst bei ganz jungen, oft wenig erzogenen Leuten.

Am kleinen Beirâmfeste — Îd-el-Fatara —, welches den Fastenmonat schliesst, suchen die Mohammedaner, Männer, Frauen, Kinder, die Friedhöfe auf und verweilen dort drei Tage und die dazwischen liegenden Nächte. Der Imâm liest ihnen von einer improvisierten Kanzel, über welcher die Fahne des Propheten weht, aus dem Korân Abschnitte vor, und sie selbst sprechen an den Gräbern Gebete für die Seelen ihrer Verstorbenen.

Wenn der Moslim ein Vieh schlachtet, so richtet er dessen Kopf nach Osten und spricht: »Im Namen des allmächtigen Gottes!« Vor dem Eingreifen in die Essschüssel bei der Mahlzeit sagt er: »Bism Illâhi«, d. h. »Im Namen Gottes!« Nach Schluss des Essens dankt er: »el Hamed Lillâh«, d. h. »Gelobt sei Gott!« Vor und nachher wäscht er sich die Hände.

Kein Eheverlöbnis findet unter Mohammedanern statt, kein Begräbnis, bei welchen Handlungen die Beteiligung eines Geistlichen ihrer Religion abgelehnt würde.

Der Vergleich mit entgegengesetzten Erscheinungen auf dem Gebiete der christlichen Kirche drängt sich hier ja ganz von selber auf, und ich bin zu dem Urteil gekommen, dass es der christlichen Kirche thatsächlich nicht in dem Grade gelungen ist, die breiten Schichten ihrer Anhänger mit diesem religiösen Ernste, mit diesem Respekte vor der kirchlichen Ordnung, mit dieser unerschütterlichen Ueberzeugung von der göttlichen Wahrheit des gegebenen Offenbarungsinhalts zu erfüllen, wie dem Islâm!

Und dieses erweckt um so mehr Verwunderung, als die Mittel religiöser Erziehung auf seiten des Islâm um vieles schwächer sind, als auf seiten des Christentums.

Der Korân mit seinen 114 zum Teil recht flachen Suren kann doch nicht im geringsten den Vergleich aushalten mit dem gediegenen Offenbarungsinhalte der Bibel alten, wie namentlich neuen Testaments.

Sakramente fehlen dem Islâm ganz. Selbst die Beschneidung, allerdings im Korân nicht vorgeschrieben, sondern nur durch die Sitte festgestellt, aber niemals unterlassen, beziehungsweise unserer Taufe vergleichbar, ist der einzige Akt, bei welchem ein Vertreter der Moschee nicht mitwirkt. Die Sache wird einfach durch einen Barbier besorgt.

Sämtliche Reizmittel, welche auf die Erbauung einwirken könnten, lehnt die Moschee streng ab. Sie hat keinen Altar, keine Bilder, keine Orgel, keinen Gemeindegesang, keine Glocken, keine heiligen Reliquien und Symbole. Nichts weiter besitzt sie, als die nackte Gebetsnische, welche die Richtung nach Mekka angiebt, und vielleicht einen in derselben aufgestellten Korân. Das ist alles!

Auch eine Dogmatik fehlt dem Islâm. Sein Katechismus enthält nur drei kurze Sätze: »Es ist keine Gottheit ausser Gott! (Allâh).« »Mohammed ist der Gesandte dieses Gottes!« und »Es giebt eine dereinstige Vergeltung durch das Paradies, oder durch die Hölle!«

Ebenso besitzt der Islâm keine eigentliche Hierarchie, keine kirchliche Gemeindegliederung noch Verwaltung, keinen Klerus, welcher die amtliche Verpflichtung besässe, Seelsorge zu treiben.

Alles dieses drängt dazu, dass man sich immer wieder mit Erstaunen fragt: Welches sind die Wurzeln, welches die ernährenden Kräfte dieses religiösen Ernstes, der uns unter den Moslimim auf Schritt und Tritt im Morgenlande begegnet? In häufigen Gesprächen über diesen Gegenstand, der mich sehr ernst beschäftigte, haben Mohammedaner mir wiederholt versichert, dass in dem Hause, durch die Kraft der eigenen Familie, grosser Wert auf die religiöse Erziehung der Kinder gelegt werde. Und sie schrieben den Haupteinfluss nach dieser Richtung hin der Mutter zu.

Dass die mohammedanischen Staaten zur Zeit ohne politisches Gewicht sind, ist kein Beweis gegen die wirkenden religiösen Krafte des Islâm. Denn eine Religion hat zunächst nicht die Aufgabe, Staatsverbände zu schaffen und zu stärken. Unser eigener Stifter hat gesagt: »Mein Reich ist nicht von dieser Welt!«

Jede Religion hat ihre nächste Aufgabe darin, den einzelnen Menschen in eine feste Verbindung zu bringen mit Gott und in dieser Verbindung mit einem seine Seele stets füllenden Ernste festzuhalten.

Dass dieses dem Islâm aber in einer ganz überraschenden Weise bei seinen Gläubigen gelang, wird niemand in Abrede stellen, der unter ihnen hinreichend lange gelebt hat, mit dem Volke verkehrte und sein Thun und Treiben mit vorurteilslosen Blicken prüfte.

In Bezug auf die Sitte ist hervorzuheben, dass der Korân zwar den gleichzeitigen Besitz von vier legitimen Frauen ausdrücklich gestattet, dass aber von dieser Vollmacht nur ein schwacher Gebrauch gemacht wird. Thatsächlich findet meistens die Monogamie auch im Oriente statt. Den ärmeren Stadtbewohnern verbieten schon die wachsenden Kosten den Erwerb und den Unterhalt von mehr als einer Frau. Und bei den Wohlhabenden hat sich, wie mir ein höherer türkischer Offizier versicherte, die Auffassung herausgebildet, dass es für unschicklich gelte, mehr als eine Frau zu besitzen. Am meisten verbreitet fand ich die Polygamie

bei der Landbevölkerung der Beduinen, welchen die Frau nicht eine Vermehrung der Kosten, sondern eine Vermehrung der Einnahmen bedeutet, denn Frauen besorgen dort die Vieh- und Feldwirtschaft.

Hervorzuheben ist auch, dass es wohl niemals unter den Moslimim vorkommt, dass ein Mädchen »deflorata« in die Ehe tritt. Auf die Bewahrung der Jungfräulichkeit bis zur Eheschliessung wird auf das Allerstrengste im Orient gehalten.

Bei der grossen Achtung, welcher der Islâm den Jungen gegenüber den Alten, den Kindern gegenüber den Eltern einschärft, ist der Familienverband ein sehr fester. Eltern bilden mit den verheirateten Kindern thunlichst einen ungetrennten Haushalt. Verwitwete Mütter werden stets von den verheirateten Söhnen und Schwiegersöhnen als Hausgenossen aufgenommen und mit Achtung behandelt. Bei einem ausbrechenden Streite aber zwischen Frau und Mutter, kann erstere sicher sein, dass der Ehemann nicht auf ihre Seite tritt, sondern die Rechte seiner Mutter verteidigt.

Alle diese Züge sprechen sehr zu Gunsten des Islâm und zeigen, dass der religiöse und sittliche Einfluss der Moschee auf ihre Gläubigen ein sehr starker ist.

So kommt es auch, dass die vordringende christliche Mission dem Islâm nur sehr wenige Anhänger abzugewinnen vermag.

Denn diese Thatsache ist doch sehr überraschend, dass, während die christliche Mission unter den Heidenvölkern zur Zeit die glänzendsten Triumphe feiert, ihre Erfolge unter den Völkern des Islâm verschwindend klein sind. Mir ist auf der ganzen Nordküste Afrikas nur ein Mohammedaner, und zwar den gebildeten Ständen angehörend, bekannt geworden, der ein überzeugter Christ geworden ist. Der Moslim hält seine Religion für die vollkommnere, so dass er meint einen Rückschritt zu thun, wenn er sie aufgeben würde, um Christ zu werden.

Alles dieses nötigt uns doch zu der Annahme, dass der Islâm nicht bloss unter göttlicher Duldung im Rahmen der Geschichte dasteht, sondern dass dieser Religion des am schärfsten ausgeprägten Monotheismus auch ein positiver Anteil an der Erziehung der Völker durch die geheimnisvolle Weisheit Gottes gegeben ist.



KAPITEL IX.

Haus und Gesellschaft in Tripolis.

Wenn man die engen Strassen von Tripolis durchwandert, zum Teil mangelhaft gepflastert, so dass man am liebsten auf den Schrittsteinen in der Mitte sich hält, in manchen Durchgangen und Winkeln auch so unreinlich gehalten, dass man stets achtgeben muss, nicht in einen ungeeigneten Stoff zu treten, und dabei seine Augen hingleiten lässt über die eintönigen Häuserfronten, aus denen sich kaum hier und dort ein schärfer gegliedertes Portal abhebt: dann ahnt man nicht, wieviel Wohnlichkeit und Geschmack oft hinter diesen scheinbar toten Mauern wohnen.

Das derzeitige Wohnhaus des Orientalen hat mit dem altrömischen Wohnhause ein Mehrfaches gemein. Diese völlig ungeschmückte, fast fensterlose Wand, der Strasse zugekehrt, und sodann die Gruppierung der Binnenräume um einen inneren Hof, welcher als Hauptsammelstätte des häuslichen Lebens dient. Indessen, war das altrömische Wohnhaus ursprünglich einstöckig, so ist das Haus des Orientalen in der Regel zweistöckig. Aber in der Benutzung dieser Stockwerke findet sich hier und dort doch ein Unterschied.

In Tûnis enthält das Erdgeschoss die Herrschaftsräume, während eine Treppe hoch die Dienerschaft und die Vorräte untergebracht sind. Umgekehrt in Tripolis! — Hier nehmen die Wohnräume der Familie stets den ersten Stock ein, während Dienergelass, Vorratskammern und Geschäftsräume zu ebener Erde sich finden.

Auch liegt darin ein Unterschied, dass im tûnisischen Wohnhause dieser Binnenhof oftmals, mit einer Glaslaterne oben gedeckt und von kleineren Dimensionen, als geschlossener Wohnraum dient, während im tripolitanischen Wohnhause dieser Binnenhof stets offen bleibt, mehr gartenartig ausgeschmückt wird und das häusliche Leben sich vorzugsweise in den ihn umschliessenden Arkaden bewegt.

Ich hatte Gelegenheit, mehrere dieser Häuser in Tripolis zu besuchen, das des englischen Generalkonsuls, Mr. Thomas S. Jago, des deutschen

Vizekonsuls, Herrn Labi, zwei Häuser, benutzt von Mitgliedern der englischen Medical Mission und das Haus eines eingeborenen Grosshändlers. Alle diese Gebäude liegen in der alten Stadt und tragen denselben baulichen Charakter, während Se. Excellenz der Generalgouverneur, sowie der Oberst Bahri-Bey, deren Einrichtung ich ebenfalls kennen lernte, in mehr modernen Häusern der Vorstadt, nach der Oase zu, wohnen.

Die Vermeidung jeglichen Schmuckes an der Front eines orientalischen Hauses hat übrigens ihren besonderen Grund. Sie entspringt einer Vorsicht. Durch das Gegenteil fürchtete man einst die Begehrlichkeit eines orientalischen Despoten zu reizen.

Auch ist die bauliche Anlage stets so getroffen, dass es unmöglich ist, bei geöffneter Hausthür einen direkten Einblick in den Binnenhof zu gewinnen. Durch das schlichte Portal tritt man in eine Vorhalle von mässiger Ausdehnung, deren Fussboden mit Steinfliesen, deren Wände bis zur halben Höhe mit Fayence-Platten belegt sind. Erst aus dieser Vorhalle führt ein seitlich abbiegender Gang auf den Binnenhof.

Der Blick in diesen hinein wirkt, am Ende jenes Ganges angelangt, um so überraschender, je weniger man nach dem Vorhergehenden erwartet hat. Aus seiner Mitte steigt ein Pfefferbaum auf, oder eine Dattelpalme, deren schlanken Stamm blühende Rankengewächse umwinden. Auch plätschert dort zuweilen ein Springquell in seiner Marmorschale, den mit Blüten überdeckte Kübelgewächse umstehen. Der Hof ist stets quadratisch und in der Regel mit Marmorplatten belegt. Unter seinem Fussboden liegt die gewölbte grosse Zisterne, das Sammelbecken für die Regenmengen, welche in den knapp 70 Regentagen des Jahres auf das flache Dach des Hauses und auf die Fläche dieses Binnenhofes niederfallen. Die Schöpfstelle befindet sich seitwärts in einer Nische der Wand. Die Säulen der oberen Arkaden schliessen sich zusammen in Rundbogen, von denen buntfarbene Vorhänge herabfallen. Die Brüstung ist geschnitztes Holzwerk. Auch auf ihr sind blühende Gewächse in geschmückten Töpfen verteilt. So bekommt man von dem Ganzen einen überaus freundlichen, farbenfrischen Eindruck, wenn man diesen Hof betritt.

Der gewonnene Eindruck steigert sich, nachdem man vom Hofe aus auf einer bequemen, breiten Steintreppe die obere Galerie betreten hat. Sie ist ein Wandelgang, in dem drei Personen bequem nebeneinander schreiten können. Ruhesitze sowie kleine Tische sind darin aufgestellt, und Bilderschmuck, wenigstens bei den Europäern, hängt an den Wänden. Dazwischen stehen gefällige Gruppen blühender Gewächse. Hier bewegt sich das Leben der Familie im Sommer wie auch im Winter, wenn man von einem solchen in Tripolis überhaupt reden darf.

Glasthüren durchbrechen die Hinterwand dieser Galerie und führen zu den Wohnräumen, welche nicht klein, aber mehr lang als breit sind.

Ihr Fussboden ist Stein, wird indessen durch Matten und über dieselben hingebreitete Teppiche verhüllt. Höchst kostbare persische Teppiche, der Grösse der Räume angepasst, sah ich in der Wohnung des Obersten Bahri-Bey. Die Zimmerdecken sind in Holz ausgeführt. Zwischen ziemlich eng nebeneinander hingelegten dünnen Balken laufen Kanäle hin, welche in lebhaften Farben abgetönt sind, während die abgeschrägten Kanten der Balken eine Vergoldung tragen.

Da der Korân den Bilderschmuck dem Moslim untersagt, so muss die Zimmerwand durch sich selber wirken. Ihren Fuss umzieht in der Regel ein breites Band wertvoller Fayenceplatten. Ueber denselben finden sich entweder in dem Stuck durch Vertiefungen hergestellte und farbig abgetönte Arabesken, deren Glanzschöpfung wir in der Alhambra bewundern, oder über die glatt gebliebenen Wandflächen sind kostbare gestickte Teppiche gespannt, sich abwechselnd mit Spiegeln in breiten Goldrahmen, welche der Orientale so liebt.

Das Mobiliar dieser Häuser fand ich elegant, aber leider schon modern, während man in Damaskus und in Tûnis den eingelegten und geschnitzten Möbeln der Araber den Vorzug giebt.

Ein solches Haus, für eine zahlreiche Familie ausreichend, ist zu mieten nicht teuer. Es kostet in Tripolis jährlich 600—1000 Frcs. Ja, das englische Generalkonsulat, welches einen wahren Palast mitten in der alten Araberstadt inne hat, zahlt für dessen Benutzung nach einem alten Vertrage jährlich nicht mehr als 10 türkische Pfunde (= 250 Frcs.) an die türkische Regierung. Ein Beweis mehr, wie England in früheren Jahren in den überseeischen Ländern fast ohne Wettbewerb es verstanden hat, die günstige Lage für sich auszunutzen. Auch in Tûnis besitzt die englische Regierung für ihr Konsulat einen der schönsten arabischen Paläste der Altstadt, welchen dieselbe seiner Zeit von dem Bey sich schenken liess.

In dem englischen Generalkonsulat nahm ich den Thee, beim deutschen Vizekonsul mehrmals das Gabelfrühstück und beim Obersten Bahri-Bey das Diner ein. Dieses letztere bestand in türkischen Speisen und wurde nach türkischer Art serviert.

Die Einladung hatte gelautet nicht für eine bestimmte Stunde, sondern allgemein: auf Sonnen-Untergang. Um 6 Uhr also stellte ich mich ein.

Unten an der Hausthür empfing mich Kapitän Zia, oben an der Treppe der Bey. Im Salon, welcher reich ausgestattet und bereits glänzend erleuchtet war, fand sich aufgestellt der »Mezet«, d. h. der türkische Vortisch, ein kleines Büffett, besetzt mit verschiedenen pikanten Bissen, wie man dasselbe in gleicher Einrichtung in Schweden antrifft.

Unter einer lebhaften Unterhaltung nahmen wir stehend diese Sachen ein.

Nach türkischer Sitte wird nicht die Tafel als angerichtet dem Hausherrn gemeldet, sondern der vornehmste Gast hat es dem Hausherrn

gegenüber auszusprechen, dass er Hunger habe. Erst dann giebt dieser den Wink, dass die Pforten des Speisesaales sich öffnen.

Ich trat also, über diese Sitte verständigt, vor den Bey hin mit einer Verbeugung und erklärte ihm, dass ich hungrig sei. Ich war es wirklich, denn ich hatte am Nachmittage eine Segelfahrt durch den Hafen und um die westlichen Mauern der Stadt gemacht, schnell dann mich in den Gesellschaftsanzug geworfen und war ohne Verzug in meiner Arabàji vor dem Hause des Obersten erschienen.

Es öffneten sich nun auf einen Wink des Hausherrn die Doppelthüren zum Speisesaale. Hier zeigte sich ein kreisrunder Esstisch, belegt mit acht Couverts. Zwar waren nur fünf Personen anwesend, aber es ist Sitte in jedem besseren türkischen Hause, einige Plätze für Gäste, welche etwa unangemeldet noch in letzter Stunde erscheinen könnten, stets offen zu halten. Vor den Couverts standen keine Gläser, da der Korán den Genuss des Weines untersagt, doch wurde später englisch Ale gereicht. Leider fehlten die Damen, welche nur im engsten Familienkreise mitspeisen, niemals aber, wenn fremde Männer geladen sind. Soldaten standen hinter den Stühlen zur Bedienung. Serviert wurde aber eigentlich nicht, sondern nur bei jedem Gange Teller und Besteck gewechselt. Die gefüllte runde Schüssel wurde dann einfach auf den Tisch gestellt, jeder griff zu und belegte seinen Teller nach Verlangen. Doch fand hierbei eine Rangordnung statt. Zuerst bediente sich der Hausherr. Dieses geschieht wegen der im Orient so gefürchteten Vergiftung. Durch solchen Anschnitt beweist er die Unschädlichkeit der vorgesetzten Speisen. Alsdann erst bedient sich der im Range höchststehende Gast, für welchen man an diesem Abende mich ansah, darauf folgen die übrigen. Wegen dieser Sitte des Sichselbstbedienens geschieht es, dass die Türken stets an kreisrunden Tischen speisen, deren Halbmesser nicht länger als eines Mannes Arm sein darf.

Es wurden folgende Gerichte aufgetragen:

1. Perde Pilaf, ein kurdisches Nationalessen, da der Bey Nachkomme eines kurdischen Fürstengeschlechtes ist, welches erst jüngst durch die Türkei depossediert wurde. Von einem mit Mandeln ausgelegten Pasteten-Mantel umhüllt, war es eine Mischung von Reis und Geflügel.

2. Jaila Kebale (eigentlich = Hirtenbraten), kleine Stücke von Hammelfleisch am Spiess gebraten, in einer Sauce aus saurer Sahne; überaus wohlschmeckend.

3. Spinatwurzeln in Fleischbrühe gekocht.

4. Käsekuchen.

5. Jalandschi Dolma, Reis in Weinblätter eingehüllt und in Olivenöl gebacken.

6. Gulskuchen, dessen Geschmack vortrefflich war und in mir die Vorstellung weckte, als sei die Torte mit feinem Wein angerührt.

4*

Den Schluss bildeten türkischer Käse und Früchte.

Ausser diesen aufgetragenen Speisen hatte jeder Gast vor seinem Couvert stehend zwei runde Näpfe von mittlerer Grösse, den einen gefüllt mit eingemachtem grünem Blättersalat, den andern gefüllt mit saurer Sahne. Und ich bemerkte, dass diese Zugaben von allen Anwesenden zù jedem Gerichte genossen wurden.

Die Unterhaltung wurde abwechselnd in türkischer und in deutscher Sprache geführt. Seitens des Herrn Gastgebers wurde wiederholt betont seine Bewunderung für den deutschen Kaiser, die deutsche Armee und die Tüchtigkeit der deutschen Bildung. Ich dagegen sprach in warmen Worten meinen Dank aus für diese überaus freundliche Aufnahme in Tripolis.

Nachdem die Tafel aufgehoben war, standen in einem Nebengemach Diener mit persischen Schalen bereit. Wir hielten die Hände über diese und liessen aus den herrlichen ziselierten Metallkannen, gefüllt mit parfümiertem Wasser, dieselben uns übergiessen.

Zurückgekehrt in den Salon, nahmen wir dort den Kaffee und die Raucher ihre Zigaretten. Während wir sitzend miteinander plauderten, ereignete sich ein kleiner scherzhafter Zwischenfall. Ein Säugling im weissen Steckkissen wurde von einer verschleierten Amme hereingebracht, dem Obersten überreicht und von diesem geliebkost; es war sein Enkelkind. Als ich fragte, ob dasselbe ein Knabe oder ein Mädchen sei, wurde mir erwidert: »Ein Knabe!« Denn als Mädchen dürfe der Säugling doch nicht im Kreise geladener Männer erscheinen.

Viel der Speisen war auf den uns vorgesetzten Schüsseln noch zurückgeblieben und wieder hinausgetragen worden. Diese Reste fielen unverkürzt der Dienerschaft zu; und was von dieser nicht verzehrt wird, gehört den Armen. Denn es ist nicht die Sitte in einem vornehmen türkischen Hause, Speisen von einem Tage zu dem andern aufzuheben. Das wusste mein Diener Ben-Ghâzi, darum hatte er so dringend vor der Hausthür mich gebeten, nicht in das Hôtel zurück zu kehren, sondern unten bei des Obersten Dienerschaft bleiben zu dürfen. Und ich gönnte dem guten braunen Jungen gerne die erhofften Leckerbissen.

Als ich gegen 10 Uhr mich verabschiedete, wartete unten des Obersten Equipage, um mich nach dem Hôtel Minerva zurück zu bringen.

So zeigte sich türkische Gastfreundschaft.



KAPITEL X.

Ein Tag von Kapernaum.

Professor Delitzsch schrieb einst ein kleines eindrucksvolles Buch unter jener Aufschrift. Er schildert in demselben einen Arbeitstag des Herrn an den Kranken jener Stadt. Diese Darstellung des kundigen Orientalisten kam mir in den Sinn, als ich eines Morgens 9 Uhr mich einem Hause in Tripolis näherte, dessen Eingangsthür dicht mit wartenden Leuten besetzt war. Dort wohnte ein Engländer, ein gewandter, zugänglicher, in der Sprache und Lebensweise des Orients wohl eingeführter Mann, an den ich durch einige empfehlende Zeilen von Tûnis aus gewiesen war.

Mr. K. ist Sendbote der sogenannten Medical-Mission. Diese Gesellschaft, mit dem Sitz in London, unterhält in allen grösseren Städten der Nordküste Afrikas, von Marokko bis Tripolis, Stationen, besetzt mit Männern und Frauen. Diese Leute verfolgen den Zweck, das Evangelium den Mohammedanern nahe zu bringen und wählen als Mittel zu diesem Zweck die unentgeltliche medizinische Behandlung. Darum müssen diese Missionäre eine doppelte Schulung besitzen, solche für die klinische Praxis und solche für den Kanzelvortrag. Ihr Einkommen scheint ausreichend zu sein, denn sie bewohnen ungeteilte, wohleingerichtete Häuser, sind verheiratet und machen zur Ausbreitung ihres Einflusses Reisen in das Innere. Ich habe wohl ein Dutzend dieser Herren an den verschiedensten Plätzen der Nordküste Afrikas kennen gelernt und ihre Thätigkeit beobachtet.

An jenem Morgen, als ich mich dem genannten Hause in Tripolis näherte, sollte Mr. K., unterstützt von einem Kollegen, seine Wochenversammlung abhalten.

Das Haus lag ausserhalb an einem geräumigen, nicht gepflasterten Platze, und vor seiner Thür hockten an der Erde, dicht bei dicht, wartend, wohl 100 Leute in ihren weisswollenen Burnûs gewickelt, die Kapuze,

deren Spitze in einer Quaste endigt, dicht über den Kopf gezogen. Alle begehrten den Einlass in dieses Haus und sassen hier schon seit Sonnenaufgang, die Stunde ihrer Heilung erwartend.

Gerade so mag es auch in Kapernaum vor Jesu Thür ausgesehen haben, als sie alle, seit dem frühesten Grauen da hockend, sehnsüchtig die Stunde erwarteten, wo der grosse Prophet mit seinen Zwölfen aus des Hauses Pforte treten würde. Dann war derjenige der Beneidenswerte, der nahe an dieser Thürschwelle sass. Dann galt es, den Augenblick zu nützen, rasch seines Kleides Saum zu fassen, seinen Blick durch Rufen auf sich zu ziehen und einen Machtspruch zu erwirken, um dadurch zu genesen.

Eine verwandte Hoffnung beseelte auch diese hier dichtgedrängte Schaar: Der alte Wunsch des Menschen, sich von dem aufgesammelten Uebel zu trennen. — Und doch was ihnen hier geboten werden konnte, so gut das alles gemeint war, wie matt! — Wie fiel das ab gegen den Glanz jener einzigen, unvergesslichen Tage! — Aber so verschieden auch die inwendig wirkenden Kräfte sein mochten, damals und heute, bei der grossen konservativen Treue in der Lebensweise des Orients war das in die Erscheinung tretende Bild von diesem Morgen ohne Zweifel gleich jenem Morgen von Kapernaum.

Um zur Hausthür zu gelangen, musste ich thatsächlich über die Köpfe der Hockenden hinwegsteigen, denn sie sassen zu dicht, um ausweichen zu können.

Ein junger, wohlhabender Araber in gewählter, farbenreicher Tracht, der aus Gefälligkeit für Mr. K. heute den Ordner machte, hatte mein Kommen bemerkt und half mir gefällig durch die Menge hin bis zur Hausthür.

Nun öffneten sich die Pforten. Die Hockenden erhoben sich rasch und traten ein. In einen länglichen Saal des Erdgeschosses wurden sie gewiesen. Hier liessen sie sich auf dem Erdboden, den Matten bedeckten, mit untergeschlagenen Füssen nieder, streiften die Kapuzen vom Kopfe und empfingen auf einer Blechmarke jeder seine Nummer. Nachdem auf diese Weise eine übersichtliche Ordnung hergestellt war, traten die beiden Missionäre ein und es begann nun der erste Teil der heutigen Tagung.

Beide Männer stimmten mit wohlklingender Stimme ein arabisches Lied an, die Uebersetzung eines christlichen Hymnus. Dann erfolgte durch Mr. K. eine biblische Ansprache, gleichfalls in arabischer Mundart, und zwar über den Spruch Ev. Joh. III, 16: »Also hat Gott die Welt geliebt, dass er seinen einigen Sohn hingab, auf dass alle, die an diesen glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben.« Dieser Ausspruch enthält wohl die Spitze des Gegensatzes, welcher zwischen der christlichen Offenbarung und der Lehre des Islâm besteht. Denn Mo-

hammed spricht in der sechsten Sure seines Korân den Satz aus: »Der Schöpfer des Himmels und der Erde, wie sollte er einen Sohn haben, da er ja keine Frau hat!«*) Ich las auf den Gesichtern der Zuhörer gespannte Teilnahme; zuweilen ein missbilligendes Kopfschütteln, öfter ein zustimmendes Neigen des Hauptes. In diese braunen, zum Teil edel geschnittenen Gesichter mit ihren grossen, sprechenden, feuchtschimmernden Augen, in denen so viel religiöse Schwärmerei, so viel natürliche Klugheit lag, musste ich immer wieder hineinschauen!

Nachdem diese kurze Andacht beendigt war, wurde die Erlaubnis erteilt, rauchen zu dürfen. Denn leidenschaftlich liebt der Araber seine Zigarette.

Auf der andern Seite des Hofes war ein ebenso grosses Gemach, in seiner Mitte aber durch einen Vorhang geteilt. Vor diesem sass der Arzt an einem Tische, ihm zur Rechten ein niedriger Divan. Hinter dem Vorhange befand sich die Apotheke, bedient von den Frauen der Mission.

Nach ihrer Nummer aufgerufen, traten nun die kranken Moslimim einzeln in dieses Gemach und setzten sich auf jenen Divan neben den Arzt, um diesem ihre Leiden zu erzählen.

Welch' eigenartiges Schauspiel wäre es nun gewesen, wenn statt jenes Arztes der Herr in Person dagestanden hätte, um in der Kraft, die von ihm ausging, mittelst eines Winkes, eines Wortes, eines Auflegens seiner Fingerspitzen auf die Stirne des Leidenden alle jene bösen Geister der Krankheiten zu vertreiben, so dass die Patienten genesen, ja ausgerüstet mit neuer Lebenskraft von dannen gingen. Welch frohbewegte Scenen hätten sich da nicht aufgerollt! Welch eine Quelle der Beobachtung für einen Zuschauer! Welch eine Gelegenheit zum Studium menschlicher Charaktere!

Nun griff hier freilich etwas ganz anderes Platz. Eine nüchterne Untersuchung; ein Betasten, Beklopfen, Behorchen und Abfragen, um auf diese Weise hinter die Wurzel des Uebels zu kommen, um dann den schwachen Hebel eines Medikaments dort einzusetzen. Aber auch dieses zu beobachten, war interessant genug für mich, denn der freundliche Arzt gestattete mir einen Platz an seinem Tische.

Die meisten litten an dem im Orient so verbreiteten Bandwurm, an Entzündung der Augen, an Verstimmung des Magens, an bösen Hautausschlägen, dieses die Folgen ungeordneten Geschlechtsgenusses. Denn auch Ausschreitungen dieser Art sind im Orient weit verbreitet, trotz der dort zugelassenen Vielweiberei; doch finden sich derartige Krankheiten auf-

---

*) pag. 103. Aufl. 9. Dr. Ullmann: Der Koran, aus dem Arabischen wortgetreu neu übersetzt. — Bielefeld u. Leipzig 1897.

fallender Weise weit mehr bei der Landbevölkerung der Beduinen, als bei den arabischen Stadtbewohnern. Ein Umstand aber ist es, welcher den Heilerfolg selbst in schweren Fällen so wesentlich erleichtert, das ist die unbedingte Alkoholfreiheit dieser Leute neben ihrer so grossen Mässigkeit auch im Essen. Es ist wahrhaft erstaunlich, mit wie wenig Speise, selbst bei einer starken Arbeitsleistung, die Männer dieses Volkes sich begnügen. Als ich eine Reise auf Kamelen durch die Wüste machte, begnügten sich meine arabischen Leute nach einem Fussmarsche von 40 km abends in den Zelten mit trockenem Brot, dazu einige Tomattis und einen Trunk Wasser. Zum Schluss aber ist ihr Hochgenuss die Zigarette. Diese meinem Diener abzugewöhnen, war ganz unmöglich. Die Vorstellung gegen solche für seine Kasse erhebliche Luxusausgabe, die Hinweisung auf mein eigenes Beispiel (ich bin Nichtraucher), selbst das Versprechen eines hohen Geschenkes fruchteten nichts. Einen einzigen Tag überwand er sich und entsagte. Dann aber liess er den Kopf hängen, verlor seine sonst so frische Laune und erklärte, er wäre krank! — Nun gab ich mein Exerzitium auf!

Einige Patienten bekamen gleich an Ort und Stelle ihr Medikament, bestehend in Trank oder Pille; andern wurde das Heilmittel nach Hause mitgegeben. Zu diesem Zwecke trug jeder unter seinem Burnûs eine grosse, ausgespülte Weinflasche. Diese wanderte mit dem vom Arzte ausgefertigten Rezepte hinter den Vorhang, wo Missionsfrauen die Mischung besorgten. Mit einem Zettel beklebt, erschien die gefullte Flasche dann wieder. Ich sah mir diese aufgeklebten Zettel näher an. Sie enthielten arabische Worte, doch nicht eine medizinische Gebrauchsvorschrift, sondern einen Bibelspruch!

Die abgehandelten Fälle wurden übrigens unter Angabe von Namen und Rezept durch den Arzt in ein Buch eingetragen.

So schritt die Reihe der Leute an uns vorüber. Rat wie Heilmittel erhielten sie ohne Entgelt. Und der Zudrang bewies, dass leibliche Erfolge dieser Behandlung wohl nicht fehlen mögen.

Aber wie steht es mit dem erstrebten Hauptzwecke jener Herren, der Bekehrung der Moslimim zum Christentume?

Diese tritt wohl sehr selten ein! — Zu meiner Kenntnis ist wenigstens nur ein einziger Fall gelangt. Es ist der, und wie ich glaube, aus voller Ueberzeugung erfolgte, Uebertritt eines vornehmen Arabers in Tûnisien. Ich fand in meinem Verkehr die Moslimim ohne Feindschaft gegen uns Christen. Sie nennen uns zwar »Rumi«. Aber das ist kein Scheltwort. »Rumi« heisst einfach »Römer«. Denn im Gegensatz zur römischen Kirche und deren Heiligendienst hat sich ja einst die scharf ausgeprägte monotheistische Richtung des Islâm entwickelt. Der Mohammedaner ist überaus stolz auf seine Religion, welche er für die letzte und vollkommenste

Offenbarung Gottes in dieser Welt hält, und er würde glauben, einen Rückschritt zu thun, wenn er Christ würde. Darum nicht Feindschaft, sondern Mitleid erfüllt ihn, dass ich zu der Höhe seiner Erkenntnis noch nicht durchgedrungen bin. An dieser Auffassung müssen wohl alle Bemühungen jener Missionäre abgleiten. Ihr religiöser Erfolg ist, aller Arbeit zum Trotz, ganz unbedeutend!

Nicht dasselbe kann man von den politischen Wirkungen dieser Missionsthätigkeit sagen.

Ob diese englischen Herren und deren Hintermänner in London solch einen politischen Einfluss unter den Moslimim der Nordküste Afrikas in bewusster Weise anstreben, weiss ich nicht, und will nach dieser Richtung hin kein Urteil abgeben; aber thatsächlich ist er vorhanden.

Es liegt ja auch ganz nahe, dass das menschenfreundliche Auftreten dieser englischen Männer und Frauen inmitten der Eingeborenen aller Stände, dass der Besitz und Gebrauch eines fliessenden Ausdruckes in der arabischen Sprache, dass die unentgeltliche Hilfeleistung in Krankheiten, welche sich ausdehnt bis auf schwere Augenoperationen, dass selbst die Absicht, den Leuten Vergnügen zu bereiten, indem die Herren mit einer Laterna magica durch das Land ziehen und in arabischen Kaffeehäusern, welche sie stundenweis mieten, zu Projektionsbildern, Darstellungen aus dem Leben Jesu, fesselnde Vorträge halten, einem Volke, das sich so gerne erzählen lässt; es liegt ja ganz nahe, dass dieses alles nicht verfehlen kann, einen sehr gewinnenden Eindruck auf die Araber hervorzubringen. Dieser Eindruck muss sich steigern, wenn die im Lande herrschende politische Gewalt es an Wohlwollen gegen die Eingeborenen fehlen lässt. Von den Türken in Tripolis kann man das gewiss nicht sagen. Sie sind milde Herren. Aber man müsste sehr von der Wahrheit abweichen, wollte man ein gleiches auch von der französischen Herrschaft in Algier und in Tûnis behaupten. Dort kommen Rücksichtslosigkeiten und Härten aller Art gegen die unterworfenen Eingeborenen oft genug vor. Ganz gewiss liegt das nicht in der Absicht der Regierung, sondern ist die Schuld der ausführenden Organe. Denn es sind nicht Elitekräfte, welche in Frankreich den Kolonialdienst suchen, sondern zum Teil Leute von recht krauser Vergangenheit. So ist es zu begreifen, dass der Einfluss dieser Medical Mission in Algier und besonders in Tûnis am fühlbarsten ist.

Dieser Einfluss kann aber nicht verfehlen, eine politische Farbe anzunehmen. Denn es liegt doch sehr nahe, das Wohlwollen, welches man der helfenden Person zuwendet, auch auf deren Nationalität und dann ferner auf das hinter derselben stehende Staatsregiment zu übertragen.

Diese Besorgnis scheint die Haltung der französischen Regierung in Tûnis stark zu beeinflussen. Denn die Arbeit jener Missionäre, in

Marokko und Tripolis ungehemmt, wird in Tûnisien mit grosser Eifersucht umlauert und auf jede Weise eingeschränkt, wozu die Tagesblätter nicht aufhören, in hetzenden Artikeln aufzufordern.

Den englischen Missionären, welche etwa zwölf Jahre an der Küste thätig sind, ist seit drei Jahren dort der Verkauf von Erbauungschriften und von Bibeln an die Eingeborenen seitens der französischen Regierung streng untersagt, wenigstens auf offener Strasse. Weiterzugehen müssen wohl bestehende Verträge sie hindern. Denn seitdem haben sich die Leute in geschlossene Räume zurückgezogen und betreiben dort ihr Verkaufsgeschäft. Aber eine englische Dame, welche einst in ihrem Eifer sich verleiten liess, ein neues Testament um Armes Länge aus ihrem shop auf die Strasse hinaus einem arabischen Käufer hinzureichen, wurde dafür mit zwei Tagen Gefängnis bestraft.

Und es tauchen bereits Vorschläge in den tûnisischen Zeitungen auf, die Araber durch anzudrohende Strafen gänzlich von diesen englischen Missionären abzuschneiden, indem man ihnen auch den Gebrauch der angebotenen klinischen Behandlung untersagt.

So ist zur Zeit die Lage der Dinge! — Und alles dieses spricht dafür, dass man an leitender Stelle dieser Mission eine politische Bedeutung beilegt; wie denn in der Geschichte der englischen Kolonien der Beleg allerdings nicht fehlt, dass der Missionär voranschritt und der Diplomat ihm folgte.



KAPITEL XI.

Karawanen und Märkte in Tripolis.

Es giebt vier alte Karawanenstrassen, welche von unterschiedlichen Punkten der Nordküste Afrikas zum Herzen dieses dunkeln Weltteiles fuhren. Aus dem Westen läuft ein Weg von Marokko aus nach dem unter dem 17.° nördl. Br. am Niger gelegenen wichtigen Handelsplatze Timbûktu. Aus dem Osten läuft ein Weg von den Ufern des Nil aus nach dem Lande Dâr-Fôr. Die dritte Handelsstrasse entspringt dem alten Kulturlande Cyrenaïca mit seinem heutigen Hauptorte Ben-Ghâzi und richtet sich hin nach dem westlich von Dâr-Fôr gelegenen Lande Wadâï, zwischen dem 10. und 15.° nördl. Br. Der vierte Weg aber geht aus von Tripolis, durchschneidet die Oase Fezzân und das Ländchen Kawâr und richtet sich hin auf Kûkâ, die Hauptstadt von Bornû am Tsâde-See.

Dieser letztere Weg hat nun sehr bedeutende Vorzüge vor jenen drei andern; denn während auf ihnen sich Strecken finden selbst von sechs bis zehn völlig wasserlosen Marschtagen und nur knappen Weideplätzen für die Kamele, ist die Karawanenstrasse zwischen Tripolis und Kûkâ reichlich ausgestattet mit häufigen Wasserstationen, sowie auch mit zahlreichen Weideplätzen für Kamele. Demnach ist sie von allen die bequemste und auch die billigste, wie sie denn von alter Zeit her am meisten begangen worden ist.*)

Für diese Handelsstrasse empfiehlt sich aber als nördlicher Ausgangspunkt besonders die Hafenstadt Tripolis, und nicht in demselben Grade das 800 km westlich gelegene Tûnis; denn das Land Tûnisien ist von dem Herzen Afrikas abgeschnitten durch ein örtliches Hindernis. Schotten (Salzsümpfe [sebcha], die Quellen der Sumpffieber) ziehen sich wie ein breites Band länderscheidend von der algerischen Grenze bis zum Golfe von Gabes, über welchen Gürtel nur zwei schmale Landbrücken die Verbindung zwischen Nord und Süd herstellen, nämlich der 22 km breite

*) Dr. Gust. Nachtigal: Saharâ und Sûdân. Bd. I., pag. 516. Berlin 1879.

Isthmus von Gabes und die Landenge von Kris oder Tôzer in einer Breite von 9 km.*)

Dieses örtliche Hindernis findet für den Verbindungsweg zwischen Tripolis und Kûkâ nicht statt, derselbe liegt vielmehr völlig frei da.

So haben denn auch unsere deutschen Afrikaforscher seinerzeit die Stadt Tripolis gewählt zum Ausgangspunkte ihrer so erfolgreichen Züge in das Innere, als: Barth 1850 und 1855, Vogel 1854, Beuermann 1862, Rohlfs 1864 und 1865, Nachtigal 1869, Erwin von Bary 1876, welcher auf der Oase Ghât, im Lande der Tuârik, sein Leben liess.

Auch Handelskarawanen kommen und gehen beständig in Tripolis; sie sind bis zu 1000 Kamelen stark, und bringen aus dem Innern her an die Küste allerlei Landesprodukte, als Elefantenzähne, Straussenfedern, Färbestoffe, gegerbte Leder, Kunsterzeugnisse der Tuârik und auch Sklaven. Dieser verbotene Handel starb zuerst aus in Algier, dann in Tûnis; haftet aber noch, im Geheimen betrieben, an Tripolis.

Ein Centner Elfenbein kostet in Bornû etwa 50 Maria-Theresia-Thaler = 250 Mark. Unbequem in der Form, fällt es stark ins Gewicht und ist daher schwer auf Kamelen zu transportieren. Anders Straussenfedern! Leicht an Gewicht, sind sie bequem für den weiten Transport. Mit der ganzen Haut eines Tieres abgezogen, kosten diese Federn in Bornû etwa 20 Maria-Theresia-Thaler = 100 Mark. Ich sah grosse Vorräte von beidem in den Magazinen der Importeure in Original-Verpackung wie in gelöstem Zustande. Die Straussenfedern waren musterhaft sorgfältig verpackt in würfelförmigen Ballen von ca. 1 qm, umzogen von Häuten, und diese wiederum umsponnen von einem sehr geschickt geflochtenen Netze sich kreuzender, feingeschnittener Lederriemen.

Ein männlicher Sklave, arbeitskräftig, gesund und etwa 20jährig, kostet in Bornû 20—25 Maria-Theresia-Thaler = 100—125 Mark, an der Küste aber das drei- und vierfache; ausserdem macht er auf dem Transportwege sich noch nützlich als Träger leichter Waren. Die Kunsterzeugnisse der Tuârik sind Waffen, Gefässe, Flechtwerk und besonders sehr feine Lederarbeiten. Sie verstehen es z. B., die obere Fläche von Lederkissen durch eingeschnittene Vertiefungen mit einem sehr gefälligen Muster zu überziehen. Ich habe Arbeiten dieser Art für äusserst billigen Preis in Tripolis gekauft.

Nach Abladung dieser Erzeugnisse des Südens rasten die Leute einige Wochen im Fonduq der Stadt oder in ihren Zelten vor der Stadt, befrachten ihre Tiere dann wieder mit europäischen Waren aller Art, namentlich mit leichten, meist in England hergestellten Baumwollengeweben, und kehren auf demselben Wege durch eine Kette auf einander

*) Rudolf Fitzner: Die Regentschaft Tûnis; pag. 311. Berlin 1897.

folgender Oasen in einem Marsch von etwa 90 Tagen nach dem Sûdân, d. h. »dem Lande der Schwarzen«, an die heimischen Ufer des Tsâde-Sees zurück.

Manche aus der Zahl dieser Begleitmannschaften ziehen es vor, des besseren Verdienstes wegen in Tripolis zurück zu bleiben. Und so findet zugleich mit diesen Warenzügen eine stetige Einwanderung von Leuten aus dem Innern Afrikas statt. Auf diese Weise sieht man in den Strassen von Tripolis unverfälschte Typen der Bewohner von Bornû, Dâr-Fôr, Wadâï, den Haussa-Staaten, sowie Tubu und Tuârik. Der Ethnograph findet also hier in Tripolis ein sehr reiches Feld für seine vergleichenden Studien.

Besonders eine Bemerkung drängt sich hier dem Beobachter auf. Man sieht diese Leute oft in den Bädern entkleidet. Dann fällt es an ihnen auf, dass diejenigen Körperteile, welche dem Lichte ausgesetzt waren, bei den Trägern einer dunkleren Haut helleren Farbenton angenommen haben, dagegen bei den Trägern einer helleren Haut umgekehrt einen dunkleren, als die bedeckten Teile ihres Körpers.*) Das scheint darauf hinzudeuten, dass die Natur der Neigung folgt, von den Extremen der weissen und der schwarzen Hautbildung aus immer wieder auf die Herstellung eines mittleren, braunen Farbentones durch die Einwirkung der Sonne hinzustreben. Und vielleicht war dieser bräunliche Ton der ursprüngliche bei den ersten Menschen. So stellt Schopenhauer die Ansicht auf, dass Adam und Eva nicht weiss, sondern bronziert von Hautfarbe gewesen seien.

Ein besonderes Leben gewinnt die Umgebung der Stadt, wenn die Pilgerkarawane nach Mekka, aus dem Westen Afrikas (Maghreb) sich aufrollend, unter beständigem Zustrom aus den berührten Ortschaften, vor den Thoren von Tripolis sich lagert, was im Februar zu geschehen pflegt. Die 10—15000 Kamele mit den bunt behangenen Reisezelten auf ihren Rücken, sowie die entsprechende Anzahl der Mekkapilger selbst in ihren abweichenden Trachten, bieten dann ein farbenreiches Bild. Ich habe dieses Schauspiel des Aufbruchs einer Mekkakarawane zwar nicht in Tripolis, aber seinerzeit in Damaskus beobachten können. Beide Bilder werden sich zu einander wohl verhalten wie ein Pendant.

Die Mekkapilger — (hâdsch, plur. hâdschidsch) — können bei Nennung jener allgemeinen Warenzüge mitgezählt werden, da sie ihre religiösen Interessen mit weltlichen Geschäften zu verbinden pflegen. Sie bringen von Marokko beziehungsweise von den übrigen westlichen Stationen her: Wachs, Federn, Seide, Lederwaren, Parfums, Drogen. Bei Ankunft in

*) Vergleiche dieselbe Beobachtung bei »Nachtigal« pag. 427, Band II. Saharâ und Sûdân. Berlin 1879.

Tripolis werden diese Dinge gegen europäische Güter ausgetauscht. Und zurückkehrend aus Mekka, etwa in Jahresfrist, bringen sie dann aus dem Osten mit: Mekkabalsam, Myrrhen, Kaschmirshawls, Edelsteine, Mokka, Opium.

So kommen und gehen beständig von Tripolis aus Warenzüge. Tripolis ist noch heute das Zentrum dieses Verkehrs auf der Nordküste Afrikas.

Ein zweites, sehr fesselndes Schauspiel bieten in Tripolis die wiederkehrenden Wochenmärkte dar. Es giebt deren zwei. Der Markt am Dienstag, unmittelbar vor den Thoren der Stadt, und der Markt am Freitag, 4 km von der Stadt entfernt, auf einem von Palmen überschatteten Platze inmitten der Oase, beide regelmässig abgehalten.

Beide habe ich öfters besucht und mit dem grössten Interesse stundenlang unter den Leuten mich bewegt.

Es ist ein seltsames Bild, die Verkäufer, gewickelt in ihren weissen Burnûs, sämtlich an der Erde hocken zu sehen, vor sich auf dem Boden ausgebreitet ihre Waren. Nach ihren Verkaufsgegenständen sind sie in Strassen abgeteilt und sitzen in schnurgerader Linie nebeneinander, ihre Käufer erwartend.

Besuchen wir zunächst die Abteilung, wo lebendes Vieh angeboten wird. Besonders interessant sind hier für uns die Kamele. Man unterscheidet das Lastkamel (djimâl) vom Reitkamele (hegîna); jenes braungelb an Farbe, dieses silbergrau oder weiss; jenes kostet 80—100 Frcs., dieses 150—200 Frcs. Und der Markt von Tripolis ist reichlicher mit Kamelen zum Ankaufe versehen als irgend einer der andern Plätze im Innern Afrikas wie an der Küste. Hier steht ein schneeweisses, junges Tier aus der berühmten Zucht der Tuârik. Mit seinem weit ausgreifenden, langen Schritt nimmt es an einem Tage dieselbe Strecke, zu welcher ein gewöhnliches braunes Lastkamel zwei Tage gebraucht. Es kostet vollkommen gezäumt und hübsch aufgesattelt nur 160 Frcs. Da Ben-Ghâzi, mein gewandter Diener, mir als Dolmetscher dient, kann ich mit den Verkäufern mich unbehindert unterhalten und Eigenschaften wie Preis ihrer Waren genau erfahren.

Dann kommt die Abteilung der Pferde. Das teuerste ist ein arabischer Schimmelhengst, ein gross gewachsenes, lebhaftes Tier mit schlankem Halse, feinem Kopfe und kleinen, stahlharten Hufen. Es ist ebenfalls gezäumt und gesattelt mit jenem altarabischen, rot gepolsterten Sattel mit steil aufsteigender, hoher Rückenlehne, und Steigbügel, gross wie ein Schuh, hängen an Riemen herab. Der Preis des Tieres ist, so wie es da steht, ebenfalls 160 Frcs. Dieses ist jedoch ein ausgesuchtes Stück. Mittelpferde, meistens der Berberrasse angehörend, klein, aber genügsam und ausdauernd, kauft man schon für 80 Frcs.

In der dritten Abteilung stehen die Kühe, einige mit ihren Kälbern. Sie sind, wie auf der ganzen Nordküste Afrikas, von kleinem Schlage. Gutes Futter vorausgesetzt, sollen sie gute Melker sein. Solch eine Kuh mit ihrem Kalbe kostet ebenfalls 80 Frcs.

Dann kommen die Schafe, muntere, krauswollige Tiere, gut gewaschen. Sie sind als Schlachttiere sehr begehrt und kosten das Stück 8 Frcs.

Ihnen schliessen sich an die Ziegen, das Tier der Beduinen. Aus ihren langen, tiefschwarzen Haaren weben dieselben ihre Wanderzelte; aus ihren Häuten bereiten sie sich Wasser- und Oelschläuche. Auch wird das Fleisch der Tiere gerne gegessen. Sie kosten das Stück 6 Frcs.

Esel sind nicht zu vergessen! — Dieses genügsame, auch hier in seiner Geduld vielgeprüfte, aber an der ganzen Nordküste Afrikas weit verbreitete, weil überaus nützliche, Tier. Einen jungen, kräftigen, tragfähigen und reitbaren Esel kauft man schon für 20 Frcs.

Endlich kommt auch eine Verkaufs-Abteilung für Hunde. Weisse, mittelgrosse, scharfgezahnte Tiere mit voller, buschiger Rute, die gefürchteten Wächter der Beduinenzelte! — Solch ein ausgewachsener Hund kostet 3 Frcs.

In jeder dieser Abteilungen, welche übersichtlich von einander getrennt sind, waren viele Tiere aufgetrieben. Die Besitzer hockten vor denselben auf der Erde und hielten die Halfterstricke in ihren Händen. Auf unsere Frage nach Herkunft, Eigenschaft und Preis der Tiere gaben sie bereitwillig, aber ohne Aufdringlichkeit Auskunft.

Von den angebotenen Industriegegenständen interessierten mich am meisten die Matten. An der Nordküste Afrikas ist Tripolis ein Hauptproduktionsplatz für diesen durch den ganzen Orient hin weit verbreiteten Artikel. Seine Herstellung geschieht auf dem Wege der Hausindustrie. In der Oase besuchte ich einige Neger- und Berberhütten, in welchen dieselben von Männern, Frauen und Kindern geflochten wurden. Das Material, aus welchem die Leute diese Matten herstellen, ist ein steifes, hellgelbes Gras von etwa einem Meter Länge (Lygeum spartum). Kein Knoten unterbricht den vollkommen glatten, gerade gewachsenen Stengel. Es besitzt eine schmiegsame, dem Hanfe ähnliche Faser. Neben der genügsamen Halfapflanze (Stipa tenacissima), welche selbst dem ausgetrocknetsten Boden der Steppe genügende Nahrung zu entnehmen weiss, ist es ein Geschenk der Wüste für jedermann, der es ernten will. Geerntet werden beide Pflanzen wohl das ganze Jahr hindurch und in langen Zügen auf Kamelen durch die Beduinen zur Küste gebracht. Dieses, in Ballen gepresst und mit dünnen Eisenbändern beschlagen, wandert als ein gut bezahlter Ausfuhrartikel nach England, zur Herstellung von Papier; jenes bleibt an der Küste und dient zur Herstellung von Flechtwerk aller Art.

Man unterscheidet Matten für den Bodenbelag und solche für Wandbekleidung. Jene sind einfarbig, diese gemustert. Um diese oft recht

reichen Muster herzustellen, färbt man Stengel rot und besonders gerne auch violett, und durchflechtet sie dann mit den gelben, zu sehr gefälligen Zeichnungen.

Diese Muster sind nicht Nachahmungen, sondern eigene Erfindung, demnach sehr verschieden. Es überrascht der entwickelte Formensinn der Orientalen. Ich habe an Webestühlen und am Stickrahmen in der Bearbeitung von Holz und von Metall Leute beobachtet, welche schwierige Muster ohne Vorlage aus dem Kopfe herstellten und dann genau wiederholten.

Besonders Männer und auch Knaben zeigen sich darin sehr geschickt. Frauen beurteile ich nicht, da ihr Thun sich der Oeffentlichkeit entzieht. Aber es verdient neben der Geschicklichkeit in der Arbeit hervorgehoben zu werden auch der grosse Fleiss der Orientalen. Der Bericht von ihrer Trägheit ist eine zwar oft wiederholte, aber dennoch falsche Nachricht. Wer sich länger im Orient aufhielt und gerecht ist, wird das Gegenteil sagen. In den offenen und geschlossenen Werkstätten, auf Wegen und auf Plätzen, in gedeckten Bazaren und auf freien Märkten, überall sieht man die Leute arbeiten von früh bis spät, die Schneider und die Schuhmacher oft bis in die späte Nacht hinein, und zwar mit einer Emsigkeit, die sich nicht unterbricht, wenn auch der Fremdling hinzutritt, um dem Schaffen ihrer flinken Hände mit Interesse zu folgen. Kinder, selbst unter zehn Jahren, von ihren Vätern sichtlich dazu angehalten und unterwiesen, nehmen fast allenthalben an diesen Arbeiten teil, so dass unbeschäftigte Kinder, auf der Strasse spielend, man viel seltener im Orient antrifft, als in Europa. Der erworbene Tagelohn ist oft ein sehr bescheidener und übersteigt nicht einen Franc bei Erwachsenen. Aber auch ein solches schmales Einkommen genügt ihrer grossen Nüchternheit.

Eine bunt geflochtene Matte von einem Meter Breite und drei Meter Länge kauft man auf dem Markte von Tripolis schon für $1^1/_2$ Frcs., und drei solcher Streifen, die völlig ausreichen, um die ringsumlaufende Wand eines mittleren Zimmers in gefälliger Weise zu bedecken, kosten 5 Frcs. Die nichtgemusterten Decken, welche als grosse Teppiche von vier Metern im Quadrat hergestellt werden, sind entsprechend billiger. Es findet ein starker Export dieser Matten nach Italien, Griechenland und der Türkei statt.

Daneben waren Stände mit geflochtenen Körben aller Art und gedrehten Seilen; dann kamen Verkäufer von Wollen- und Baumwollenstoffen, weiss und gemustert, in Tripolis gewebt; dann Töpferwaren von der benachbarten Insel Dscherba (Beled el-Dscherid), Kochgeschirr aus Kupfer und Eisenblech, ebenfalls im Lande hergestellt; endlich musikalische Instrumente, von Negern angefertigt. Ich kaufte eine hübsche Doppelklarinette, deren Form an die altgriechische Pansflöte erinnerte.

Dann kam eine Abteilung für Felle aller Art, nass eingesalzen und getrocknet.

Sehr gut nahmen sich auch aus die Stände der Handwerker, welche auf dem Markte, reihenweise geordnet, arbeiteten. Mir fielen besonders auf die fliegenden Schmieden, wohl zwölf Werkstätten nebeneinander, sämtlich von Juden bedient, wie denn die Israeliten im Orient noch fleissiger das Handwerk als den Handel betreiben. Unendlich einfach war die Einrichtung der kleinen Werkstätte. Ein kleiner Ambos auf die Erde gestellt, daneben ein Kohlenfeuer, welchem Wind zugeführt wird aus zwei Lederbeuteln, die ein Knabe mittelst zweier Stöcke unablässig öffnet und schliesst. Das Feuer brennt aber ganz flott in den heissen Tag hinein, und vor demselben sitzt der Schmied auf seinen gekreuzten Füssen, den Körper nackt, mit muskulösen Armen, schweisstriefend, und schmiedet Nägel, sowie gezahnte Sicheln, welche nun die bald reife Gerste schneiden sollen.

Dann kam eine ganze Linie, besetzt mit Schuhflickern. Sie hatten vor sich aufgestellt eine Reihe kranker Schuhe und Sandalen. Die Beduinen, aus der Steppe kommend, lassen hier ihre oft sehr kranken Fussbekleidungen flicken.

Dort sitzt an der Erde ein Bankier. Er wechselt das von den Händlern eingenommene Kupfer in Silberstücke um, und umgekehrt.

Neben ihm hockt ein kleiner Notar, bereit, gleich auf dem Markte Verträge aufzunehmen, denn der Araber hat alles gerne schriftlich.

Auch einen Apotheker bemerkte ich unter einem Zelte sitzend, der aus etwa dreissig verschiedenen Körben und Büchsen Heilmittel verkauft.

Dann kamen die fliegenden Garküchen. Ich bezahlte für meinen Diener Ben-Ghâzi ein arabisches Frühstück und liess mir dessen Zubereitung zeigen. In einen Holznapf kommt zuerst zerkleinerter roter Pfeffer, gemischt mit einer zerschnittenen Zwiebel, darüber ein gutes Stück von gekochtem Kürbis. Dieser wird mit einem Holzlöffel zerdrückt und dann scharf alles zusammengerührt. Darüber wurde endlich reichlich Olivenöl gegossen. Es giebt das einen roten, fetten Brei, in welchen die Leute die von dem flachen arabischen Brot abgerissenen Stücke tauchen und diese dann mit grossem Appetit verzehren

An andern Stellen wurde warmes Essen verabreicht. Dieses bestand vor allem in dem arabischen Nationalgerichte Kuskussu und einem am Spiess über langsamem Holzkohlenfeuer gerösteten Stückchen Hammelfleisch.

Auch Palmenwein (Laqbi) wurde süss, als Most, und säuerlich, im Zustande der Gärung, aus grossen Thonkrügen, das Glas für drei Pfennige, geschenkt.

Schliesslich bemerkte ich unter einem grösseren Zelte etabliert auch einen Gerichtshof, um gleich auf dem Markte die bei Ein- und Verkauf so leicht entstehenden Streitigkeiten zu schlichten. Drei würdige Männer sassen auf einem Divan mit untergeschlagenen Füssen und hatten vor sich stehend die streitenden Parteien, welche erregt ihre Ansprüche geltend

machten. Als der Richter, welcher, von zwei Schöffen unterstützt, den Mittelsitz einnahm, meinen Eintritt in das Zelt bemerkt hatte, liess er die Parteien auseinandertreten, um mir Platz zu machen, ja, lud mich sogar mit einer freundlichen Handbewegung ein, meinen Sitz auf der Richterbank zu nehmen, was ich indessen mit einer dankenden Verbeugung ablehnte.

Alle diese Gruppen konnte man auf den beiden Wochenmärkten beobachten.

War der Dienstagsmarkt, unmittelbar vor dem Ostthore Bab el-Chandag über die weite Plaja hin dicht am Meeresufer aufgeschlagen, der grössere, so war der Freitagsmarkt in der Oase der interessantere. Denn er legte sich aus im Walde, unter schlanken Palmen, und war genussreicher durch den dargebotenen Schatten. Indessen seine Entfernung, vier Kilometer von der Stadt, erforderte, um ihn zu besuchen, das Besteigen eines Wagens oder eines Reitpferdes.

Sind diese Wochenmärkte für den Fremden stets erreichbar, auch bei einem kürzeren Aufenthalte in Tripolis, so ist es nicht gewiss, ob er in solchem Falle auch zu dem Genuss kommen wird, eine grössere Waren-Karawane aus dem Sûdân ankommen oder dorthin abgehen zu sehen, da die Termine dafür nicht feststehen. Indessen kleinere Züge von 5—600 Kamelen, mit Halfa beladen und von Beduinen geleitet, kommen wohl täglich an.

Jedoch bekommt man die aus dem Innern auf den grossen Warenzügen eingeführten Produkte leicht zu Gesicht, wenn man den gefälligen deutschen Vizekonsul, Herrn L., bittet um die Einführung in eines jener fünf grossen Importhäuser, welche den Warenaustausch mit dem Sûdân in Tripolis vermitteln. In den weiten Magazinen derselben kann man aufgehäuft sehen Berge von Elefantenzähnen und in Originalverpackung die Straussenfedern, wie sie vom Tsâde-See kommen, jene grossen, würfelförmigen Ballen, in gegerbte Häute eingenäht und mit einem Netz feiner Lederriemen umstrickt. Mir wurde dort auch in die Hand gegeben ein Bouquet schönster Straussenfedern, jede cirka 80 cm lang. Die weissen sind bedeutend teurer als die schwarzen und kosten das Stück hier schon 4—5 Frcs.

Haben Leute und Tiere dieser unermüdlichen Wanderzüge sich ausgeruht, an den Freuden der Grossstadt sich gesättigt, die Rückfracht empfangen und geladen, dann kehren sie raschen Fusses und fröhlichen Herzens wieder nach dem Innern dieses, noch so wenigen bekannten Weltteiles zurück, wo heisser und heisser die Sonne scheint und schwarz wie Ebenholz die feuchtglänzende Haut ihrer Söhne schimmert.

KAPITEL XII.

Die Aïzzauiyas.

Begleitet von einem englischen Freunde kam ich eines Abends aus einer kleinen angeregten Gesellschaft zurück. Wir schritten durch die matt erleuchteten stillen Strassen, in denen uns nur wenige Menschen begegneten. Es war schon spät und das Bett willkommen.

Da hörten wir im Vorbeigehen aus einem Hause hervortönend einen leidenschaftlichen Gesang.

»Die Aïzzauiyas haben heute am Freitage ihre nächtliche Versammlung,« so sagte uns auf unser Befragen ein Vorüberschreitender.

Schon einmal, im verflossenen Winter in Kairuân (Tûnisien), war ich mit diesen Leuten in Berührung gekommen, ohne damals meine Eindrücke abschliessen zu können.

Nun war alle Müdigkeit vergessen und wir waren entschlossen, falls wir Einlass fänden, dieser phantastischen Nachtsitzung beizuwohnen.

Nach einer kurzen Verhandlung mit dem Pförtner in arabischer Sprache öffnete sich uns die Thür und wir traten in den Saal.

Es war ein stattlicher Raum, mehr lang als breit, bunt bemalt und hell erleuchtet durch farbige Glaslampen, welche von der Decke zahlreich herabhingen. In der Mitte der Langseite, den drei Thüreingängen gegenüber, befand sich die Nische (kibla), welche die Richtung nach Mekka angiebt.

In und vor derselben auf ausgebreiteten Teppichen sassen ältere Männer mit weiss umwundenen Turbanen, in bunten Gewändern, die Füsse untergeschlagen und in ihren Händen Trommeln (debdeba), denen sie in hastigen Schlägen eine berauschende Musik entlockten. Ihnen gegenüber längs der langen Wand, welche drei Doppelthüren durchbrechen, standen in einer Reihe aufgestellt und gekleidet in braune, einfache, mit weissen Schnüren besetzte Kaftane, so wie die Werkleute sie hier tragen, Schulter an Schulter dreissig männliche Personen sehr verschiedenen Alters, von 15 bis zu 50 Jahren hinauf.

5*

Nach dem Rhythmus jener berauschenden Musik machten sie sehr hastige Körperbewegungen. Auf dem linken Fusse ruhend, stampften sie beständig mit dem rechten Fusse den Erdboden. Den Oberkörper werfen sie dabei heftig hin und zurück. Der Kopf, bedeckt mit dem roten Tarbûsch, daran die lange, blauseidene Quaste, fiel ihnen jetzt tief in den Nacken, um dann sich ebenso scharf wieder auf die Brust zu werfen. Dabei machte die ganze Reihe, geschlossen Hüfte an Hüfte, stets eine wiegende Bewegung von rechts nach links und dann wiederum zurück. Sobald der rechte Fuss den Boden stampfte, riefen sie beständig, unisono mit harter Betonung immer nur diesen einen Spruch wiederholend: »Allâh hu ekbér!« d. h. »Gott ist der Höchste«!

In dem übrigen Raum des Saales, auf Matten niedergelassen, sassen dichtgedrängt Männer und Knaben als aufmerksame Zuschauer.

Wir beiden waren die einzigen Europäer in dieser Versammlung und man setzte uns in gefälliger Weise Stühle auf eine Erhöhung an die schmale Querwand, von wo aus wir alles genau übersehen konnten.

Das Haupt (Schêch) der Sekte, ein stattlicher älterer Mann, gekleidet in eine rotfarbene, grün verschnürte Igippa, ging ordnend im Saale auf und ab.

Mohammed ben-Aizza, ein frommer Moslim in Marokko, zog sich einst vor hundert Jahren dort in die Wüste zurück, um als Einsiedler zu leben. Der von ihm ausgesprochene Grundsatz war, dass ein Gott vertrauender Mensch von jedwedem Gegenstande als Nahrungsmittel leben könne, selbst von den fremdartigsten, widerlichsten und giftigsten Dingen, ohne Schaden zu nehmen an seiner Gesundheit.

Die Leute in Marokko strömten zu Mohammed ben-Aizza in die Wüste hinaus und sahen mit Staunen, wie dieser Skorpione, stachlige Kakteen, Glasscherben und selbst giftige Vipern verzehrte, ohne daran zu sterben. Man verehrte ihn fortan wie einen Heiligen und seine Anhänger nannten sich die Aïzzauiyas.

Der Zweck ihrer Zusammenkünfte ist nun der, ihren Glauben auf die Probe zu stellen, indem sie dieselben widerlichen Dinge gleichfalls essen. Um aber den natürlichen Widerwillen gegen solche Art Speise zu überwinden, versetzen sie sich zuvor in die höchste Ekstase, von der wir bald die Zeugen werden sollten.

Am verbreitetsten ist die Sekte in Marokko, dem Ursprungslande aller mystischen Sekten des Islâm, fanatischer Religionsgemeinschaften und geheimnisvoller Heiliger. Dann aber zieht sie sich hin über den ganzen Norden Afrikas bis nach Egypten. In allen grösseren Städten besitzt diese religiöse Genossenschaft ihr als Eigentum zugehörende Versammlungslokale (Zâuïya), welche oft auch durch Vermächtnisse reichlich bedacht, sonst von freiwilligen Beiträgen ihrer Mitglieder unterhalten werden.

An der Spitze einer jeden Zâuiya steht ein Schêch (Häuptling), welcher als Mitglieder schon Knaben vom achten Lebensjahre aufwärts annimmt und diesen, ausser den allen Moslimim vorgeschriebenen fünf Tagesgebeten, noch besondere Gebets-Exerzitien zum Zweck ihrer Seelenreinigung auferlegt. Ihre wöchentliche Versammlungszeit ist der Freitag Abend, von Sonnenuntergang bis Mitternacht. Die Versammlung selbst nennen sie »Hadhra«.

Diese heftigen Körperbewegungen, verbunden mit Gesängen, dauerten ununterbrochen etwa eine Stunde lang, sich fortwährend steigernd.

Dann trat die Ekstase ein!

Männer stürzten hinaus und schleiften in den Saal herein lange Aeste des Opuntien-Kaktus (Opuntia ficus indica). Man wälzte sich auf denselben, man brach Stücke von ihnen ab und rieb sich damit Kopf, Wange und Hals. Man verschluckte grosse Bissen, samt den schärfsten Stacheln.

Dann traten Männer herein mit den Scherben zerbrochener Glasflaschen und warfen sie ihrem Schêch in den Schoss.

Ich sah wie nun die Leute ihn umdrängten, darunter Knaben von 15 Jahren, sich vor ihm auf die Kniee warfen, mit verzückten Augen und geöffnetem Munde um solch eine Glasscherbe, wie um eine Sakramentsgabe, bettelten und, wenn sie solche erhalten hatten, dieselbe hastig verschluckten.

Der Schêch, welcher unsere Erregung über dieses Schauspiel bemerkte, trat auf uns zu und legte uns solch einen Glasscherben in die Hand, um uns durch Befühlung von der Schärfe seiner Spitzen und Kanten zu überzeugen.

Männer tanzten nun wirbelnd im Saale umher, verzehrten diese Scherben, rieben und geisselten sich mit diesen Kaktus-Blättern und fielen dann nieder, ihre Fäuste krampfhaft geballt. Andere beugten sich über sie, wischten ihnen den herausgetretenen Schaum vom Munde und brachen ihnen die geballten Hände auf!

Es waren Scenen von höchster Erregtheit. Und dabei diese verzückten Allâhrufe der ganzen Versammlung, diese flammenden Augen!

Ein deutscher Arzt in Sfâqes (Tûnisien), der mehrere Jahre schon einen arabischen Heilgehilfen in seinen Diensten hat, welcher dieser Sekte der Aïzzauiyas angehört, machte an diesem seine wissenschaftlichen Beobachtungen. In mehrfachen Unterredungen besprachen wir den vorliegenden Gegenstand miteinander. Er versicherte mir, dass ausser den oben genannten Sachen auch lange Eisennägel, Skorpione und die gehörnte, äusserst giftige Viper (Cerastes cornutus) von diesen Leuten in der Ekstase verschluckt würden. Dass nach dem Genuss dieser Dinge von den Aïzzauiyas Vomitivmittel eingenommen werden, als welches die

sehr scharf schmeckende Kamelmilch im Orient viel gebraucht wird, solche Annahme erklärte er für falsch. Vielmehr sie behalten die verschluckten Gegenstände bei sich und dieselben gehen thatsächlich in den Verdauungsschlauch über. Die Leute zeigen sich am Tage nach diesen religiösen Exerzitien stark ermattet, doch Krankheitserscheinungen, als Folgen derselben, wurden von ihm nicht beobachtet, weder Magenblutungen, noch Darmentzündungen, ebensowenig eine Verkürzung des Alters. Der genannte Arzt versicherte mir, man stände hier wie vor einem Rätsel!

Den Weg zur Erklärung giebt vielleicht folgendes. Jener arabische Heilgehilfe berichtet aus seiner persönlichen Erfahrung: »Wenn meine Ekstase jenen Grad erreicht hat, dass beim Essen dieser Gegenstände ich an nichts anderes denke, als ausschliesslich nur an meinen »Heiligen«, so schadet der Genuss mir nichts. Irren aber meine Gedanken von diesem Ziele ab, indem ich mir vergegenwärtige, z. B. meine Mutter, meine Frau, oder gar die mit solchem Essen verbundene Gefahr, dann fühle ich eine innere Blutung!«

Auf diese Weise hinge also alles ab von der künstlichen Steigerung des Seelenlebens, dem der Körper sich dann willig dienstbar macht.

Um Mitternacht schloss die Versammlung und wir kehrten im lebhaften Gedankenaustausch über das Gesehene in unser Hôtel zurück.

In der That, alle die andern Vorfuhrungen von religiösen Genossenschaften innerhalb des Islâm, oft besucht und oft beschrieben, wie z. B. die Darstellungen der heulenden Derwische in Skutari und in Kairo und diejenigen der tanzenden Derwische in Pera, lassen sich auch nicht im Entferntesten vergleichen mit den Erscheinungen dieser hochgradigen religiösen Verzückung, wie wir sie an jenen Aïzzauiyas zu beobachten Gelegenheit fanden.

Einige Monate später, wieder in Kairuân, fügte es sich, dass ich noch einmal einer Nachtsitzung der Aïzzauiyas dort beiwohnte. Hier beobachtete ich neue Seiten. Zunächst wurden zahlreiche Skorpione verschluckt. Dann entblössten junge Leute, nachdem sie zuvor ihren Schêch umarmt und auf die Schulter geküsst hatten, ihren Oberkörper und durchstachen sich rücksichtslos an verschiedenen Stellen denselben mit scharfen Degen. Dann begaben sie sich wiederum zu jenem Greise, sanken ihm, scheinbar tief ermattet, in die Arme. Er selbst zog die Klingen heraus, betupfte die Wunden mit einem Tuche und hielt dann seine Opfer, wie väterlich mit ihnen fühlend, minutenlang umschlungen. Dann küsste und segnete er sie. — Einen jungen Mann von ca. 20 Jahren bemerkte ich unter diesen Gruppen, der besonders rücksichtslos gegen sich vorging. Er hatte sich vier Klingen gesetzt. Zwei, getrieben durch je eine Schulter, eine durch den Hals und eine durch

den Unterleib. Die Spitzen der durchgetriebenen Degen ragten weit aus dem Fleisch hervor.

Am nächsten Morgen um fünf Uhr früh besuchte ich ein arabisches Bad und ein glücklicher Zufall wollte es, dass eben dieser junge Mensch mein Masseur wurde. Er war freundlich und zutraulich. So fand ich Gelegenheit, die gestern Abend an seinem Körper verletzten Stellen genau zu untersuchen und ich fand zu meiner grossen Ueberraschung, dass nur ganz geringfügige Narben noch sichtbar waren. Er war stolz auf seine gestrige That und schrieb die rasche Heilung seinem »Heiligen« zu!



KAPITEL XIII.

Fezzân und die Rüstung zur Wüstenfahrt.

Die zweitgrösste Stadt Tripolitaniens ist Murzuq, die Hauptstadt der Oase Fezzân, welche schon den Römern unter dem Namen Phazania bekannt war, wie Plinius berichtet. Murzuq liegt durch einen Weg von 30 Tagereisen nach Norden hin von Tripolis getrennt und ist durch einen Weg von 60 Tagereisen nach Süden hin von Kûka, der Hauptstadt von Bornû, geschieden.

Trotz dieser isolierten Lage war Murzuq lange Zeit hindurch eine blühende Handelsstadt. Denn es liegt auf der Kreuzung dreier Handelsstrassen: von Tripolis nach Bornû, von Ober-Egypten nach Dâr-Fôr und von Cyrenaïca nach Wadâï. Hier in Murzuq stapelten sich demnach auf, von Norden her kommend, die Waren aus Egypten, Tripolis und Tûnis, und von Süden her kommend, die Erzeugnisse der Negerländer, als Elfenbein, Straussenfedern, Wasserschläuche, Ziegenleder, Leoparden- und Löwenfelle, Indigo. Alles dieses kam hier in Murzuq zum Austausch. Früher trieb jeder leidlich situierte Mensch in Fezzân diesen Handel, beteiligte sich am Austausch jener Fabrikate und Rohstoffe und wurde meistens ein wohlhabender Mann.

Heute ist das ganz anders geworden. Die Familien von Murzuq, ehemals ihres Reichtums wegen berühmt, sind nach und nach verarmt. Und der Grund dieser Erscheinung liegt hauptsächlich in einem Umstande: in dem Verbot des Sklavenhandels.

Von dieser lebenden Ware kamen früher in Murzuq ca. 5000 Stück jährlich zum Anstausch; heute, wo dieses Geschäft nur heimlich betrieben werden darf, kaum 1000. Und mit der Verminderung dieser Sklaveneinfuhr liess nun auch der Umsatz der übrigen Waren so erheblich nach, dass heute in Murzuq nur noch ein kleines Geschäft betrieben wird und der Ort als Handelsplatz stark zurückgegangen ist.

Dieses Resultat ist bedauerlich. Beschäftigen wir uns nun auch ein wenig mit seiner Ursache.

Ich will gewiss der Sklaverei nicht das Wort reden. Im Prinzip ist sie verwerflich! — Aber dennoch muss darauf hingewiesen werden, dass die Vorstellung über dieselbe in Europa eine oft stark übertriebene ist, genährt durch so ungesunde litterarische Produkte, wie »Onkel Toms Hütte« und die Tendenz-Artikel der englischen Presse; während diese Herren, trotz ihrer sittlichen Entrüstung, in ihren Kolonialkriegen, fern von den prüfenden Augen Europas, sich doch zu Zeiten viel schlimmere Dinge erlaubt haben und noch erlauben, als wie irgend ein Sklavenhalter sie je begangen hat. Ich habe, nicht bloss jetzt im Orient, sondern auch seiner Zeit in Brasilien, das Leben der Sklaven aus nächster Nähe zu beobachten die Gelegenheit gefunden und ich muss um der Wahrheit willen es sagen, dass die Sklaven seitens ihrer Herren viel öfter eine freundliche als eine grausame Behandlung zu erfahren hatten. Namentlich aber der Mohammedanismus hat stets der Sklaverei eine sehr milde Form gegeben. Es ist das die Vorschrift seiner Religion. Denn in Sure 4 des Korân heisst es: »Seid gütig gegen eure Sklaven; denn Stolze und Hochmütige liebt Gott nicht!« — Meistens nimmt der Moslim seine Unfreien als Familiengenossen auf.

Und bei der kindlichen Veranlagung des Negers, bei seiner wirtschaftlichen Unselbständigkeit erscheint es mir als eine grössere Grausamkeit, diesen schwarzen Mann, dieses Weib, dieses Kind, losgelöst von einem festen, schützenden Verbande, allen den Zufälligkeiten eines auf sich selbst gestellten, sich an einander stossenden und in seinem gegenseitigen Wettbewerb oft so grausamen Lebens preiszugeben, als ihn in den festen Verband einer Familie oder einer Arbeitsgenossenschaft hinzustellen, mit dem Rechtsanspruch, von jedem Tage zu verlangen, was das Bedürfnis erheischt; wäre es auch um den Preis der persönlichen Freiheit! —

Die volle, unbeschränkte Freiheit und Freizügigkeit, dieses Recht des von allen schützenden Verbänden losgelösten rollenden Individuums, auf seiner abschüssigen Bahn gerade dort liegen zu bleiben, wo es eben will, und wo niemand eine Pflicht in seinem Herzen fühlt, um sein Wohl und Wehe sich zu kümmern: diese unbeschränkte Freizügigkeit des Individuums, wer hat noch den Mut sie zu verteidigen, der ihre Wirkungen in unserm eigenen Volke beobachtet und erfahren hat.

Es darf eben auch bei der Sklaverei nicht vergessen werden, dass jedes Ding von zwei Seiten beobachtet sein will.

Wäre sie wirklich jene Ausgeburt der Grausamkeit, als welche Tendenz-Schriften sie hinstellen, wie käme es denn, dass in Ländern, wo die Sklaverei bereits vor fast einem Jahrhundert aufgehoben ist, noch Nachkommen der ehemals unfreien Knechte aus eigener Wahl als Bedienstete

bei denjenigen Familien verbleiben, welchen einst ihre Väter als erkaufte Sklaven gedient hatten. Dieses in den Staaten des La Plata, in mehr als einem Falle zu beobachten, hatte ich die Gelegenheit. Ein gleiches findet auch, wie mich Kenner versicherten, auf der Nordküste Afrikas statt. Hier in den vornehmen arabischen Familien ist es noch immer Sitte, die Dienstboten, die männlichen wie die weiblichen, nicht regelmässig auszulohnen, sondern nach einem längeren Zeitraume des Dienens sie selbständig zu machen und auszustatten! — Also statt eines nackten Lohnverhältnisses eine väterliche Versorgung! —

Von dem Gesamtgebiete Tripolitaniens, welches ca. 200 000 qkm beträgt, nimmt die Provinz Fezzân in Anspruch mehr als ein Drittteil; doch zu der gesamten Bevölkerung des Landes, welche auf 1 1/4 Million zu veranschlagen ist, liefert sie kaum ein Zehntteil. Diese dünne Bevölkerung verteilt sich ausser der Hauptstadt Murzuq auf ca. 99 kleinere Ortschaften. In sechs Verwaltungsbezirke abgesondert, an deren Spitze je ein Mudir (etwa = Amtsvorsteher) steht, ist diese Provinz regiert von einem Gouverneur mit dem Amtssitze Murzuq, welcher wiederum dem Generalgouverneur in Tripolis unterstellt ist.*)

Es konnte nicht in meinem Plane liegen, nach Murzuq vorzudringen. Aber die ersten Stationen dieses Weges wollte ich doch kennen lernen und aus eigener Erfahrung die Eindrücke einer Wüstenreise in mich aufnehmen.

So beauftragte ich denn auch meinen Diener Ben-Ghâzi, welcher Land und Leute hinreichend kannte, für mich eine Karawane zusammenzustellen, d. h. die geeigneten Reittiere nebst Begleitmannschaften, sowie ein Zelt mit vollständiger Einrichtung zu mieten, auch den erforderlichen Proviant für etwa zehn Tage einzukaufen.

Ein doppeltes Verfahren kann man bei Anwerbung solcher Reisetiere für eine Wüstenfahrt einschlagen. Man mietet die Kamele, ohne die aufzulegende Last näher zu bestimmen, streckenweise, also auf einen Marsch von zusammen etwa 6—7 Tagen; oder, man berechnet die aufzulegende Last nach dem Gewicht und bezahlt dann den Transport eines Zentners mit ca. 12 Frcs., ebenfalls auf die Zeit von 6—7 Tagen.

Das letztere empfiehlt sich bei längeren Handelsreisen, das erstere bei einer kürzeren Fahrt, wie ich sie vor hatte.

Für mich hatte ich verlangt die Stellung eines Reitpferdes. Denn das Reiten auf einem Kamel ist, handelt es sich um weitere Wege, mehr wie unbequem. Man besteigt dieses Tier während es liegt. Dann erhebt es sich zuerst mit seinen Vorder-, darauf mit seinen Hinterbeinen. Da diese Beine sehr lang sind, so kommt der Sattel im schnellen Wechsel in zwei ganz entgegengesetzte, scharf geneigte Lagen, erst stark nach

*) G. Nachtigal: Saharâ und Sûdân, Berlin 1879. Band I pag 181 ff.

hinten, dann stark nach vorne übergeneigt. wobei ein Ungeübter leicht aus dem Sattel fällt. Ausserdem sind manche, namentlich junge Reitkamele, äusserst tückisch. Sie springen, bevor sie fühlen, dass der Reiter sich fest in den Sattel gesetzt hat, absichtlich hastig auf, um denselben zu ärgern. Ein Herabgeschleudertwerden aus beträchtlicher Höhe kommt dann leicht, namentlich bei Ungeübten, vor.

Doch dieser Umstand allein bestimmte nicht meine Forderung, für diese Reise ein Reitpferd mir zu stellen. Auch der Schritt eines Kamels ist ein uns sehr ungewohnter und unbequemer. Das Tier ist nämlich Passgänger, d. h. es tritt mit seinen Füssen nicht über Kreuz wie das Pferd, sondern setzt vorwärts zu gleicher Zeit den rechten Vorder- wie Hinterfuss und dann linksseitig Vorder- wie Hinterfuss ebenfalls gleichzeitig. Auf diese Art entsteht ein schaukelnder Gang, welcher veranlasst, dass der Reiter mit seinem Oberkörper in einer beständig nickenden Bewegung sich befindet. Dieses ermüdet sehr stark und erfährt bei manchem auch den Widerspruch seines Magens, so dass Uebelkeit eintritt.

Ausser meinem Reitpferde waren erforderlich drei Kamele, ein junges Reittier für Ben-Ghâzi, sowie zwei ältere starke Lastkamele. Sie hatten zu tragen, das eine mein Zelt nebst dessen vollständiger Einrichtung, sowie meine Koffer, das andere den Proviant für die Menschen und das Futter für die Tiere. Wasserschläuche waren nicht erforderlich, da wir auf das Antreffen von Brunnen auf unsern Nachtstationen mit Sicherheit rechnen konnten, am Tage aber es nicht üblich ist, die Tiere zu tränken. Zur Bedienung der Tiere, wie zu meiner Bedeckung hielt ich erforderlich vier Mann, so dass wir nun im ganzen sechs Menschen und vier Tiere waren.

Die Kosten eines solchen Unternehmens kann man veranschlagen auf täglich 50—70 Frcs.

Mein Diener Ben-Ghâzi hatte eines Morgens 6 Uhr aus dem Hôtel mein Gepäck abgeholt und dieses, wie Zelt und Proviant vor das Thor Bab el-Dschedid gebracht, von wo aus der Aufbruch der Karawane erfolgen sollte. Ich selbst folgte in zwei Stunden nach und hoffte, an der verabredeten Palmengruppe alles fertig zu finden, um sofort in den Sattel steigen zu können.

Selbstredend war nichts fertig! —

Die Araber sind wie die Kinder. Sie können sich nicht entschliessen, vor allen Tändeleien und Einleitungen, zur Sache selbst zu kommen. Dazu gesellt sich ihre Neigung zu Wortkämpfen. Ueber die geringfügigsten Dinge halten sie die langweiligsten Erörterungen.

Mein Erscheinen brachte etwas Straffheit in dieses Treiben. Man fing nun wirklich an rasch aufzuladen. Alles wurde in starken Hängenetzen rechts und links an den Packsattel der Tiere geknüpft und fest verschnürt. Das Kamel liebt eine fest zusammengezogene, möglichst ab-

gerundete, auf seinen beiden Flanken gleichmässig verteilte Last, die sein Ausschreiten thunlichst wenig hemmt. Für längere Reisen darf man ihm nicht mehr zumuten als ein Gewicht von 3—4 Zentnern.

Im Packen sind die Araber nun die Meister. Ich sah selbst kleine Gegenstände, wie Kohlköpfe und gebrannte Ziegelsteine, eingeknüpft in jene Fangnetze, so sicher untergebracht, dass selbst auf längerem Wege kein Stück entglitt.

Mein Reitpferd, ein ansehnliches Tier, war eine braune Stute arabischen Schlages und nach arabischer Weise aufgesattelt. Das Kopfgestell, welches in ein scharfes Gebiss endigte, war von rotem Leder mit gelber Seide durchsteppt. Von den Schläfen hingen auf beiden Seiten herab rotseidene Quasten. Der Sattel, mit hohem Vorderknopf und steiler Rückenlehne, trug eine auf beiden Seiten ziemlich lang herabfallende Ueberdecke, gleichfalls von rotem Leder. In den Ecken, wie am unteren Saume, befand sich auf eingelegtem blauem Grunde eine Stickerei in Goldfäden. Solch ein arabischer Sattel, durch seine Ausstattung brillierend, reitet sich aber weit unbequemer wie ein englischer. Seine hohe Hinterwand verhindert ein Sichscharfzurücksetzen, und so ist man gezwungen, mehr Spalte als Gefäss zu reiten, was auf die Dauer ermüdet.

Das Reitkamel meines Dieners war ein junges, schlankes, silbergraues Tier, welches glatt geschoren war. Um seinen schlanken Hals hatte man ihm einen breiten Kranz von Haaren stehen lassen, in welchen durch Ausscheren ein vertieftes Muster eingelegt war, als ein nicht ungefälliger Schmuck.

In derselben Weise dekoriert man auch die Reitesel; doch diese mehr an den Hinterschenkeln, welche man mit einem teppichartigen Muster in der angegebenen Weise durch das Mittel der Scheere überdeckt. Es giebt Araber, welche auf solche Kunstfertigkeit sich besonders legen. Sie erhalten für das Scheeren eines Kamels 1 Frc., für das eines Esels $^1/_2$ Frc. Die abgeschnittenen Haare eines Esels wirft man fort, die eines Kamels werden nach Europa für guten Preis verkauft, um weiche Stoffe daraus zu weben.

Das Reitkamel trug auf seinem hohen Höcker einen Sattel, welcher hinten wie vorne in ein aufsteigendes Horn von geschnitztem Holze auslief. An beiden Seiten des Sattels hingen herab jene bekannten, geräumigen, viereckigen Kameltaschen in farbiger Wirkerei, deren untere Kante in je sechs lang herabfallenden Schnüren endigte, deren Spitzen in Quasten ausliefen. Als Kopfgestell trug das Reitkamel nur einen Halfter aus Hanfgeflecht, linksseitig daran einen einzigen Strick als Zügel. Derselbe giebt dem Reiter über das Tier nur eine geringe Gewalt, so dass zum Lenken noch ein Stock gehört, mit dem man, durch Schläge auf seinen schlanken, weit vorgestreckten Hals, die gewollte Richtung ihm andeutet.

Dieses Reitkamel hatte einen so langen Schritt, dass mein Pferd in einen kurzen Trab sich setzen musste, um mitzukommen. Auch trabte das Tier nicht ungern und erreichte damit dann noch einen weiteren Vorsprung.

Eine solche Karawane legt bequem $3^1/_2$ km in der Stunde zurück. Verbindet man den Kopf eines Lastkamels mit dem Schwanz seines Vordermannes durch einen Strick von etwa drei Meter Länge, welche Vorrichtung die Tiere hindert, aus der Linie zu weichen, so können auch vier Kilometer in der Stunde zurückgelegt werden. Bei zehnstündigem Marsche ergiebt das die Bewältigung einer Wegesstrecke von vierzig Kilometern für den Tag; und das war etwa unsere Leistung.

Die vier Beduinen, welche meine Karawane begleiteten, gingen zu Fuss. Sie waren sämmtlich bis an die Zähne bewaffnet. Einer trug einen langen Spiess, von dessen breiter Eisenspitze er behauptete, sie wäre in Gift getaucht und ihr Stich unbedingt tödlich. Der andere trug umgeschnallt einen alten Kavalleriesäbel, sämmtliche aber über den Rücken geworfen ihre Flinten. Selbst mein Diener hatte es nicht unterlassen, sich mit einem Revolver auszustatten. Ich trug nichts weiter bei mir als mein Taschenmesser und meine Reitgerte; denn ich hielt die Strasse für unbedingt sicher.

Aber wir reisten noch unter einem andern Schutze. Ben-Ghâzi, so gestand er mir später, war an dem Morgen unseres Aufbruches noch in der Moschee gewesen und hatte unter Darbringung eines Opfers von zwei Paketen Stearinkerzen den Jmâm aufgefordert, für uns alle eine kräftige fâtiha zu beten, diese erste Sure des Korân, welche von den Mohammedanern allgemein als Reisegebet gebraucht wird.

Es war mir ein Zeichen mehr, dass ich auf diesen treuen Burschen mich verlassen konnte.

Zu der Reise, nicht in den Küstengebieten, sondern in das tiefe Innere Tripolitaniens hinein, ist zur Zeit erforderlich eine Bewilligung der Regierung in Form eines kaiserlichen Fermans, welcher auf Antrag der betreffenden Botschaft in Stambul ausgefertigt wird und mit dessen Erteilung die türkische Regierung vollkommene Garantie für Sicherheit und Eigentum des Reisenden übernimmt. Dieser Ferman wird erteilt gegenwärtig an die Mitglieder sämmtlicher Nationalitäten, ausgenommen an Italiener und Franzosen. Solche Verweigerungen erfahren jene aus politischen Gründen, weil eine gelegentliche Annektion Tripolitaniens auf dem italienischen Programm stehen soll; diese aus handelspolitischen Gründen, weil die Franzosen nachweislich, und zwar mit allen erdenklichen Mitteln, den Handel zwischen Bornû, Fezzân und Tripolis nach Tûnisien abzulenken versuchen.

KAPITEL XIV.

Reiseleben im Zelte.

Wir sassen nun auf. Die Richtung unseres Weges ging nach Süden und wurde durch Abû-Seid, den Schêch unserer Karawane, angegeben, welcher es sich nicht nehmen liess, den angeblich vergifteten Spiess über die linke Schulter geworfen, voranzuschreiten. Dann folgte ich, zu meiner linken Seite Ben-Ghâzi, dann die beiden Lastkamele, jedes geführt durch einen Beduinen. Zwei andere Beduinen, die lange Flinten über den Rücken geworfen hatten, schlossen den Zug.

Erst hatten wir die Oase (Meschiya) zu durchschneiden, welche einen Durchmesser von 8—12 km an ihrer breitesten, einen solchen von 3 km an ihrer schmalsten Stelle hat. Hinter dieser breitet sich dann eine Sanddünen-Zone aus, welche nach Rohlfs*), in Rücksicht auf die lose Lagerung des Sandes, vom Meere ausgeworfen zu sein scheint. Es ist ein Gürtel von etwa 12 km Breite. Dann schliesst sich an die Steppe.

Zuerst gaben die Palmen Schutz. Als die letzten vereinzelten Trupps derselben dem zuwehenden Sande wichen, traten wir ein in die sonnendurchglühte Wüste.

Ben-Ghâzi hatte mir verständigerweise auf dem Bazare von Tripolis einen Litâm gekauft, einen langen weissen Shawl. Nun legte er mir denselben nach arabischer Art um Nacken, Stirn und Mundhöhle. Durch solch ein Schutzmittel wird die Einwirkung der heissen Sonnenstrahlen auf den Schädel gedämpft und das Austrocknen der Schleimhäute sowie das Eintreten des Durstes verhindert. — Mulattemûn wird derjenige genannt, welcher solch einen Kopfschleier trägt.

Auf der weiten Sandfläche, welche wir nun durchzogen, gab es doch viele eingedrückte Spuren von Füssen der Menschen, sowie der Kamele, welche die Linie des üblichen Karawanenweges kenntlich machten. Uns

*) Rohlfs: »Quer durch Afrika« pag. 15.

begegneten, besonders als wir noch näher unserm Ausgangspunkte waren, Leute in ziemlicher Anzahl. Da die Araber aber misstrauisch auf einander sind, wenn sie gegenseitig sich nicht kennen, so wichen die Begegnenden, namentlich wenn sie einzeln zogen, unserer Karawane im weiten Bogen aus.

Der erste Eindruck der Wüste ist von überwältigender Kraft. Man gewinnt die Vorstellung eines gelben Sandmeeres, welches an Grossartigkeit dem Anblick des Weltmeeres nichts nachgiebt, es aber bei weitem übertrifft an Majestät der Ruhe. Diese unbewegten Wellen, über welche das scharfe, blendende Sonnenlicht hingleitet, um nur hier und da eine schwache Schattenlinie über den Erdboden hinzuziehen. Dort und hier aus den Sandwellen aufspringend, nur eine Steinklippe von phantastischer Bildung und etwas braunerer Färbung. Dazwischen kein Strauch, kein Halm, kein Laut eines Tieres, nirgends der Fittich eines schwebenden Vogels, noch das Geräusch fallender Wassertropfen. In dieser weiten Einsamkeit nur du selbst und die Geschöpfe deiner Wahl, zu dieser Fahrt mit dir verbunden. Alles, was zur harten Jagd nach dem Glück, aber auch zu dem sanften Tritt suchender Liebe gehört, weit, weit hinter uns im Rücken! — ! —

Es ist nicht zu leugnen, für den im Kampf ums Leben tief ermüdeten Menschen liegt in der Majestät dieses unbegrenzten Schweigens eine Erquickung! Aber auf wie lange? — In der Einsamkeit findet der Mensch sich wieder, und das ist eine Wohlthat! — Aber, wer genügt auf die Dauer sich selbst?

Die Sonne neigte sich dem westlichen Horizonte zu. Es ward kühler. Haben Hitze, Sonnenbrand und vielleicht ein Sandsturm über Tag dich ermüdet, so dass dein Fuss bleischwer im Bügel hängt, der Abend in der Wüste bringt vollste Erquickung. In flammender Lohe steigt die Sonne am wolkenlosen Himmel hinab. Die Luft wird von durchsichtigster Transparenz. Alle Dinge erscheinen wie vergrössert und scharf umrissen. Ein kühler Windhauch erhebt sich. Die Dämmerung ist nur kurz. Den sich verdunkelnden Himmel überziehen die funkelnden Sterne, wie sie bei uns daheim nur in scharfen Frostnächten flammen. Und die Sichel des zunehmenden Mondes, nicht aufrecht stehend, wie daheim, sondern liegend, wie ein Kahn, durchschifft auf stiller Fahrt den Aether.

Abû-Seid hatte den Lagerplatz in der Nähe eines Brunnens gewählt (Bir Samit ben Yadem), den eine kleine Oase umgab.

Während meine Leute die Kamele abluden, erstieg ich eine benachbarte Klippe, um die Sonne vollends scheiden zu sehen, ein Schauspiel, das mich immer lebhaft ergreift. Ein breiter Orangestreif von intensivster Färbung umzog den ganzen westlichen Horizont. Dieser verlor sich in den feinsten Uebergängen, von gelb, grün und lichtblau zum Scheitel des

Himmelsgewölbes aufsteigend, in ein tiefsattes Blau. Nichts Hartes war in dieser Farbenmischung, sondern alles leicht fliessend und flimmernd.

Unterdessen hatten die Leute mein Zelt aufgeschlagen. Ich fand alles fertig, und durch die sorgende Hand meines Dieners ganz allerliebst eingerichtet. Das Zelt war kreisrund und hatte sechs Schritte im Durchmesser. Seine kegelförmige Spitze wird von einer kräftigen Holzsäule getragen, welche sich, im Innern aufragend, auf den Erdboden stemmt. Die Aussenseiten sind weisse Leinwand, die Innenflächen aber zeigen sich überzogen von einem bunten, orientalischen Muster. Zwei grosse persische Teppiche, rechts und links von der Säule ausgebreitet, überdecken den ganzen Fussboden des Zeltes. Den Zugang bildet eine in reicher Stickerei überdeckte Leinwand, welche, jetzt aufgezogen, in Schnüren hängt Weit hinausgreifende Stricke, geschlungen um Pflöcke, tief in den Sand eingetrieben, geben dem luftigen Gebäude über Nacht seinen Halt.

Im Innern steht links von der Säule mein eisernes Feldbett mit Matratze, Kopfkissen und zwei wollenen Decken, alles in saubere Leinentücher eingeschlagen; rechts von der Säule zwei Feldstühle und ein Tisch, dieser überdeckt mit einem weissen Tafeltuche. An die Wände gerückt stehen meine sämmtlichen Koffer, und das Erforderliche ist bereits ausgepackt. Es macht alles einen wohnlichen Eindruck. Nun deckt Ben-Ghâzi mir den Tisch. Die Teller und der Trinkbecher sind zwar nur von Blech, aber sauber. Mein Mahl besteht aus gerösteten Kastanien, hartgekochten Eiern, Fleischkonserven verschiedenster Art, Schokolade, Biskuits, Früchten und Rotwein. Alles wird mit grossem Appetit verzehrt.

Meine Beduinen beköstigen sich selbst. Und ihr bescheidenes Mahl besteht aus arabischem Flachbrot, einigen Tomatis, einem Trunk Wasser und einer Zigarette. Die Anspruchslosigkeit dieser Leute wirkt wahrhaft beschämend auf uns von Bedürfnissen umzogene Kulturmenschen.

Als es dunkelt, bringt Ben-Ghâzi auf blank geputzten Messingleuchtern zwei angezündete Wachskerzen in das Zelt und stellt sie auf den abgeräumten Tisch. Ich trete noch einmal hinaus, um in der kühlen Nachtluft mich zu ergehen. Dann rollt der Vorhang in seinen Schnüren herab und der Rest des Tages gehört der Ausfüllung meines Tagebuches sowie der Lektüre.

Ich werde des Nachts gut bewacht sein. Links, hart an meiner Zeltthüre, auf einer Matte, kauert Abû-Seid. Er hat zwei Pistolen aus dem Gürtel gezogen, sie frisch geladen und vor sich hingelegt. So will er, die ganze Nacht dasitzend, mich bewachen. Die Kamele lagern im Kreise. Sie fressen nach ihrer Gewohnheit im Liegen. Ein jedes hat vor sich, auf einem Leinentuche ausgebreitet, seine Futterration, einen

Haufen geschroteter Bohnen. Dasselbe Futter bekommt auch meine Stute. Sie frisst aber stehend und trägt eine Manea, einen Kreuzriemen, um die Vorderfüsse geschlungen, welcher ihr das Weglaufen verleiden soll.

Die Beduinen lagern zwischen den Tieren und rauchen. Ein fünfter Mann mit einem weissen Kamel hat sich zu ihnen gesellt. Er ist ein Freund ihres Stammes. Unter dem Schutz unseres Lagers will er hier nächtigen.

Ich bin in meinem Zelte soeben damit beschäftigt, die Eindrücke des Tages schriftlich zu fixieren, da werden fremde Stimmen draussen laut. Ben-Ghâzi tritt ein und meldet, wir hätten Besuch aus der benachbarten Oase bekommen. Es sind Musikanten, welche auf ihren langen Rohrflöten uns ein Konzert zu geben wünschen. Neugierige, welche unser Lager sehen möchten, sind ihnen gefolgt. So sind nun draussen im Ganzen zwölf Mann. Ben-Ghâzi trägt auf mein Geheiss Kerzen hinaus, zündet sie an und gräbt sie in den Sand, um die Gruppen zu beleuchten. Mir wird ein Stuhl hinausgetragen und ich setze mich in ihren Kreis. Nun treten zwei der Dorfleute in ihren langen, weissen Toben hervor und führen einen phantastischen Tanz auf, indem sie ihre langen Flinten in die Luft werfen und sie wiederum auffangen. Alle klatschen dazu mit ihren Händen. Da steigt der Mond in die Höhe und beleuchtet die eigenartige Scene. So hat sich unser kleines Lager nun in einen Festplatz auf eine kurze Stunde verwandelt. Dann wird es stille und ich ziehe mich in mein Zelt zurück. Nur das Husten der Kamele hört man noch. Hin und wieder ein von meinen Leuten abgegebener Signalschuss. Mich ergreift das Gefühl hoher Befriedigung in dieser feierlichen Stille, die mich nun von allen Seiten umgiebt. Ben-Ghâzi legt sich zu den Füssen meines Bettes auf den Teppich. Nach Art der Orientalen entkleidet er sich nicht, vielmehr umwindet er noch stärker sich sein Haupt mit dem Burnûs als am Tage. Das ist gut für die Augen, so versichert er. Und nun kommt die Nacht, die ambrosische, und streut uns ihre Friedenskörner in die müden Augen.

Am nächsten Morgen, 7 Uhr, weckt mich der in das Zelt eindringende Lichtstrahl und das Hantieren der Leute, welche die Kamele und das Pferd draussen füttern und tränken. Als ich die Decke meines Bettes zurückwerfe, fühle ich eine schneidende Kälte. Mein Thermometer zeigt ausserhalb des Zeltes nur drei Grad Wärme, im Zelte sind es kaum fünf. Der Tag wird uns aber 30 Grad Hitze und mehr bringen. Zwischen diesen scharfen Gegensätzen bewegt sich regelmässig das Tag- und Nachtleben in der Wüste.

Waschwasser wird mir aus dem nahen Brunnen gebracht. Der junge Beduine, welcher es in das Zelt trägt, versucht zu bleiben, unter dem

Vorwande, Ben-Ghâzi helfen zu wollen. Wahrscheinlich fesseln ihn die silbernen Kapseln meines Toilettenkastens, welcher geöffnet auf dem Tische steht. Ihn fasst die Neugier, einen Europäer sich ankleiden zu sehen. Dann bringt Ben-Ghâzi mein Frühstuck. Es besteht aus Kaffee, Orangen und arabischem Flachbrot. Nur dieses habe ich mitgenommen, weil es länger sich frisch erhält, als das europäische Brot. Es sind runde, flache Kuchen aus Weizenmehl, nicht sehr scharf durchgebacken, so dass sie sich leicht zerreissen lassen.

Fertig zur Weiterreise trete ich aus dem Zelte. Dieses wird nun abgebrochen und nebst seinem Inhalte wieder auf die Kamele verladen. Es ist 9 Uhr geworden, bis alles in den Netzen verschnürt liegt. Wir steigen in die Sättel und ein nackter Sandfleck, überdeckt mit einigen Speiseresten, bleibt da zurück, wo soeben noch ein buntes Leben sich bewegte.

In derselben Ordnung, wie am Tage zuvor, bewegt sich unser Zug. Die Richtung ist gen Süden. Wir durchschneiden die Dschifâra, so heisst das ganze Tiefland hier zwischen dem Meere und dem am fernen Horizonte mit seinen Spitzen auftauchenden Mittelgebirge. Um 10 Uhr brennt die Sonne bereits sehr heiss und ich lege meinen Litâm um. Zahlreiche Beduinenzelte zeigen sich in der Ferne. Die breiten, dunkelfarbigen Tücher, aus dem Haar der Ziegen gewebt, sind flach ausgespannt, in der Mitte gehoben durch einige kurze Holzstützen, so dass man nur gebückt eintreten kann. Die Zelte werden umzirkt von einem Wall aufgehäufter Dornenzweige, an dessen schmalem Eingange Beduinenhunde mit ihren scharfen Zähnen liegen. Am Wege finden sich unter kleinen, provisorischen Schutzzelten hier und dort einige Araber, welche für die vorüberziehenden Karawanen Melonen feil halten, ein Beweis, wie stark begangen dieser Weg ist. Innerhalb der nächsten Stunden folgen nun nicht weniger als drei Brunnen aufeinander: Bir Miliana, Bir el-adâm und Bir Lala. Sie sind umgeben von tief ausgehölten Tränksteinen, welche flach auf der Erde liegen. Aus ihnen säuft das Vieh. Bei einem dieser Brunnen halten wir kurze Mittagsrast, indem wir uns teilen in den dürftigen Schatten eines Felsenvorsprungs. Das Frühstück besteht aus einigen Mandarinen, Brot und Käse. Dann sitzen wir wieder auf. Die blendende Sandebene zeigt sich bedeckt mit abgeschliffenen Kieselsteinen und Stücken versteinerten Holzes. Abû-Seid, der, wie Tags zuvor, unserer Karawane voranschreitet, wird unruhig; er dreht sich öfters um und späht nach rückwärts in die Ferne. Dann tritt er an mich heran und meldet, dass er Verdacht habe. Ein Beduine zu Fuss folge uns beständig seit unserer Mittagsstation. Er trage eine gute Doppelflinte über der Schulter. Ich schlage ihm vor, unsern Schritt zu verlangsamen, damit der Mann gezwungen werde an uns vorbeizuziehen. Ist es ein Feind, so hat man ihn

lieber vor sich, als im Rücken. Das geschieht. Als er an meinem Pferde vorbei kommt, tritt er auf mich zu, entbietet seinen Gruss und reicht mir die Hand. Aber Abû-Seid traut ihm nicht. Auch die übrigen: Hassan, Aly und Mohammed wollen nichts von dem Burschen wissen. So schreitet er denn allein vor uns her und da er rasch geht, wird die Distanz grösser und grösser. Die Doppelflinte, welche ihm über die Schulter hängt, ist ein gutes, neues Gewehr, wie man selten ein solches in der Hand von Beduinen findet.

Die Sonne ist bereits über die Hälfte des westlichen Himmels hinabgeglitten und es wird Zeit an einen Lagerplatz zu denken. Ueber die Auswahl desselben giebt es in der Regel einen Streit. Ich verlange, wenn das irgend angeht, eine Höhenlage, welche für gesünder gilt; die Beduinen bevorzugen die Tiefe, weil dann ihr Weg hin zum Wasser der kürzere ist. Schliesslich gleichen wir uns aus. In einer halben Stunde ist meine Wohnung aufgebaut, möbliert und das Abendbrot steht auf dem Tische. Es schmeckt nach diesem Ritt von 35 Kilometern ganz vortrefflich! —

Wie in der Nacht zuvor, hält der Schêch Abû-Seid vor meiner Zeltthür, auf der Matte sitzend, die Wache. Und sein Auge dringt dieses Mal schärfer in die Ferne, da sein Verdacht bezüglich jenes Beduinen nicht geschwunden ist. Und in Wirklichkeit! Im Dunkel schleicht eine vermummte Gestalt heran und sucht sich meinem Pferde zu nähern. Es ist jener Mann, der sich des Tieres bemächtigen will. Abû-Seid springt auf, alarmiert seine Kameraden und auf einige Flintenschüsse hin entweicht der Angreifer. Im festen Schlafe liegend, hatte ich von dem ganzen Vorgange nichts gemerkt, erst am nächsten Morgen meldete man mir das Abenteuer.

Von dem Brunnen Bir Lala brachen wir in gewohnter Weise auf. Ich sehe ihn mir, bevor ich in den Sattel steige, etwas näher an. Er ist ein ziemlich weiter Zylinder, in die Erde getrieben und teilweise ausgemauert. Sein Hals verengt sich nach oben hin bis zur Gürtelstärke eines Mannes, um das Hineinwehen von Sand zu verhindern. Man holt aus ihm das Wasser heraus durch einen hineingesenkten Lederbeutel (têlu), der an einem Stricke (erschê) hängt. Es giebt Brunnen von unterschiedlicher Tiefe. Ich sah hier solche, wo ein Strang von 30 m erforderlich war, um auf den Wasserspiegel zu kommen.

An dem südlichen Horizonte wird mehr und mehr sichtbar eine starre, dichte Masse. Es sind die Kalksteinwände der Tarhunakette, die wir ersteigen müssen. Dieses Mittelgebirge erhebt sich in zwei Terrassen, deren Flächen Vegetationsstreifen tragen, besetzt mit Oliven-, Pfirsich- und Mandelbäumen. Dagegen die aufsteigenden Wände sind kahles Gestein. Die grösste Erhebung dieses Mittelgebirges ist der »Tkut«, dessen Höhe

6*

auf 3000 Fuss geschätzt wird. Während bis an den nördlichen Fuss dieses Bergstranges die tripolitanische Tiefebene reicht, beginnt an seinem südlichen Fusse die eigentliche Saharâ.

Die Tiere haben heut eine schwere Arbeit, da es bald ans Klettern geht; namentlich meinem Pferde will das schlecht behagen. Dazu brennt uns die Sonne heiss auf den Rücken, und von den hellen Steinwänden reflektieren stechende Lichter. Zu Zeiten steigen wir ab, um den Tieren den Gang zu erleichtern. So windet sich die Karawane in die Höhe, bis wir das erste Plateau erreicht haben. Hier findet sich eine kleine Ortschaft. Die Häuser sind würfelförmig aufgebaut aus gebranntem Lehm und das flache Dach ist mit Halfagras überdeckt. Einige Gärten liegen dazwischen. Das Ganze sieht nicht unfreundlich aus. Da die Tiere sehr erschöpft sind und auch die nackten Füsse der Beduinen auf dem scharfen Gestein nicht minder gelitten hatten, so beschlossen wir, hier unser Lager aufzuschlagen, obwohl es noch zwei Stunden bis Sonnenuntergang ist. Eine Gruppe kräftig entwickelter Olivenbäume bietet zwischen ihren Stämmen Raum für mein Zelt.

Als alles fertig ist, Menschen und Tiere an Speise und Trank sich erquickt haben, bekommen wir Besuch aus dem nahen Dorfe. Junge Leute improvisieren in der Nähe des Zeltes einen Herd Sie zerreiben geröstete Kaffeebohnen in einem Tiegel und bereiten uns frischen Kaffee, den sie als Geschenk anbieten. Als Gegengeschenk empfangen sie von mir Zigaretten. Alle sind vergnügt, lachen und singen. Dann wird ein grosses Holzfeuer vor dem Zelte angezündet zur allgemeinen Erwärmung, denn um 7 Uhr abends ist das Thermometer in dieser Höhenlage bereits auf + 8° R. herabgesunken. Der Feuerschein dringt durch die Spalten der herabgelassenen Zeltthür bis zu meinem Schreibtisch, an dem ich sitze und arbeite. Dann verlöschen die Kerzen und das Bett wird aufgesucht, während draussen der Gesang weiter dauert.

Ich liege im ersten Schlaf. Es mochte 1 Uhr nachts sein. Da erwache ich von einem Rascheln zwischen den Papierschnitzeln unserer Proviantkörbe, welche an der Innenseite der Zeltwand stehen. Ich richte mich im Bette auf und erkenne im Halbdunkel einen Mann, der sich in das Zelt geschlichen hat und nun in den Proviantkörben nach etwas, mit seinen Händen wühlend, sucht. Es ist Abû-Seid, welcher Zigaretten sich aneignen will, mit denen er den Dorfleuten gegenüber, die noch rings um das brennende Feuer vor meinem Zelte hocken und Kaffee trinken, den Wirt zu machen gedenkt, aber auf seines Herrn Kosten.

Ich rufe ihm ein energisches »Halt« zu und befehle ihm, das Zelt augenblicklich zu verlassen, was er auch lautlos thut.

Er, der meine Zeltthür zu überwachen das Amt hat, damit niemand über Nacht eindringe, hat selbst dieses Verbot übertreten. Ich schicke

also Ben-Ghâzi hinaus, der für den Rest der Nacht die Wache an meiner Thür zu übernehmen hat.

Der Arme! Es ist draussen bitter kalt! Am kommenden Morgen 7 Uhr zeigte das Thermometer kaum + 3° R. Und wie leicht sind diese Leute gekleidet. Von dünnster Baumwolle ein allerdings sehr faltenreiches Beinkleid. Dann von demselben Stoffe eine weisse Tobe. Darüber eine Weste von etwas kräftigerem Schirting, die Brust mit einem Streifen leichter Seide besetzt. Und über das alles, von schwarzer Wolle, einen talarartigen Ueberwurf mit langen Aermeln, oder einen weissen Burnùs. Wer von uns würde so leicht bekleidet auf kalter Erde schlafen wollen, wenn die Quecksilbersäule dem Gefrierpunkte sich nähert? Aber die Abhärtung dieser Leute gleicht ihrer Anspruchslosigkeit im Essen und im Trinken.

Als ich am nächsten Morgen aus dem Zelte trat, standen vor demselben die Dorfältesten, um mich zu begrüssen. Auch erbaten sie ein Zeugnis von mir, dass ich in dem Weichbilde ihrer Ortschaft gefahrlos die Nacht zugebracht hätte. Auf die Rückseite meiner Besuchskarte schrieb ich mit Bleistift die verlangten kurzen Worte.

Dann brachen wir um 8 Uhr morgens auf. Unser Zug musste die Hauptstrasse des kleinen Ortes durchschreiten, und dieses geschah um der mir von den Aeltesten erwiesenen Ehre willen nun in der denkbar förmlichsten Art. Voran schritt der Schêch Abû-Seid, den angeblich vergifteten Speer über die linke Schulter geworfen, im breiten Gürtel, mit den Knäufen hervorragend, seine beiden Pistolen. Dann kam das silbergraue Reitkamel, an den Sattel die farbenreichen Taschen geknüpft und meinen Diener Ben-Ghâzi tragend. Sodann ich auf meiner arabischen, reich gesattelten, braunen Stute. Hinter mir schritten, Schulter an Schulter, meine beiden Knechte Hassan und Aly, in ihren weissen langen Toben, die langrohrigen Flinten über den Rücken geworfen. Zum Schluss kamen die beiden hochbepackten Lastkamele, geführt durch den Neger Mohammed, dessen tiefschwarzes Gesicht, glänzend wie Ebenholz aus dem weissen Turban und der weissen Tobe, sich prächtig abhob. In dieser Ordnung bewegte sich unser Zug die Dorfstrassee entlang. Da wenige Europäer diese Strasse ziehen, so hatte unser Kommen am Abend zuvor schon grosse Aufmerksamkeit erregt. Das prächtige Zelt, die ausgesuchten Kamele, das edle, reichgezäumte Pferd, die ansehnliche Bedienung! Mein Diener Ben-Ghâzi hatte zum Ueberfluss am flackernden Lagerfeuer seiner Phantasie den Zügel schiessen lassen und meine Biographie nach Kräften aufgeputzt. So standen und sassen denn die Leute sämmtlich vor den Hausthüren, um unsern Zug vorbeigehen zu sehen, Männer wie Frauen; die letzteren tief verschleiert. Ich grüsste sie alle freundlich durch Anlegung der Finger meiner rechten Hand an die breite Krempe meines

Hutes. Die Männer erhoben sich zum Gegengruss von ihren Matten und verneigten sich, indem sie mit der rechten Hand Stirn und Brust berührten.

Es ist im Oriente nicht schwer, schnell ein geachteter Mann zu werden, namentlich, wenn man mit etwas breiteren Mitteln auftritt.

Ausserdem ist die mohammedanische Bevölkerung hier umgänglich und wenig fanatisch.

Es konnte mir jetzt nur noch darauf ankommen, die zweite Terrasse des Mittelgebirges zu ersteigen, um von hier aus den Blick in das unermessliche Sandfeld der Saharà zu senden.

Die Eindrücke einer echten Wüstenreise, eines Wanderlebens in Zelten hatte ich im reichsten Masse in mich aufgenommen. Darum machten wir am nächsten Tage Kehrt, um mit einer Ausbiegung nach Osten, in etwas veränderter Richtung nach Tripolis heimzukehren.

Die gesamte Fahrt hatte acht Tage gedauert.



KAPITEL XV.

Das Familienleben der Araber.

Es dürfte von Interesse sein, die Aeusserungen des Familienlebens der Araber, sofern sie von den treibenden Kräften ihrer Religion bestimmt sind, in einer kurzen Darstellung zusammenzufassen. Ich verdanke diese zuverlässigen Nachrichten meiner eigenen, mehrjährigen Beobachtung inmitten arabischen Lebens, sowie Mitteilungen deutscher Aerzte, deren Kunst das besondere Vertrauen dieser Bevölkerung geniesst; endlich der Unterhaltung mit arabischen Priestern und Advokaten. Doch muss ich bemerken, dass meine Darstellung sich besonders auf das Leben der kleinen Leute bezieht, welches, als vertreten durch die Mehrheit im Volke, ja auch von besonderem Gewicht ist.

Es ist bereits an einer andern Stelle darauf hingewiesen worden, dass der politische Schwächezustand, in welchem die mohammedanischen Staaten in der gegenwärtigen Epoche der Geschichte so ganz abweichend von der Erscheinung früherer Tage sich befinden, durchaus nicht auf ein etwaiges Ermatten der religiösen Triebkräfte des Islâm zurückzuführen ist. Diese religiösen Triebkräfte in ihren Wirkungen auf den einzelnen Gläubigen wie auf das Gemeinschaftsleben in den Häusern sind so stark, wie sie nur jemals waren.

Ja, es gehört zu den Eigentümlichkeiten des Islâm, dass er den inneren Zusammenhang der Familien- wie Stammesgenossen von jeher viel stärker betont hat, als es mit dem Ausbau grosser Staaten verträglich ist. Es liegt dieses in seinem Prinzip, die religiösen Ideen vor allem dem Charakter des arabischen Volkes anzupassen, in dessen Mitte er geboren ist, und dieser Charakter neigt hin zum Partikularismus, dessen Wurzel die leidenschaftliche Ueberschätzung der persönlichen Kraft ist. Dieser zähe Zusammenhang der arabischen Familiengenossen war es auch, dem Mohammed die ersten sicheren Schritte seiner Erfolge verdankte. Und wiederum dem persönlichen Einfluss dieses klugen Mannes, der als Politiker

nicht minder bedeutend wie als Prophet war, gelang es, in den letzten zehn Jahren seines Lebens zu Jathrib den wichtigen Schritt weiter zu thun und an die Stelle der bisherigen Stammes-, fortan die Religions-Genossenschaft zu setzen, um auf dieser neu gewonnenen Grundlage das Leben seiner grossen Gemeinde aufzubauen. Es war dieses ein ungeheurer Fortschritt gegenüber den bisherigen herrschenden Anschauungen inmitten des arabischen Lebens. Ein Fortschritt, eine entflammte religiöse Begeisterung, welche auszunützen ihm, dem Propheten, wie seinen Nachfolgern im Amte, den Khalifen, im vollsten Masse gelungen ist. Dieses war die Ursache jener staunenerweckenden politischen Erfolge des Islâm in den ersten Jahrhunderten seines Bestehens Aber eben darum ergiebt sich auch zugleich, dass in keinem Staate mehr als in einem mohammedanischen es eines Herrschers von stärkster persönlicher Initiative bedarf, welcher es versteht, die alten Flammen der Begeisterung zu wecken, soll die dem Volke angeborene zersetzende Tendenz der Rückbildung in das partikularistische Leben des Stammes überwunden werden.

Dass selbst einem so genialen Manne wie Abd-el-Kadr auf die Dauer dieser Erfolg versagt blieb, rettete den Franzosen am 23. Dezember 1847 den Besitz von Algerien.

Doch kehren wir zu dem Familienleben des Arabers zurück.

Der Mann ist es dort in viel stärkerem Sinne als bei uns, der das Haus gründet und einrichtet. Er schreitet zur Wahl einer Frau erst dann, wenn er zu beidem die Mittel erworben hat; da diese auch für den kleinen Mann nicht gering sind, so hebt sich die Erlaubnis des Korân, vier legitime Frauen halten zu dürfen, von selber auf, indem dort zugleich ausdrücklich vorgeschrieben wird, niemand darf mehr Frauen nehmen, als er standesgemäss zu ernähren vermag. Die Monogamie stellt somit schon aus ökonomischen Gründen auch in der Welt des Islâm sich als die Regel dar.

Der Mann kennt in den meisten Fällen das Mädchen, dem er seine Hand anbietet, so gut wie bei uns. Als Kinder haben sie miteinander gespielt. Bis zum 12. Jahre geht das Mädchen aus dem Volke unverschleiert, namentlich auf den Vorstädten und in den Dörfern. Er ist ihr oftmals begegnet, hat auch vielleicht einige Worte mit ihr gewechselt; freilich ist der Verkehr niemals ein intimer. So ist es völlig ausgeschlossen bei den Mohammedanern, dass die Jungfrau ihre Virginität nicht bis zur Besteigung des Ehebettes bewahren sollte. Das ist ihr Kapital, welches das mohammedanische Mädchen niemals preisgiebt. Und nur ein solches hat die Aussicht, umworben und geheiratet zu werden.

Hat der Mann sich in seiner Wahl entschieden, so fragt seine Mutter oder eine andere verheiratete weibliche Anverwandte für ihn an bei den Eltern der Braut. Im Falle des Jawortes geht er dann selbst eines Abends

zum Vater des Mädchens, trinkt mit ihm einen Kaffee und bespricht dabei den Kaufpreis. Ein gebräuchliches, aber die Sache in keiner Weise treffendes Wort! — Denn diese Summe verwendet der Vater stets, um Ausstattungsgegenstände seiner Tochter fur das Eheleben zu kaufen, als Bett, Kommode, Spiegel, Teppich, Küchengeschirr. Bei kleinen Leuten beträgt diese Summe im Durchschnitt 8 Napoleondor, bei Reichen können es auch 10000 Frcs. sein. Aber immer kommt die gezahlte Summe der Ausstattung der Frau zu gute und wird, soweit nicht in Gebrauchsgegenständen oder Schmucksachen angelegt, ihr als Privatvermögen gutgeschrieben, Werte, welche in allen Fällen, auch in dem Falle einer Scheidung, ungeschmälert ihr verbleiben.

Der Mann ist also in der mohammedanischen Welt derjenige Teil, welcher den Vermögensstand des Hauses zu gründen hat.

Haben Schwiegersohn und Schwiegervater sich über die Höhe des Kaufpreises geeinigt, so wird aus der nächsten Moschee der Geistliche (Imâm) geholt. Dieser legt die rechten Hände der Sichverpflichtenden in einander, bedeckt sie mit einem Tuche, breitet den aufgeschlagenen Korân darüber und spricht ein Gebet. Meistens ist das die erste Sure, welche man nicht uneigentlich wegen ihres häufigen Gebrauchs das Vaterunser der Mohammedaner genannt hat. Sie hat eine sehr schöne Fassung und lautet in der Uebersetzung wie folgt:

> »Im Namen Gottes, des barmherzigen Erbarmers! Der Preis ist Gottes, des Herrn der Welten, des barmherzigen Erbarmers, des Herrschers am Tage des Gerichts. Dich beten wir an, und von dir erflehen wir Hilfe. Führe uns auf dem geraden Pfade, dem Pfade jener, welchen du Gnade schenkst, denen du nicht zürnest und die nicht in der Irre wandeln! Amen!«

Zeugen dürfen zu diesem Vertragsakte hinzugezogen werden, doch ist ihre Zahl nicht bestimmt. Ueber das Geschehene stellt der Imâm ein Dokument aus, welches später der weltliche Richter (Kadi), wenn das Verlöbnis in der Ehe seinen Abschluss findet, gleichfalls unterschriftlich vollzieht.

Die bedungene Kaufsumme ist dem Schwiegervater in den nächsten Tagen zu zahlen. Und diese gezahlte Summe verfällt, sobald der Bräutigam innerhalb der kommenden sieben Monate sich nicht in die Lage versetzt hat, die Braut heimführen zu können. Dazu gehört abermals, dass er die Mittel erwirbt, zunächst die Unkosten des Hochzeitsfestes zu bestreiten und sodann, dass er am Tage der Hochzeit seiner jungen Frau ein Geschenk an Goldschmuck zu machen im stande ist, in der Regel Armbänder und Ohrgehänge. Auch in dem Kreise armer Leute fällt diese Verpflichtung, bei der ausgeprägten Vorliebe der Orientalen für alles Glänzende, niemals fort. Beide Ausgaben bedeuten für den Bräutigam wiederum einen Aufwand von etwa 20 Napoleondor.

Man sieht, dass ein armer Teufel dort viel mehr als bei uns die Hände schon in der Jugend regen und sparen muss, ehe er daran denken kann, in die Ehe zu treten.

Als Hochzeitstag wird niemals der Freitag, dagegen mit Vorliebe ein Donnerstag oder ein Sonntag gewählt. Der Vormittag dieses Tages wird zugebracht auf beiden Seiten mit Baden und dem Besuch der Moschee, im Hause des Bräutigams auch mit Kochen und mit Backen. Hier sammeln sich, etwa nachmittags 4 Uhr, die geladenen Gäste, und zwar nur Männer. Als Getränke werden verabreicht Kaffee und Zuckerwasser, beides aber in unbegrenzter Menge. An festen Speisen werden vorgesetzt die gebratenen Stücke eines bereits vor Monaten angekauften und sorgfältig gemästeten Hammels und dann das Nationalessen des »Kous-kous«. Während dieses Festessens haben in der Regel drei Lehrer der Moschee Abschnitte aus dem Korân der Versammlung vorzulesen und erhalten vom Bräutigam dafür ein angemessenes Honorar. Mit diesen Korânlesern wechseln Flötenbläser und Trommelschläger in dem Vortrag musikalischer Stücke. Ein religiöser Akt in der Moschee, welcher etwa unserer kirchlichen Trauung gleich zu setzen wäre, findet indessen nicht statt.

Spät nach Sonnenuntergang erst wird die Braut von ihren Freundinnen dem Bräutigam zugeführt, und zwar, wenn die Mittel dazu ausreichen, in einem geschmückten Wagen. Der Bräutigam nimmt die verschleierte Jungfrau an der Schwelle seines Hauses in Empfang, beschenkt sie mit jenem oben genannten Goldschmuck und geleitet dieselbe dann in ein reserviertes Gemach, während draussen vor der sich schliessenden Thür die Festversammlung unter Gesängen auseinander geht.

Ist die Mutter des Mannes eine Witwe, so bleibt sie im Hause der jungen Eheleute, und zwar in geachteter Stellung. Denn die arabischen Söhne haben zu ihren Müttern eine besonders warme Zuneigung, und im Falle eines ausbrechenden häuslichen Streites könnte die junge Frau sicher sein, dass sie Unrecht und die Mutter Recht bekommt. Auf eine diesbezügliche Anfrage, antwortete mir ein junger Araber in dem angedeuteten Sinne mit dem Zusatze: »Herr, wie könnte ich schwanken; denn meine Mutter ist es ja, welche mit ihrem Leibe mich getragen und an ihrer Brust mich genährt hat!« — Auch von der unter den Germanen so weit verbreiteten Abneigung gegen Schwiegermütter habe ich bei den Arabern nichts entdecken können. Die Schwiegermutter, steht sie einsam im Leben da, erhält sicher im Hause des Schwiegersohnes eine, und zwar freundliche, Aufnahme. Verträglichkeit unter den Familiengenossen ist überhaupt eine in der Welt des Islâm herrschende Tugend. Der Hauptgrund davon ist wohl ihre grosse materielle Genügsamkeit und dann die Kunst der Selbstbeherrschung, welche in einem ausgeglichenen, ruhigen Wesen sich ausprägt.

Dem Manne liegt die Verpflichtung ob, die Frau standesgemäss zu kleiden und zu ernähren; also neben des Hauses Begründung ist sein Teil auch des Hauses Erhaltung. Im Falle er der Frau zwei Tage hintereinander die Nahrung schuldig bleibt, hat dieselbe das Recht, den Mann zu verlassen und zu ihren Eltern zurück zu kehren. Auch kauft die arabische Frau niemals den Tagesbedarf an Fleisch, Gemüse u. s. w. für das Haus ein. Schon der dichte Schleier, mit dem sie z. B. in Syrien das volle Antlitz bedeckt, würde sie hindern, diese Gegenstände auf dem Markt zu prüfen. Diese Einkäufe besorgt der Mann. Zudem wird in einem kleinen arabischen Haushalt nicht alle Tage gekocht. Man lebt viel von kalten Speisen. Im Sommer genügt ihnen Brot in Olivenöl eingetaucht, dazu einige Früchte. So beschränkt sich denn die Thätigkeit der arabischen Frau auf die Kinderpflege, das Brotbacken, welches sie sehr geschickt und regelmässig besorgt, auf das Reinhalten der Wohnung und das Waschen der Wäsche, während das Plätten der Wäsche im Orient stets durch Männer geschieht. Mittelst eines Nebenerwerbes zu den Unterhaltungskosten der Familie ihrerseits beizusteuern, ist eine arabische Frau weder gewohnt, noch verpflichtet. So führt sie im allgemeinen ein bequemes Leben und hat nicht selten das Heft in der Hand, so dass arabische Männer, so gut wie anderswo, stark unter dem Pantoffel stehen können. Man sieht in den arabischen Städten viel häufiger Frauen müssig auf den Strassen umherstehen, sitzen und gehen, als Männer, welche als der arbeitende Teil in den Bazaren, in den Werkstätten, als Hausierer auf den Gassen, als Kutscher und als Eseltreiber von früh bis spät in emsigster Weise thätig sind, und es sind mir Fälle bekannt geworden, wo arabische Männer ihren gesammten Verdienst der Frau einhändigten, welche die Kasse verwaltete.

Um Einwendungen vorzubeugen, will ich auch hier hinzu setzen, was an anderer Stelle bereits ausführlicher gesagt wurde, dass bei der Landbevölkerung der Beduinen dieses Verhältnis ein geradezu umgekehrtes ist. Hier ist die Frau der arbeitende, der Mann dagegen der geniessende Teil im Hause.

Die Abschliessung der Frau und ihre Herabwürdigung zu einer Harîms-Gefangenen liegt eigentlich nicht im Geiste des Islâm. Diese Sitte hat sich erst später in der mohammedanischen Welt herausgebildet, und zwar besonders in vornehmeren Kreisen. Hier ist es auch wiederum die Frau, welche auf die Decke vor ihrem Antlitz und vor ihrem häuslichen Leben nach aussen hin weit mehr hält als der Mann. Ein deutscher Arzt erzählte mir, dass eine notwendige Operation an der Stirne einer arabischen Dame unterbleiben musste, weil des Ehemannes Wille, die Frau zur Entschleierung ihres Antlitzes vor dem Arzte zu überreden, sich als zu schwach erwies. Sie erklärte: »Zwingst du mich dazu, so scheide ich mich von dir!«

Der Korân verbietet das Weintrinken und das Hazardspiel (in Sure 5), weil beides Feindschaft stiftet und vom Gebete abhält. Man sieht in den Kaffees die Araber wohl Dammbrett, Schach, auch Karten spielen, aber niemals um Geld, sondern nur um den Wert des Getränkes, welches dabei genossen wird.

Es gilt für anständig, dass ein verheirateter Mann mit Sonnenuntergang nach Hause geht und dann bis zum Aufgang der Sonne bei seiner Familie bleibt. Darum finden in den arabischen Städten Abendvergnügungen keinen Anklang. Strassen wie öffentliche Lokale sind entleert.

Ein Ehebruch ist in mohammedanischen Kreisen eine grosse Seltenheit Ist der Ehebrecher ein Moslim, so sind 100 Peitschenhiebe seine Strafe; ist er Nichtmoslim, so züchtigt ihn der Tod.

Die Scheidung einer Ehe ist nach mohammedanischem Rechte allerdings leicht. Auch die Frau darf eine solche beantragen, verliert aber in diesem Falle den ihr sonst zustehenden Anspruch auf Versorgung. Der Mann bedarf keines Richterspruchs, um sich von seiner Frau zu trennen. Er braucht nur vor Zeugen das Wort zu sagen: »Du bist verstossen!«, indem er ihr jenen Verlöbnisschein, vom Imâm und vom Kadi unterzeichnet, zurückgiebt. Aber diese Leichtigkeit der Lösung wird doch ganz wesentlich eingeschränkt durch die Pflicht, der scheidenden Frau alles eingebrachte Gut ungeschmälert zurück zu reichen; sodann die Hälfte jenes zu Anfang gezahlten Kaufgeldes als Entschädigung an sie noch einmal zu geben. Auch folgen der scheidenden Mutter nach mohammedanischem Rechte sämtliche Kinder unter sechs Jahren, ohne Rücksicht auf deren Geschlecht; über sechs Jahre die Mädchen. Ebenso hat der sich scheidende Mann seiner geschiedenen Frau zum Zwecke der Ernährung dieser Kinder bis zu deren Volljährigkeit ein ausreichendes Kostgeld zu zahlen. Gründe genug für den Mann, um sich zu besinnen, ob er den Schritt der Scheidung thun soll. Und so gestaltet sich denn auch dieses in der Praxis ganz anders, wie gemeinhin angenommen wird.

Die Geburt des ersten Kindes wird in der Regel festlich begangen, besonders wenn es ein Knabe ist. Am dritten Tage steht die Mutter auf; am siebenten erscheinen des Hauses Verwandte und Freunde zu einem Schmause.

Die Beschneidung der Neugeborenen ist eine weit über Mohammed zurückgreifende, semitische Sitte. Der Korân befiehlt sie nicht; auch ist kein Lehrer der Moschee bei ihr thätig. Vielmehr besorgt nur ein Barbier die Operation in der Regel zwischen dem sechsten und siebenten Lebensjahre des Kindes. In reicheren Familien findet aus Anlass dessen ein Fest statt.

Doch ist diese Beschneidung, obwohl durch den Korân nicht geboten, bei den Mohammedanern so allgemein, dass Ausnahmen nie stattfinden. Auch schreibt man im Orient derselben physische wie moralische

Vorteile zu, deren Erörterung sich jedoch der Darstellung eines Buches, für weitere Kreise bestimmt, entzieht.

Mit 15 Jahren wird der junge Moslim mündig. Er darf dann heiraten und ein Geschäft beginnen; beides rechtlich auch ohne die väterliche Einwilligung. Diese wird indessen wohl niemals umgangen, da der Respekt der Jugend vor dem Alter, der Kinder vor den Eltern, ein schöner und fester Zug des arabischen Lebens ist. Denn eines der täglichen Gebote des jungen Moslim lautet: »Herr, schenke mir deinen Segen, und erhalte mir den Segen von Vater und Mutter!« —

Die auch bei einigen christlichen Denominationen sich findende Vorstellung der »Praedestination« ist im Islâm verhärtet zum »Fatalismus«.

»Kismet«, d. h. »das von Ewigkeit her mir zugewogene Teil«, hat zur guten Wirkung, die würdevolle Haltung des Orientalen in jeder Lebenslage, und seine Fassung auch bei einem grossen Unglück; zur üblen Wirkung: soziale Lethargie und politische Abstumpfung.

Daher kommt es auch, dass er über Todesfälle in der Familie leichter hinwegkommt. Die mohammedanischen Leichenzüge bewegen sich gemeinhin ohne das Geräusch ausbrechender Trauer durch die Strassen. Frauen nehmen an ihnen aus diesem Grunde sehr selten teil.

Dem Toten ist alsbald die grosse, auch dem Lebenden vorgeschriebene Waschung von dazu besonders angestellten Händen vor seinem letzten Gange zu erweisen. Völlig entkleidet, wird der so gereinigte Leib, nur in ein Leinentuch geschlagen, mit dem Kopfe voran, in eine flache, von der Moschee entliehene Kiste gelegt, in welcher er dann aus dem Trauerhause heraus getragen wird, und zwar von Schultern, die sich freiwillig zu diesem Dienste gemeldet haben. Denn, wer einen Toten auch nur 40 Schritte weit trägt, sagt Mohammed, erwirbt dadurch die Sühnung selbst einer grossen Schuld.

Der Trauerzug nimmt zuerst die Richtung nach der Moschee. In deren Innern wird die Leiche niedergesetzt. Die Träger stellen sich rings um sie und sprechen Gebete. Dann geht es auf den Friedhof, wohin der Imâm den Zug begleitet. Das Grab ist schmal und nur 2 m tief. Der Tote wird mit der Leinwand, aber ohne Sarg, in das Grab gelegt, den Kopf nach Westen, das Gesicht nach Süden gewandt, so dass er nicht auf dem Rücken, sondern stets auf der rechten Hüfte zu liegen kommt. Nun tritt der Imâm an das Kopfende, ruft den Toten dreimal bei seinem Namen und dem seiner Mutter, und spricht Gebete aus dem Korân, etwa 10 Minuten lang. Dann bauen die Träger innerhalb der Grube durch aufgestellte Steine eine flache Grabkammer über dem Toten und werfen das Grab schliesslich mit Erde zu. Der Hügel bekommt die Form eines Satteldaches. Am Abend findet bei wohlhabenderen Familien ein Totenmahl statt.

»Der Mensch ist Gottes, und muss zu ihm zurückkehren!« Unter dieser Vorstellung beerdigt der Moslim seine Toten. Doch auf der Rückreise in die andere Welt vollzieht sich sein letztes Geschick. Jeder Mensch hat zwei Schreiber-Engel in seinem Erdenleben zu Begleitern gehabt. Der eine trug das »Soll«, der andere das »Haben« der von jenem gewirkten Werke in ein Buch. Je nach dem Bericht dieser Engel fällt nun der Ewige seinen Spruch. Ueber eine Brücke, dünner als ein Haar, schärfer als eines Schwertes Schneide, schlüpfriger als Marmor und dunkler als die Nacht, welche über den Höllengrund gespannt ist, muss der Tote hinüber. Lautet jener Schiedsspruch »nein«, so gleitet der Wanderer von dieser Brücke in den Höllengrund hinab, lautet er »ja«, so rettet er sich hinüber in das Paradies mit seinen verschwenderisch dem Moslim ausgemalten Freuden.

Bei Teilung des Nachlasses bekommt die Witwe stets ein Achtel, die Kinder sieben Achtel der Masse; und die Knaben von diesen sieben Achteln stets doppelt so viele Anteile als die Mädchen.

Zählt man hier noch hinzu das von dem Moslim zu verrichtende fünfmalige tägliche Gebet, bei Sonnenaufgang, am Mittag, am Nachmittag, bei Sonnenuntergang und vor Einbruch der Nacht, zählt man hinzu das strenge Fasten während des Monats Ramadân, zählt man hinzu die von jedem Moslim wenigstens einmal in seinem Leben zu unternehmende Pilgerfahrt nach Mekka, von welcher Pflicht nur Mittellosigkeit, Krankheit und Unfreiheit freisprechen, rechnet man endlich hinzu die zu entrichtende Armensteuer, auch zu Glaubenszwecken verwendbar, welche $2\frac{1}{2}$ Prozent, d. i. ein Vierzigstel des selbständig eingeschätzten Jahreseinkommens, beträgt, so muss man eingestehen, dass das Haus- und Familienleben des Arabers sich in seltener Stärke von den Einflüssen seiner Religion umspannt zeigt.

Inwieweit diese religiösen Lebensformen, welche mit fast militärischer Strammheit ausgeführt werden, auch von einem entsprechenden religiösen Inhalte erfüllt sind, d. h. inwieweit neben der redenden Lippe auch das mit reinen Gottesgedanken erfüllte Herz steht; dieses kann ja ein dritter nicht abmessen! Denn das ernste Antlitz und das gesenkte Auge des Betenden sind für solch ein Zusammensein nicht immer die Bürgen.



KAPITEL XVI.

Chumus und die benachbarten Ruinenfelder von Leptis magna.

Im Osten von Tripolis gelegen und von demselben etwa 120 km entfernt, am wogenden Meere, war Chumus mit seinen benachbarten Ruinenfeldern von Leptis magna, beim Volke heute Gross-Lebda genannt, das Ziel meiner ferneren Reisewünsche. Dieses um so mehr, als wohl kaum früher ein deutscher Gelehrter diesen historisch so wichtigen Ort an der Nordküste Afrikas jemals besucht hatte*).

Man kann zu Wasser dieses Ziel erreichen, mit Segelbarke etwa in 12—20 Stunden, falls der Wind günstig ist. Aber, abgesehen von den Schwierigkeiten der Heimfahrt, sobald nicht zu Gunsten des Reisenden der Wind im gegebenen Augenblicke umspringt, verliert man auf dieser längs der Küste hinlaufenden Wasserfahrt die Einsicht in das Gelände, welches zu erforschen im Interesse der Vervollständigung des bisher von mir gewonnenen geographischen Bildes nicht minder mein Zweck war.

Daher entschloss ich mich für den Landweg, und es blieb hier nur die Wahl zwischen dem Pferderücken und dem Wagen. Ersterer, mir das liebste Beförderungsmittel, musste leider verworfen werden wegen des mitzunehmenden starken Gepäcks, zu welchem Proviantkörbe, sowie Bettstücke gehörten. Also im Wagen sollten wir gehen! —

Einen vierrädrigen auf dieser Fahrt zu benutzen verbot die Beschaffenheit der üblen Wege, welche bald fliegenden Sand, bald Steppe, bald Gebirgspässe durchschneiden. Demnach griffen wir zurück auf die zweirädrige Arabâji, welche in Kapitel 5 ihre eingehende Beschreibung gefunden hat.

---

*) Es sind vorhanden zwei Darstellungen einer solchen Fahrt: Die eine aus dem Jahre 1874: »Yachtreise in den Syrten« von Erzherzog Ludwig Salvator. Prag 1874. Die andere aus dem Jahre 1897: »The hil of the graces« by H. S. Cowper. London 1897. Der Engländer ist um vieles sachkundiger und klarer.

Sie ist ja keineswegs ein bequemes Gefährt, namentlich nicht für längere Touren, aber ihre starken und hohen Räder, welche nur zwei Stützpunkte brauchen, nehmen leichter die Flussläufe wie jedes andere Hindernis auf einer unebenen Strasse.

Ich mietete zwei dieser Wagen; den einen für mich und meine Begleiter, den zweiten für das Gepäck und den mitzuführenden Diener.

Auf der ganzen Tour giebt es keine geschlossene Ortschaft für Tagesrast und Nachtquartier, wohl aber zieht sich längs der ganzen Küste von der tûnisischen bis zur egyptischen Grenze hin, in Abständen von 40—50 Kilometern, eine Kette von Militärstationen, deren Räumlichkeiten, die Erlaubnis der Militärbehörden vorausgesetzt, man zum Nachtquartier benutzen darf. Dem Marschall Redjeb Pâchâ vorgestellt, erreichte ich diese Ermächtigung leicht. Ja, noch mehr! — Se. Excellenz hatte die Güte, dem mir befreundeten Kapitän Zia bey*) einen Urlaub zu erteilen, um mich auf dieser Fahrt zu begleiten, so dass nun in Aussicht stand, dass alle Thüren sich uns öffnen würden.

Ein Sonntag Mittag war für den Aufbruch bestimmt. Die eine Arabâji nahm unser Gepäck auf, nebst Proviantkörben, wollenen Decken und Bettstücken, sowie Mustafa, den Burschen des Kapitäns, welcher mir besser in unsere künftige militärische Umgebung zu passen schien, als Ben-Ghâzi, mein Diener. Zwei Diener aber wären neben dem Gepäck eine zu starke Belastung für den einen Wagen gewesen. Zudem stand uns auf den Militärstationen Hilfe genug in Aussicht. Die zweite Arabâji bestiegen der Kapitän und ich. Ein Vetter des ersteren, Rustem Neïm bey aus Stambul, schloss sich unserm Zuge an und ging zu Pferde. Meine beiden arabischen Kutscher hiessen Mohammed und Chalil. In Weiss gekleidet, schritten sie teils neben dem Wagen einher, teils sassen sie vor uns auf dem hinteren Brette der Gabeldeichsel. Die Pferde waren kräftige Tiere, Hengste arabischer Rasse, und sie haben sich als höchst ausdauernd bewiesen.

Unser Quartier für die nächstfolgende Nacht sollte sein Tadschura, etwa 16 Kilometer von Tripolis, am östlichen Rande der die Hauptstadt umgürtenden Oase, nahe dem Meere gelegen. Der Weg dorthin führt auf gut gehaltener Strasse beständig unter Palmen hin, indem das Meer zur Linken in Sicht bleibt. Sein frischer Hauch umwehte uns erquickend und die an das Ufer schlagenden Wellen gaben dazu den Klang.

*) Der Titel »bey«, gewissen höheren Stufen der Militär- und Zivilverwaltung im türkischen Dienste beigefügt, wird auch von den Nachkommen fürstlicher Geschlechter als Zeichen des Geburtsadels geführt; so von Kapitän Zia, dem Enkel Bêder Chans, eines ehemals unabhängigen Fürsten von Curdistan. Die Eroberung von dessen Residenz durch die Türkei, bei welcher Moltke thätig war, beschreibt dieser in seinen Briefen über die Türkei, II. Auflage Berlin 1876, pag. 256 ff.

VI.



Uebergang über den Wâdi-el-Mizid.

Im raschen Trabe hatten wir in $2^1/_4$ Stunden unser Ziel erreicht. Die Station, ein ziemlich ansehnlicher Bau, ist belegt mit 30 Mann aus dem Jäger-Bataillon Zias und steht unter der Führung eines Unterleutnants. Aufs beste von demselben empfangen, wurden wir in zwei Zimmer geführt, welche auf der Terrasse des flachen Daches lagen, zu dem von Aussen eine Steintreppe führte. Die innere Wand des einen Zimmers umlief ein gepolsterter Divan, das andere hatte über den Fussboden gespannt nur eine schlichte Matte. Der Leutnant, ein schon älterer Mann, welcher von der Pike auf gedient hatte, machte in diesen seinen Wohnräumen uns die Honneurs.

Da eine gleichnamige Ortschaft mit 500 Häusern und 2500 Einwohnern an diese Militärstation sich anlehnt, so erschien sogleich auch der Bürgermeister (beledich-reïssi), ein schlanker, noch jugendlicher Araber im reichen Kostüm, um uns seine Aufwartung zu machen.

Nach seinen mir gemachten Angaben wird diese Ortschaft umschlossen von etwa 1000 Gärten, deren kleinster einen Flächeninhalt von 100 Quadratmetern hat. Bepflanzt sind dieselben mit Dattelpalmen von reichem Ertrage und Granatbäumen, deren Aepfel von feinstem Geschmack sind. Der Boden unter ihnen wird bestellt mit Gerste und Weizen, sowie einigen Gemüsearten. Die Steuerkraft des Dorfes erreicht im Jahre 2700 Napoleondor.

Den Soldaten der Station, welche jährlich gewechselt werden, liegt die doppelte Pflicht ob, die Männer des Dorfes, von denen jeder im Alter von 18—40 Jahren waffenpflichtig ist, zu einer Art von Miliz auszubilden und sodann die Polizei des Distriktes zu besorgen.

Nachdem uns Kaffee gereicht war, machten wir in Begleitung der beiden Autoritäten des Dorfes einen Rundgang und sahen besonders die grosse Tadschura-Moschee, vor etwa 400 Jahren durch den Eunuchen Murad erbaut. Ein ansehnliches, quadratisch angelegtes Gebäude, wird seine in Tonnengewölben abschliessende Decke durch 48 Säulen getragen, von deren Köpfen je vier Bogen aufsteigen. Die Raumverhältnisse sind ansprechend, doch ist die innere Ausstattung sehr einfach. Einen guten Rundblick über die Palmenwipfel hinweg auf das Meer im Norden, den fahlen Wüstengürtel im Süden, bietet die Galerie des Minarehs, welches wir erstiegen.

Zurückgekehrt, erwartete uns das Abendessen. Es wurde im ersten Zimmer auf der Matte, nach türkischer Art, an einem ganz niedrigen, runden Tische eingenommen, um welchen Polster gelegt waren, auf denen wir mit untergeschlagenen Füssen sassen. Die Gerichte bestanden aus einer Hühnersuppe, gebratenen Hühnern, Reis und einer süssen Speise. Dazu wurde treffliche Ziegenmilch in Gläsern gereicht. Alle diese Speisen wurden aus einer gemeinschaftlichen, auf der Mitte des niedrigen Tisches hingestellten Schüssel gegessen, die flüssigen mit einem Holzlöffel, die festen

mit den Fingern, welche vor und nach der Mahlzeit gewaschen wurden. Vor jedem Couvert lag Brot, eine zerschnittene Citrone, ein Handtuch und ein weissgescheuerter Holzlöffel; Messer und Gabel fehlten. Soldaten machten geschickt und leise die Bedienung. Es war erstaunlich, in wie kurzer Zeit diese reichliche und schmackhafte Mahlzeit von einem Soldaten auf einem kleinen Holzkohlenfeuer und in einer sehr bescheidenen Küche hergestellt war.

In jenem von einem Divan umzogenen Wohnzimmer nahmen wir dann noch den Kaffee ein, nach dessen Genuss wir sehr bald uns, nur halb entkleidet, auf dem Divan ausstreckten, wo Mustafa aus den mitgebrachten Decken und Kissen uns ein einfaches Lager bereitet hatte, denn es galt am nächsten Morgen einen sehr frühen Aufbruch! —

Noch nicht hatten die Hähne in Tadschura angeschlagen, als wir bereits gerüstet zur Abfahrt standen. Es war drei Uhr morgens. Kaffee und Biskuit wurden stehend eingenommen. Dann fuhren die Wagen vor. Soldaten gingen, bis die aufsteigende Morgendämmerung genügendes Licht verbreitete, mit brennenden Laternen vorauf, und wir zogen unter Palmen der aufgehenden Sonne zu. Es war kühl und wir legten unsere Mäntel fester um die Schultern.

Galt es doch heute einen Weg zu machen von ca. fünfzig Kilometern, bis zur Militärstation Dschifâra, wollten wir nicht gezwungen werden, in unsern Wagen im Freien zu übernachten.

Zuerst zog sich der Weg vier Kilometer lang noch durch die Gärten von Tadschura. Dann kam Dünenbildung auf felsigem Untergrunde. Um zehn Uhr schon erreichten wir die zweite Militärstation Sidi-Bin-Nur, auf einem vorspringenden, ansehnlichen Hügel, zwischen dem Meeresstrand und der Mündung des mit vollem Wasser in das Meer sich ergiessenden Wadi Remla (remla = Sand) recht malerisch gelegen.

Da eine Brücke fehlt, mussten wir den Fluss im Wagen sitzend durchqueren, doch erreichte der Wasserspiegel die auf hohen Rädern ruhenden Wagenkasten nicht.

In der Militärstation machten wir einen kurzen Besuch, genossen von deren flachem Dache die herrlichste Aussicht und erfrischten uns an dem angebotenen Kaffee. Ein längerer Aufenthalt wurde, auf Anmahnung der beiden Kutscher, hier vermieden, weil gerade eine sehr schwierige Wegesstrecke vor uns lag, welche wir noch überwinden wollten, bevor die Sonne ihre Mittagshöhe erreichte.

Denn zwischen den beiden Flüssen, dem soeben passierten Wadi Remla und dem vor uns liegenden Wadi el-Mizid (mizid = multitudo), in einer Breite von zwölf Kilometern, dehnt sich eine Wanderdüne fliegenden Sandes, tausendfach gewellt und täglich vom Winde in wechselnde Formen gebracht.

Es war für die Wagen sehr schwierig, hier durchzuschneiden, obwohl wir sämtlich ausstiegen und zu Fuss nebenher gingen. Leider hatten wir es versäumt, Soldaten von der letzten Militärstation Sidi-Bin-Nur mitzunehmen, welche an besonders schwierigen Stellen hinten hätten nachschieben können. So mussten wir denn selbst zeitweise diesen Dienst leisten, und die Pferde halfen sich auch gegenseitig durch Vorspann. Die arabischen Kutscher Mohammed und Chalil erwiesen sich auch unter so schwierigen Verhältnissen als ausdauernd und umsichtig, als unverdrossen und tüchtig.

Nach Ueberwindung dieses sehr schweren Geländes und Ueberschreitung des Wadi-el-Mizid erquickten wir uns auf seinem östlichen, grünen Ufer, unter Oleanderbüschen auf ausgebreiteten Teppichen gelagert, an einem mitgenommenen Frühstück, bestehend in Sardinen, Brot, Eiern, kaltem Geflügel, Früchten und einem darauffolgenden kurzen Schlaf.

Dann ging es wiederum in die Wagen, und nach der so anstrengenden und weiten Fusswanderung durch tiefen Sand, liessen wir das Fahren uns nun gern gefallen. Ja, der Packwagen wurde zeitweise Lazarettwagen, wenn wir einen Uebermüdeten aufgesucht, der sich langhin über die Kollis streckte. Dazu gaben die Leinwandvorhänge, welche die Wagen umzelteten, erwünschten Schatten.

Die sinkende Sonne hatte noch nicht den Rand des Westens erreicht, als wir, durch ein gut angebautes Gelände kommend, vor der Militärstation Dschifâra auffuhren.

Das Gebäude ist ein altes Schloss, im Viereck, mit runden Ecktürmen und Schiessscharten angelegt. Ein Rundbogenthor mit anstossender Halle, die mit einem gleichen Thor rückwärts abschliesst, führt in das Innere eines geräumigen Hofes, aus dessen Mitte sich ein Bau erhebt, welcher Munition und Waffen aufzunehmen bestimmt ist. Die vier Flügel des Schlosses dienen als Wohnungen.

Ausser dem Unterleutnant, welcher die mit vierzig Mann belegte Station kommandiert, wohnt hier noch der oberste Verwaltungsbeamte des Distrikts, ein Mudîr, dessen Befugnisse etwa zwischen denen eines Amtsvorstehers und eines Landrats unserer Heimat in der Mitte stehen.

Ahmed (sprich: Achmet) bey, der brieflich über unser Eintreffen von der Hauptstadt aus durch einen besonderen Boten*) verständigt war, kam besonders freundlich uns entgegen.

Ein stattlicher Herr in mittleren Jahren, etwas beleibt, mit auffallend schönen, wohlgepflegten Händen und dem Ausdruck eines vornehmen

*) Die regelmässige Postverbindung zwischen diesen Stationen, die ganze Küste entlang, geschieht wöchentlich einmal durch Kamele. Erfolgen Wertsendungen, so begleitet eine Abteilung Soldaten den Zug. Schnellfüssige Boten ergänzen diesen Verkehr. So trafen wir unterwegs einen jungen Araber von 18 Jahren, der in zwei Tagen die Strecke zwischen Tripolis und Dschifâra hin und zurück, barfüssig, für den Lohn von 5 Frcs. durchlaufen hatte.

7*

Arabers im Gesicht, tadellos gekleidet in eine faltenreiche Gewandung von schneeweisser Wolle, der Fuss in einem niedrigen, schwarzen Lackschuh. Er machte mit der Gewandtheit eines Weltmannes die Honneurs. Und nicht bloss das. In der Unterhaltung zeigte Ahmed grosse Intelligenz und ein lebhaftes Verlangen, namentlich über die deutschen Verhältnisse nach ihrer historischen wie politischen Seite hin aufgeklärt zu werden.

Ich verdanke ihm folgende Angaben über seinen Amtsbezirk. Dieser, etwa 120 Quadratkilometer umfassend, besitzt in ca. 15000 Einwohnern eine Steuerkraft bis zu 2500 Napoleondor jährlich. Dazu kommt der Zehnte, welchen die Regierung von dem Ertrage des angebauten Getreides erhebt. Es wird grosser Fleiss seitens der Regierung darauf gelegt, Neuanpflanzungen im Lande zu schaffen, wobei es sich um den Kampf handelt mit der Abneigung der Beduinen, das Wanderleben, gegründet auf Viehzucht, aufzugeben und sesshafte Pflanzer zu werden. Den Willigen giebt der Staat Grund und Boden kostenlos her.

Ahmed bey hatte es erreicht, dass in seinem Bezirk 10000 Olivenstämme, 60000 Feigen- und Weinstöcke im abgelaufenen Jahre neu angepflanzt wurden.

Uns wurden bequeme Armsessel von gebogenem Holze in den kleinen, wohlgepflegten Blumengarten gesetzt, welcher einen Teil des Schlosshofes einnahm. Denn die Türken sind grosse Blumenfreunde und ihnen verdankt Europa, von den Hochebenen Turkistans her, die Einführung schöner Arten.

Hier sassen wir und verplauderten angenehm die Stunden des Abends.

Dann wurde das Essen angesagt, welches aus der Küche Ahmeds stammte und in dem uns überwiesenen Raume, einem viereckigen, hohen Zimmer, zu ebener Erde, eingenommen wurde. Wir assen in türkischer Weise um einen runden Tisch, zu vieren, Ahmed, Zia, Rustem und ich, nur mit dem Unterschied, dass dieser Tisch erhöht und wir auf Stühlen placiert waren.

Ahmed entschuldigte sich sehr höflich, dass die Botschaft, welche unser Kommen ankündigte, erst spät in seine Hände gelangt, und darum die Speisefolge eine bescheidene sei.

Dennoch gab es Lammbraten (kiezartme), Gries mit Zucker durchkocht (mohalèbè), Kartoffeln mit Fleischwürfeln (etlié patata), einen grossen runden Kuchen aus Blätterteig, gefüllt mit Fleischfarce (buvek), endlich Reis mit einem Citronencrème (peltè). Als Getränk, nach mohammedanischer Sitte gab es nur Wasser, oder auch Buttermilch (lebbe), welche bei den Türken sehr beliebt ist und beispielsweise auf allen Eisenbahnstationen in Anatolien angeboten wird.

Vor und nach der Mahlzeit wurden die Hände in einem persischen Bronzebecken gewaschen, welches einer der Soldaten hielt, ein zweiter

aus schön geformter Kanne die Hände übergoss, ein dritter das Handtuch reichte.

Kaffee, mit Orangenblütenwasser überbrüht, bildete den Schluss. Dann zog sich Ahmed zurück, uns eine gute Nacht und eine glückliche Weiterreise wünschend.

Aber seine Freundlichkeit gegen uns setzte sich noch fort durch die Uebersendung ausgezeichneter Bettstücke. Es traten drei Soldaten ein, jeder tragend eine grosse Rolle von Polstern und Decken.

Ueber die Matte am Erdboden, welche erst sorgfältig abgekehrt wurde, weil die Türken jedes Treten auf einen Brotkrumen mit religiöser Scheu vermeiden, breiten sie Teppiche aus, darauf legt man die Matratzen, über diese Leinentücher, dann Kopfkissen mit Spitzen verziert, endlich warme Steppdecken. Alles in tadellosem Zustande, wohlig und sauber.

Mich hatte man auf den Divan gebettet, den Kapitän und Rustem auf die Erde.

Eine Lampe erleuchtete schwach das Gemach und wir streckten uns behaglich in die weichen Betten. Es war 9 Uhr abends, und auf 4 Uhr des kommenden Morgens war der Aufbruch bestimmt.

Soldaten weckten uns pünktlich und thaten beim Ankleiden die Dienste. Es ist sehr zu rühmen, wie anstellig, geschickt, aufmerksam und gefällig diese einfachen Leute sich benehmen. Ein deutscher Offiziersbursche kann nicht brauchbarer sein. Dabei widerfuhr es mir in einzelnen Fällen, dass diese Leute einen angebotenen Franc dankend ablehnten.

Dschifâra liegt etwa auf der Hälfte des Weges zwischen Tripolis und Chumus. Wollten wir also unser Ziel heute Abend noch erreichen, so galt es Zeit und Kraft energisch auszunutzen. Denn eine Wegstrecke von 60—70 km lag noch vor uns.

Die Luft war auffallend milde diesen Morgen. Ueber die ersten dunkeln Stunden helfen wiederum den Wagen durch Soldaten vorgetragene Laternen hinweg. Dann ging um 6 Uhr die Sonne auf. Schwierig war auf unserm heutigen Wege die Durchschneidung folgender Flussbetten: des Wadi Durgut, des Wadi Naimê, des Wadi Gamâtâ, des Wadi Girîm und des Wadi Mârâ, nicht wegen des Wasserspiegels, denn die meisten waren trocken, sondern wegen der steilen und hohen Flussränder, über welche nur ein sehr unvollkommener, oft tief zerklüfteter Weg führte.

Um 1 Uhr erreichten wir den Fonduq Nagaza. Hier wurden die Pferde ausgespannt, mit Gerste reichlich gefüttert und getränkt. Wir selbst nahmen unter dem Schutze einer Schattenwand, auf Teppichen im Freien lagernd, unser Frühstück ein, welches uns Mustafa aus den mitgenommenen Vorräten auftrug.

Der Fonduq, ein ummauerter viereckiger Hof mit Brunnen, an der Ostseite die Mauer verdoppelt, diese dann durch Querwände verbunden

und von einer Terrasse überdeckt, bietet in dem so hergestellten Gebäude einige dürftige Kammern für Reisende. Nichts weiter als Holzpritschen sind ihr Mobiliar. Der Hof nimmt die Tiere und Wagen auf. Das Ganze war höchst unsauber, so dass hier zu übernachten, keine Freude sein mag.

Nach zwei Stunden Rast brachen wir auf, denn bis Chumus waren noch 25 km, welche durch ein sehr zerklüftetes Gelände führten. Nämlich auf dieser Strecke nähert sich das Mittelgebirge, die Tarhouna-Kette, auffallend dem Meere und fällt in steilen Terrassen zu demselben ab. Die Strasse durch diese Felsenlandschaft ist mehr Saumpfad als Fahrweg, und unsere Kutscher hatten alle Mühe, die Erdfalten und Wasserrinnen, welche sich ihnen oft unerwartet in den Weg legten, zu umgehen. Wir stiegen dann aus und prüften selbst das Gelände, um die Möglichkeit, vorwärts zu kommen, mit auffinden zu helfen. Schliesslich kamen wir durch. Aber die Verspätung, mit welcher wir in Chumus ankamen, war sehr gross: statt um 6 Uhr, um 9 Uhr abends. Hätte der brave Mond, welcher im ersten Viertel stand, uns nicht seine guten Dienste geleistet und uns durchgeholfen, wir hätten zwischen nackten Felsen übernachten müssen.

In Chumus, wo wir telegraphisch seitens der Regierung von Tripolis aus angesagt waren, giebt es kein Hôtel. Darum war das Rathaus für uns eingerichtet. Bis 7 Uhr hatte man hier auf uns gewartet, dann aber die Hoffnung auf ein Kommen noch an diesem Abend aufgegeben. So fanden wir, vorfahrend, das Gebäude verschlossen. Fast das halbe Städtchen sammelte sich neugierig um die hier völlig unbekannte Erscheinung unseres gezelteten Wagens.

Der Kapitän, Rustem, Mustafa sandten Botschaft nach allen Richtungen, während ich im Wagen zurückblieb. Dann erschienen Beamte und Diener der Munizipalität. Es wurden Thüren aufgeschlossen, es entzündeten sich Lampen und Kerzen. Man ging, man lief. Endlich hiess es: »Alles ist bereit!«

Ich stieg nun aus und betrat in einem ziemlich neuen Hause zu ebener Erde einen fünffenstrigen Saal, wohl ausgestattet. In der Mitte stand ein grosser, runder Tisch, mit grüner Tuchdecke überzogen. An drei Wänden lief ein Divan entlang. Die vierte Wand enthielt einen Schreibtisch nebst einer Reihe von Sesseln. Es war der Sitzungssaal des Magistrats. Derselbe wurde uns eingeräumt für diese Zeit als Wohn- und als Schlafstätte.

Inzwischen war es 10½ Uhr geworden. Trotz der späten Stunde erschienen noch mehrere verdeckte Schüsseln mit warmen Speisen, ja sogar eine Flasche Wein, welches alles auf den grünen Tisch gestellt wurde. Dann brachte man eine grosse Anzahl ausgezeichneter Bettstücke.

Wer die Spender dieser guten Dinge waren, ist mir nicht bekannt geworden.

Gross war unsere Ermüdung nach des Tages Last. Bald dämpften sich die Lichter im Saale, und mit dem frohen Gefühl, morgen einmal ausschlafen zu können, bestiegen wir unser Lager.

Im Vorraum unseres Saales schliefen ausser Mustafa, drei Diener der Munizipalität als Ehrenwache.

Am nächsten Morgen, durch erquickenden Schlaf gestärkt, von Mustafa trefflich bedient und mit Kaffee versorgt, rüsteten wir uns, zunächst dem Gouverneur der Provinz, Machmud bey, unsere Aufwartung zu machen. Zu diesem Zwecke hatten wir Zivilisten ein dunkles Gesellschaftskleid, der Kapitän einen Waffenrock mitgebracht.

Se. Excellenz empfing uns um 10 Uhr in seinem Dienstgebäude, nicht ohne Zeremoniell. Denn im Portal, wie auf der Treppe und im Vorsaal stand eine zahlreiche Beamten- und Dienerschaft.

Das Gespräch nahm sofort eine sehr interessante Wendung für mich. Der Gouverneur war vor einigen Wochen erst aus Fezzân hierher versetzt worden und wusste viel über dieses innere Gebiet Afrikas zu sagen. Sodann war er Gouverneur von Sydon gewesen zu jener Zeit, als der berühmte Alexander-Sarkophag 5 Meter tief unter der Erde dort entdeckt und so geschickt seiner Versenkung enthoben wurde, dass er völlig unbeschädigt in das Museum zu Stambul geliefert werden konnte. Machmud-bey, welcher, den Wert des Gegenstandes erkennend, alles selbst überwachte und leitete, hat sich um die Erhaltung dieses unvergleichlichen Kunstwerkes grosse Verdienste erworben. Der Alexander-Sarkophag ist eine Zierde ersten Ranges für das Museum in Stambul und für den allgemeinen Kreis der uns zugänglichen antiken Kunstschätze, sowie deren Geschichte, eine unermessliche Bereicherung.

Mit einem Manne von dieser Bedeutung liess sich unter vielem Nutzen verkehren, und er selbst war sichtlich angenehm berührt durch unser lebendiges Interesse für diese Gegenstände.

Die Audienz schloss mit einer Einladung zum Diner auf 7 Uhr abends.

Dann besuchten wir den Kommandanten vom Platz, Major Aly Nury Effendi*), in seinem Dienstlokal in der Kaserne. Vor dem Portal desselben fand ich rechts und links zwei überlebensgrosse Statuen aus weissem Marmor aufgestellt, entnommen den Ruinenfeldern von Leptis magna. Die eine halte ich für einen Hermes, die andere für eine weibliche Gewandstatue oder einen Apollo musagetes. Leider fehlen die Köpfe.

*) Der Zusatz »Effendi« wird allen denjenigen Offizieren der türkischen Armee, wie auch den Zivilbeamten gegeben, welche lesen und schreiben können, also litterarisch durchgebildet sind; während der Zusatz »Aga« hinter einem Namen das Gegenteil bedeutet, also einen Mann, der, lediglich Praktiker, von der Pike auf gedient hat.

Später nahmen wir von beiden ein Lichtbild. Der Major war freundlich, ja herzlich, und erwies sich uns später dadurch gefällig, dass er am Morgen der Abreise einen Frühstückskorb mit fünf gebratenen Huhnern, 20 hartgesottenen Eiern und frischgebackenem Brod uns übersandte.

Dann besichtigten wir den Hafen, durchschritten das Städtchen, welches etwa 2000 Einwohner besitzt, besahen die Moschee und beobachteten das rege Treiben auf dem Platze, wo soeben eingezogenen Karawanen Halfa abgenommen und gewogen wurde.

Der Gouverneur hatte uns seinen Gegenbesuch ansagen lassen und wir begaben uns darum um 12 Uhr in unsere Wohnung zurück, um dort Se. Excellenz zu empfangen. Die Unterredung überschritt nicht eine Viertelstunde und beschränkte sich auf den Austausch von Artigkeiten.

Dann wurde uns ein üppiges Frühstück in unserm Saale aufgetragen, bestehend aus Suppe und vier warmen Schüsseln, so reichlich, dass, nachdem wir getafelt hatten, unsere vier Diener im Vorsaale, denen sich überdies für diesen Zweck Kameraden zugesellten, noch vollkommen gesättigt wurden.

An diesem Frühstück, bestehend aus Hühnersuppe, abgezogen auf Zitronen, Setzeiern, Lammbraten, Makkaroni und Kuchen, nahm auf unsere Einladung auch der Bürgermeister (beledich-reïssi) der Stadt, Mehmed Silo, teil; ein schon älterer Herr, gekleidet in einen gelbseidenen Kaftan, von Geburt ein Albanese. Er hatte gegen Mittag uns gleichfalls seinen Besuch abgestattet. Wer der gütige Spender all dieser reichen Gaben gewesen ist, haben wir nicht erfahren können. Die türkische Gastfreundschaft, weltbekannt, wird dadurch doppelt wertvoll, dass sie ohne alles Geräusch auftritt.

Der alte Herr erzählte mir über Tisch, dass der Stadt jährlich 70 000 mit Halfa beladene Kamele zuwandern mit Lasten im Werte von 700 000 Frcs.; die Kamelslast von ca. 4 Zentnern zum Durchschnittswerte von 10 Frcs. berechnet. Von jeder solcher Tracht erhebt der Staat 30, die Stadt 15 Centimes als Steuer.

Diese Pflanze, welche reichlich auf den umliegenden Steppen wild wächst und fünf Jahre zur Erreichung ihrer vollen Stärke braucht, auch von jedermann eingeheimst werden darf, wird eigentlich das ganze Jahr hindurch geerntet. Nur besteht die Einschränkung seitens der Regierung, dass das Gras nicht geschnitten, sondern vom Erdboden abgerissen werden muss, was der Pflanze, welche ihre Wurzeln sehr tief, bis zur Wasserschicht, in den Erdboden einsenkt, nichts schadet. Dagegen schlägt sie nicht wieder aus, sondern stirbt ab, wenn durch den glatten Schnitt einer Sichel sie vom Erdboden abgetrennt wird. So mein Gewährsmann!

Auf den Nachmittag war nun der Ausflug nach den Ruinenfeldern von Leptis magna angesetzt. Dieselben, ziemlich ausgedehnt, liegen in



Die Militärstation Djifâra.

östlicher Richtung, und zwar 3—4 Kilometer von Chumus entfernt. Um diese Entfernung mit der uns zugemessenen Zeit in Einklang zu bringen, hatten wir das Reiten beschlossen. Es stand eine ganze Reihe gesattelter Esel vor der Rampe des Rathauses für uns bereit. Wir sassen auf. Ein uniformierter Diener der Munizipalität ritt als Führer vorauf. Dann folgten wir. Zwei Gendarmen nebst Mustafa, welcher einen photographischen Apparat trug, schlossen, gleichfalls beritten, den Zug.

Leptis magna lag einst hart am Meere und hatte zum Hinterlande eine weite fruchtbare Ebene. Und diese wiederum war umgürtet von den herabsteigenden Terrassen des Tarhounagebirges. Ein überaus freundliches Landschaftsbild!

Die alte Stadt durchfloss der heute als Wadi Libde bezeichnete, von Süden nach Norden sich streckende, noch jetzt ziemlich wasserreiche Fluss. Im Altertum, wo eine Regulierung ohne Zweifel seinem Bette zu gute kam, wird die Wassermenge erheblich grösser gewesen sein, da ja seine Mündung von den Alten zur Hafenanlage benutzt wurde, wie noch heute deutlich erkennbar ist.

Längs seiner Ufer gruppieren sich die noch vorhandenen Hauptdenkmäler. Man kann fünf dieser Gruppen unterscheiden:

1. Die Hafenanlage,
2. die Ruinen auf der nordwestlichen Seite,
3. die Ruinen auf der südöstlichen Seite des Flusses,
4. die zerstreuten Grabdenkmäler, an den von der Stadt auslaufenden Strassen gelegen.
5. Trümmer auf den Spitzen der ringsum aufsteigenden Berge.

Der Hafen umschloss die Flussmündung und scheint ausserdem noch in einer Bucht, nach Osten zu, landeinwärts sich erweitert zu haben. Verteidigungswerke, in starken Quadern aufgeführt, deckten seine Verbindung mit dem Meere zur Rechten und zur Linken. Die Umrisse der wichtigen Bauten sind noch vollkommen erkennbar. Halbrunde Steine springen aus den Mauerwänden hervor, durchbohrt von grossen Löchern zum Durchziehen der Ketten, welche die Galeeren hielten.

Die Hauptdenkmäler zeigen sich auf der Westseite des Flusses. Man kann unterscheiden die Bestandteile eines Forums und einen Triumphbogen in der Form eines Quadrifrons.

Auf der Ostseite des Wadı Libde werden sichtbar die Stufen eines Amphitheaters.

Mächtige Säulenschäfte, gut bearbeitete Kapitäle zumeist korinthischer Ordnung, umgestürzte Altäre mit Inschriften bedeckt, liegen rings umher zerstreut.

Unter den Mausoleen ist bemerkbar ein sehr wohlerhaltenes mit Sockel, Schlussgesims und viereckiger Eingangsthür.

Auf den Hügeln sieht man überall Reste von Fortifikationen, offenbar Militärstationen, um die Bürger der Stadt zu warnen, falls Beduinenhorden aus der Wüste hervorbrechen sollten.

Nach den Fundamenten der Stadtmauer, deren Flucht stellenweise gut verfolgt werden kann, möchte ich der alten Stadt Leptis magna einen Umfang von 8—10 Kilometern zusprechen.

Zwischen den Trümmern weiden jetzt Ziegen- und Schafherden, geführt von Beduinen, welche eifrig den Erdboden durchforschen und manchen schön geschnittenen Stein ausgraben, welchen sie zum Verkaufe anbieten. Ich sah einen solchen an dem Finger eines Militärarztes, der, in vertieftem Bilde, einen Herkules mit umgehängtem Löwenfell und geschulterter Keule in scharfen Linien darstellte.

Leider mehrt sich der Flugsand, aus der Wüste wie aus dem Meere durch Winde zugetragen, fort und fort. Schon begraben seine feinen, staubförmigen Wellen manche der Denkmäler bis zu ihrer Spitze, und die Besorgnis liegt nahe, dass in wenigen Jahren kaum noch etwas von diesen alten Schätzen sichtbar sein wird.

Von den bedeutendsten Denkmälern und einem umgestürzten Altare mit zwölfzeiliger Inschrift nahmen wir photographische Aufnahmen.

Leptis magna, so bezeichnet zum Unterschied von Leptis parva*) in Tûnisien, war gleich Carthago, Utica und Hadrumetum gegründet von phönikischen Kaufleuten. Die Handelsverbindung mit dem Hinterlande Phazania scheint es besonders reich gemacht zu haben. Ursprünglich gleich den übrigen phönikischen Niederlassungen an der Nordküste Afrikas eine selbständige Republik, begab es sich später unter die Botmässigkeit Carthagos; ob freiwillig, etwa um sich zu schützen vor den Angriffen der benachbarten Kyrenäer und Numidier, oder gezwungen, ist nicht mehr nachweisbar. Sicher aber ist, dass selbst in amtlichen Aktenstücken ihre Bürger als Unterthanen der Carthager bezeichnet werden, welche Steuern und Mannschaften nach Carthago zu leisten hatten.

Mit dem Ende der punischen Kriege ging auch Leptis magna in den Besitz des römischen Staates über, wurde die Hauptstadt der Regio Tripolitana und machte gleich den übrigen libo-phönikischen Städten die Erfahrung, dass der Sturz Carthagos, dem es scharf gezinst hatte, seine Lage politisch wie materiell verbesserte.**)

Die erste Zerstörung von Leptis magna erfolgte durch die Vandalen unter Genserich.

Justinian machte den Versuch, aus seiner Asche es aufzurichten, ohne die alte Blüte ihm zurückgeben zu können.

*) Das heutige Lamta, etwa 10 Kilometer südlich von Monastir.

**) Theodor Mommsen, Römische Geschichte I. Band 2. Abteil., pag. 495 und 507. 5. Aufl. Berlin 1868.

Die zweite und endgiltige Zerstörung erfolgte dann unter dem Einbruch der Araber.

Seitdem ist ein Aufbau nicht wieder versucht worden, wohl aber ein Aufsammeln seiner Reste.

Die erste Forschungsreise zu diesen Trümmerfeldern machte der englische Admiral Smith 1817. Er sah noch manches vollständiger wie heute, so eine gut erhaltene Basilika, den Quadrifrons, den Cirkus, einen Peristylos.

Der Engländer Weymouth entführte dann von den Trümmerfeldern 47 Säulen nach England.

Andere Säulen sollen nach Paris gekommen sein und in der dortigen Kirche St. Germain des prés stehen.

Heute ist die Ausfuhr solcher Baureste durch die türkische Regierung verboten.

Wir verliessen das Trümmerfeld, befriedigt von den empfangenen Eindrücken, und kehrten die 3—4 Kilometer, unter Palmen reitend, nach Chumus zurück.

Um 7 Uhr erwartete uns der Gouverneur zum Diner. Wir wechselten das Kleid und begaben uns in seine Privatwohnung.

In einem wohlerleuchteten, aber einfach ausgestatteten Salon empfangen, begaben wir uns alsbald in das Esszimmer.

Der Tisch war nach europäischer Weise gedeckt. Wir speisten zu Vieren an einer runden Tafel, und ich wurde eingeladen zur Rechten des Hausherrn Platz zu nehmen.

Die Schüsseln wurden nicht in der Mitte des Tisches hingesetzt, sondern jedem der Anwesenden durch zwei Diener angeboten. Auch wurden Messer und Gabeln bei jedem Gange gewechselt.

Ausser der Suppe gab es sechs Gänge in schmackhafter Zubereitung. Aber als Getränk wurde nur Wasser gereicht, da der Gouverneur besonders strenggläubiger Moslim sein soll.

Das Gespräch drehte sich um unsere archäologischen Untersuchungen auf dem Trümmerfelde, und Se. Excellenz freute sich, dass wir einen so bedeutenden Eindruck von diesem, seiner Wirksamkeit so nahe liegenden Gebiete empfangen hatten.

Die beiden Statuen, welche am Portale der Kaserne stehen und dort, wenig geschützt, der Beschädigung täglich ausgesetzt sind, sollen demnächst auch in das Museum zu Stambul überführt werden, und wir sprachen eingehend über die geeignetste Art ihres Transports.

Im Salon, wo der Kaffee eingenommen wurde, zeigte mir der Gouverneur noch Zeichnungen, darstellend einige Schmuckgegenstände in Gold ausgeführt, welche an dem Fundorte des Alexander-Sarkophags in Sydon mit zu Tage gefördert wurden.

Dann nahmen wir Abschied, da die Stunde des Nachtgebets für die Moslemim anhob, und auch wir am kommenden Morgen zeitig aufzubrechen gedachten.

Dazu wollten noch der Major, der Bürgermeister und ein Militärarzt uns einen Abendbesuch abstatten.

Ebenso hatte ein Händler das Vorlegen geschnittener Steine angekündigt, von denen es mir gelang, drei zu erwerben. Ebenso wurde mir später gebracht die Statuette einer Frau, in der Höhe von etwa 50 cm, mit gut erhaltenem Kopfe, aber fehlenden Beinen, welche gleichfalls in meinen Besitz überging.

Nach Erledigung dieser gesellschaftlichen wie geschäftlichen Pflichten suchten wir gerne die Nachtruhe auf.

Es war unsere Absicht, statt in drei in zwei Tagen die Rückfahrt zu ermöglichen. Denn das grosse Beiramfest, zu unterscheiden von dem kleinen Beiramfeste (Id-el-Fatara), welches etwa sechs Wochen früher den Fastenmonat Ramadân schliesst, stand nahe bevor, und nicht nur meine mohammedanischen Begleiter, auch ich wollte zu demselben in der Hauptstadt zurück sein.

Dieses grosse Beiramfest wird von den Moslemim gefeiert zur Erinnerung an die durch Gott zuerst als Glaubensprobe anbefohlene, dann in seinem Auftrage durch den Engel verhinderte Opferung des Isaak durch den Patriarchen Abraham.

In diesen Tagen findet ebenfalls die Schlussfeier für die Pilgerkarawanen in Mekka statt, und die Gläubigen auswärts teilen im Geiste diese Festlichkeiten, begangen im Zentrum des Islâm, durch ihre Beiramfeier in der Heimat.

Der Charakter des Festes ist ein heiterer und hat in seiner häuslichen Feier Aehnlichkeit mit unserer Weihnachtsfeier, indem Geschenke, namentlich neue Gewänder, an die Hausgenossen verteilt werden.

In Tripolis stand auch eine offizielle Feier dieses viertägigen Festes durch die Staatsbehörden bevor.

An seinem ersten Tage, 6 Uhr morgens, zum Frühgebet, begeben sich der Generalgouverneur und der Marschall, Schulter an Schulter, mit grossem Gefolge in Prozession zur Moschee, während das Militär in Paradeuniform Spalier bildet. Sodann, um 10 Uhr, findet bei beiden die Auffahrt der Konsuln statt, welche ihre Glückwünsche abstatten.

Jenen Aufzug wollte ich mit ansehen, und an dieser Auffahrt wollte ich mich an der Seite unseres Vizekonsuls beteiligen, da ich Ursache genug hatte, nach allen den hier seitens der türkischen Regierung erfahrenen Freundlichkeiten und Erleichterungen meinen Dank auszusprechen.

Unsere arabischen Kutscher hatten nicht minder das Interesse, zum Feste bei Weib und Kind zu sein, und so schärfte sich denn von allen Seiten das Streben zu einer schnellen Heimfahrt.

Wir halbierten den Weg, indem wir am Donnerstag Abend in Dschifára anlangen und dort nächtigen, am Freitag Abend aber in Tripolis einfahren wollten. Den Pferden fiel der Hauptanteil an dieser Arbeit zu, und bei kräftiger Fütterung und häufiger Wasserverabreichung an den zahlreichen Brunnen haben sie es geleistet. Es sind tüchtige Tiere, denen es die deutschen Pferde trotz grösserer Eleganz und besserer Pflege nicht gleichthun. 120 km in zwei Tagen!

Der Abend und die Nacht, in Dschifára zugebracht, wurden uns wieder durch die liebenswürdige Gastfreundschaft von Ahmed-bey zu einer geistigen wie körperlichen Erfrischung.

Am letzten Reisetage Nachmittag, als wir an einem Brunnen kurz vor Tadschura zu kurzer Rast für Mannschaft und Tiere uns niederliessen, und nach dem eigenen Genuss die letzten Vorräte der Speisekörbe an unsere Leute wie an vorüberziehende Beduinen verteilt waren, nahm noch Kapitän Zia-bey mit seinem photographischen Apparate ein Bild unseres Lagers auf, zur willkommenen Erinnerung für alle an diese gemeinsame, so heiter wie lehrreich verlebte Fahrt.

Die beiden Wagen hatten den Mietpreis von 8 Napoleondor für diese ganze Tour gekostet. Nebenausgaben waren weniger entstanden, da wir an den berührten Plätzen neben der privaten Gastfreundschaft meistenteils Gäste der Regierung gewesen waren.

Am nächsten Morgen 6 Uhr stand ich bereits auf der Terrasse vor dem Pavillon des Stadtkommandanten Bahri Bédirkhan, um den feierlichen Aufzug der Behörden in die Moschee zur Verrichtung des Morgengebetes am Beiramfeste mit anzusehen.

Es macht immer wieder aufs neue einen fesselnden Eindruck auf mich, zu beobachten, wie hier in der Welt des Islâm sich Staat und öffentliches Leben mit den Triebkräften der Religion durchdringen, viel energischer, als wir das in der Welt des Christentums wahrzunehmen die Gelegenheit finden.

Kapitän Zia-bey schritt unten vorüber, denn seine Schützenkompagnie bildete einen Teil des Spaliers. Ich beugte mich über die Brüstung und wir schüttelten uns herzlich die Hände.

Bei der nachfolgenden Gratulationscour nahmen der Generalgouverneur wie auch der Marschall einen kurzen Bericht über meine Fahrt, sowie auch meinen Dank mit vielem Wohlwollen auf.



KAPITEL XVII.

Tripolis als klimatischer Winter-Kurort.

Das Klima Tripolitaniens ist als ein sehr gesundes zu bezeichnen. Die Luft ist hier feuchtwarm, staub- und rauchfrei, und die Wintertemperatur in ihrer Milde steht der von Kairo und von Biskra keineswegs nach, wie die folgende Uebersicht zeigen wird.

Diese Temperatur stellt sich nach den Tabellen der Kgl. italienischen meteorologischen Beobachtungsstation zu Tripolis, aus der Summe von Maxima und Minima berechnet, in Centigraden dar wie folgt: Im

November	18,34	Wärme
Dezember	13,57	
Januar	12,14	
Februar	15,10	
März	15,73	
April	21,83	

Für den klimatischen Winterkurort Biskra, im Süden Algeriens gelegen, standen mir zur Verfügung die meteorologischen Tabellen der Compagnie de Biskra et de l'Oued-Rirh mit Aufzeichnungen für das Jahr 1898. Danach ergab sich als Wärmedurchschnitt, aus der Summe von Maxima und Minima berechnet, in Centigraden folgende Aufstellung für die Monate:

November	18,3
Dezember	8,8
Januar	16,5
Februar	15,3
März	14,0
April	23,0

Das Klima von Kairo ergiebt nach dreijährigem Durchschnitt, ebenfalls in Centigraden berechnet, nach Dr. Alb. Eulenburg (»Real-Encyklopädie

der gesamten Heilkunde«, Wien 1883) folgende Aufstellung: In den Monaten

November	18,5
Dezember	13,6
Januar	11,6
Februar	15,1
März	15,7
April	21,8

Eine Vergleichung dieser drei Tabellen zeigt, dass in Bezug auf die Höhe des Wärmegrades diese drei Orte Tripolis, Kairo, Biskra während der Wintermonate sich ziemlich gleich stehen. Ja Tripolis hat den Vorzug, in den auch auf der afrikanischen Nordküste drei kältesten Monaten Dezember, Januar, Februar, ohne diejenigen Schwankungen, welche namentlich Biskra aufzeigt, einen sehr ausgezeichneten Wärmegrad, nämlich 13,57, 12,14, 15,10 zu besitzen.

Von irgend welchen winterlichen Einrichtungen, welche auch in des Jahres kältester Zeit hier etwa eine künstliche Erwärmung der Wohnräume erforderlich machen sollten, ist also in Tripolis nicht im geringsten die Rede, ein Umstand, der ja aus den verschiedensten Gründen von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist.

Dazu besitzt Tripolis noch einen weiteren grossen klimatischen Vorzug vor Kairo und namentlich auch vor Biskra voraus. Es fügt zu der Wüstenluft, welche ihm im Rücken zuströmt, auf der Stirnseite die Meeresluft, welche mit ihrem Feuchtigkeitsgehalt die Trockenheit der Wüstenluft auszugleichen im Stande ist.

Aus diesen Gründen würde Tripolis zu einer Winterstation für Lungenkranke sich mindestens eben so gut eignen, als jene beiden zur Zeit durch die Mode so bevorzugten Plätze in Afrika.

In Bezug auf Egypten ist hier noch zu erwähnen, dass dort die sogenannte egyptische Augenentzündung mit ansteckender Wirkung endemisch auftritt. Sodann kommt oft daselbst vor eine schwere Art von Malariafieber. Endlich, infolge des regen Verkehrs mit dem nahen Mekka, ist die Ansteckungsgefahr für Pest und Cholera stets vorhanden, wie denn innerhalb der letzten Zeit kein Jahr vergangen ist, ohne dass an verschiedenen Orten Egyptens derartige Erkrankungsfälle thatsächlich aufgetreten sind, Schattenseiten, welche in Tripolis sich nicht zeigen.

Dazu kommen noch zwei andere Gesichtspunkte, welche sehr erheblich zu Tripolis' Gunsten in die Wage fallen. Der erste ist seine geographische Lage! Tripolis liegt, von Norden nach Süden gezogen, in der direkten Verbindungslinie Syrakus, Malta, Tripolis und ist von dort aus auf einer Seefahrt von zwei Tagen erreichbar. Dagegen von Malta aus bis zur Nilmündung, entweder Alexandrien oder Port-Saïd, ist ein Seeweg

von 3—4 Tagen. Von diesen beiden Häfen aus führt dann eine Eisenbahnfahrt von 3—4 Stunden nach Kairo. Sucht man aber die jetzt so beliebten Stationen in Ober-Egypten, Luxor und Assuan auf, so hat man, von Kairo aus gerechnet, eine weitere Fahrt zu dem ersteren Orte von 739, zu dem zweiten von 962 km, ein Weg, welchen man die Wahl hat, entweder auf der etwas billigeren, aber vom Staube stark belästigten Eisenbahnfahrt, oder in einem der sehr teuren Nildampfer zurückzulegen.

Nicht minder weitläufig ist es, Biskra zu erreichen. Der Hafenplatz für diesen Ort ist an der algerischen Küste die Stadt Philippeville, wohin von Marseille aus eine Seereise von zwei Tagen führt. In Philippeville angelangt, besteigt man den Eisenbahnzug und hat in demselben bis Biskra zurückzulegen einen Weg von 666 km, den man durch ein Nachtquartier in Konstantine halbieren muss.

Aus dieser vergleichenden Darstellung ergiebt sich, dass Tripolis von dem Zentrum Deutschlands aus bei weitem am schnellsten, bequemsten und billigsten zu erreichen ist.

Der zweite Gesichtspunkt, welcher sehr erheblich zu Tripolis' Gunsten in die Wage fallt, ist die Wohlfeilheit aller Lebensbedürfnisse an diesem Platze.

Wenn irgendwo, so gilt von dem Besuche Egyptens der Spruch: »Thu' Geld in deinen Beutel!«. Kairo ist ein überaus teurer Ort. Und noch weit mehr gilt das von Ober-Egypten. Man kann die Ausgaben, einschliesslich der Reise dorthin, auf täglich 40 Frcs. für eine Person berechnen.

Nicht viel wohlfeiler ist Biskra. Denn in den besseren Hôtels ist es unmöglich, unter 15 Frcs. täglicher Pension dort Unterkunft zu finden, weil die Oase nicht so viel Lebensmittel erzeugt, als sie verbraucht, sondern Fleisch, Geflügel, Fische und selbst Früchte für die Fremden von auswärts bezogen werden müssen.

In Tripolis dagegen zahlt man in dem ersten Hôtel der Stadt als Tagespreis fur Wohnung und Verpflegung zur Zeit den Betrag von nur 8 Frcs.

Gleichwohl könnte man auf die gegenwärtigen Hôteleinrichtungen hier nicht rechnen, sollte ein grösserer Fremdenzufluss für Tripolis, zumal zu längerem Kuraufenthalte, ins Auge gefasst werden.

Für solch einen Fall wäre die Anlage eines Sanatoriums durchaus erforderlich.

Die Palmen-Oase, welche die Stadt umschliesst, wäre der geeignetste Ort für ein solches, und es schweben sogar zur Zeit Verhandlungen über die Einrichtung einer derartigen Kuranstalt.

Die Erben eines früheren Pàchà von Tripolis besitzen ein Grundstück in der Oase von 66 000 qm Flächeninhalt, bepflanzt mit Orangenbäumen und versehen mit einer sehr guten Bewässerungsanlage, welches





Gross-Lebda: Das Trümmerfeld.

sie für den erstaunlich billigen Preis von 15000 Frcs. zu diesem Zwecke anbieten.

Dazu kommt der ferner günstige Umstand, dass ein des Landes wie der Landessprache aus langjähriger Erfahrung kundiger Arzt deutscher Zunge, Dr. B., bereit wäre, dieses Unternehmen zu begründen und zu leiten, falls geldkräftige Unternehmer sich ihm anschliessen wollten, und vielleicht sind diese Zeilen geeignet, die Aufmerksamkeit interessierter Kreise auf diesen Punkt hin zu lenken.

Es ist auch ausser Zweifel, dass die türkische Regierung einem solchen Unternehmen nicht mit vollstem Wohlwollen gegenüberstände.

Die Darstellung der vorhergehenden Kapitel hat ergeben, wie viele fesselnde Eindrücke Tripolis und Umgegend dem europäischen Besucher zu bieten im Stande sind. In den Genuss aller dieser Dinge würden, ausser dem Vorteil eines kürzeren Weges und grösserer Billigkeit, alle diejenigen eintreten, welche sich entschliessen wollten, Tripolis, sei es aus sanitären, sei es aus wissenschaftlichen Gründen, zu einem längeren Winteraufenthalt zu nehmen.

Sie hätten rings um sich eine afrikanische Palmen-Oase mit ihrem eigenartigen Betriebe, unmittelbar hinter sich die Wüste und vor sich das herrliche Meer. Zur Seite aber eine orientalische Stadt, in welcher arabisches Leben, noch unvermischt mit fremdartigen Bestandteilen, und darum unverfälscht zu finden ist.

Dieses alles aber um den Preis viel geringerer Opfer, als wie sie ein Besuch Egyptens oder Algeriens verlangt.



KAPITEL XVIII.

Tripolitanien.

Dieses Land umfasst den ganzen Küstensaum zwischen Tûnisien und Egypten in einer Länge von etwa 2000 km. Die Grenzlinie auf der egyptischen Seite steht fest; nicht so auf der tûnisischen Seite. Hier ist zwischen den Nachbarn ein Landstreifen von 60 km Breite strittig. In früherer Zeit ging hier die Grenzlinie aus von der kleinen Küstenfestung Bordj el-Bibane, sich verlaufend nach Süden längs der Flüsse Fessi und Hania. Nach der Okkupation Tûnisiens durch die Franzosen haben diese, ihre Grenze nach Osten verschiebend, diejenige Linie beansprucht, welche von dem Küstenpunkte Ras Adjedir ausläuft und dann, nach Süden zu, dem Laufe des Wadi Sebra Mokta folgt.

Der strittige Landstreifen enthält wertvolle Salzquellen, und die Verhandlungen über diese sich bekämpfenden Rechtsansprüche sind noch nicht zum Abschlusse gelangt.

Die Ausdehnung Tripolitaniens nach Süden zu entbehrt der genaueren Grenzbestimmung; doch wird sein Flächeninhalt auf cirka 200 000 qkm angegeben. Darüber hin ausgebreitet schätzt man die Zahl der Einwohner auf 1¼ Million Seelen. Diese sind, die Bürgerschaft der wenigen Städte abgerechnet, in der Hauptsache Nomaden.

Zu Tripolitanien gehören im Osten Barka mit der Hauptstadt Ben-Ghâzi, das alte Kulturland Cyrenaika; im Süden Fezzân mit der Hauptstadt Murzuq. Fezzân wird von der Zentralstelle in Tripolis mitverwaltet, während Barkas' Angelegenheiten direkt von Stambul aus geleitet werden.

Als Hilfsmittel der Verwaltung dienen zunächst ein Telegraph, welcher nach drei Richtungen das Land Tripolitanien durchschneidet, nach Osten hin reichend bis Misrata, nach Süden hin reichend bis Gedamis, nach Westen hin reichend bis Ziwara, der Grenzstation Tûnisiens; sodann Militärstationen, welche in Abständen von 40—50 km diesen Linien nach allen drei Richtungen hin folgen. Sie haben den dreifachen Zweck, der

Beschützung der Handelsstrasse, sowie der Handhabung der Polizei und der Eintreibung der Steuern. Ihre Kopfstationen sind belegt mit einer Kompagnie Fuss-Soldaten unter Führung eines Hauptmanns, die Zwischenstationen mit 30—40 Mann, unter Führung eines Leutnants. Ausserdem liegt diesen Mannschaften die Einübung der Irregulären in den Waffen ob.

Die Meeresküste Tripolitaniens ist fast durchgängig flach, steigt aber südwärts zu einem Hochlande auf. Dann, laufend mit der Küste, jedoch in wechselnden Abständen von derselben, bis zu 80 km Entfernung, streicht von Südwest nach Nordost ein Kalksteingebirge von mässiger Höhe, die Tarhounakette, welche als ein Ausläufer des Atlasgebirges zu betrachten ist. Ihr höchster Berg auf tripolitanischem Gebiete, der Tkut, erreicht kaum 3000 Fuss. Bei Chumus berührt dieses Mittelgebirge sogar den Meeresstrand, zieht sich aber dann wieder in einem Bogen nach Südosten zurück bis Sirt. Von hier ab flachen die Berge sich sichtbar ab und verlaufen, mehr und mehr sich ebnend, bis zur egyptischen Grenze.

Der Küstenstrich Tripolitaniens bis zu diesem Mittelgebirge ist, wenige Stellen ausgenommen, ackerfähiges Land. Es wird von einer grossen Anzahl von Flüssen durchschnitten, deren Quellen in jenen Bergen liegen und deren Mündung das Meer erreicht. Viele derselben, die ich durchschritt, haben das ganze Jahr hindurch Wasser, so der Wadi Remla, der Wadi el-Mizid und der Wadi Libde. Ich sah dort beträchtliche Anpflanzungen von Palmen, Oliven, Agrumenen, Caruben, Feigen, Granaten und Kulturen von Gerste, Klee, Saubohnen, Rüben, Kartoffeln, Zwiebeln und andern Gemüsen.

Das Kalksteingebirge erhebt sich auf seiner Nordseite in zwei Terrassen. Diese tragen gleichfalls Vegetationsstreifen, bepflanzt mit Oliven, Pfirsichen, Mandelbäumen und Weinstöcken.

Die Angaben, welche man in einigen Lehrbüchern der Geographie liest, dass Tripolitanien im Grossen und Ganzen eine Wüste sei und keinen einzigen Fluss besitze, welcher das Meer erreicht, sind also unrichtig.

Im Süden jenes Mittelgebirges beginnt die Saharâ.

Sie erzeugt allerdings keinen Fluss, welcher, nach Norden greifend, auf tripolitanischem Gebiete das Meer erreicht, aber sie hat nicht unbedeutende Quellen, welche nach kurzem Laufe zwar im Sande versiegen, aber doch in ihrer unmittelbaren Nähe eine üppige Vegetation hervorrufen. Es sind dieses die Oasen, welche, wie die Flecken auf dem Felle eines Panthers, die ganze Saharâ durchsetzen.

Der Reichtum dieser Oasen ist die Palme.

Die Dattelpalme (Phoenix dactylifera), nach der Bildersprache der Orientalen die Königin der Oase, ist gleich dem Kamel durch die vor dringenden Araber aus Asien eingeführt, erst durch diese an der Nordküste Afrikas heimisch geworden. Und doch sind Kamele und Dattel

8*

palmen zwei Dinge, ohne welche wir uns Afrika heute schlechterdings gar nicht einmal denken können.*) Der Prophet Mohammed hat die Pflege dieses Baumes seinen Gläubigen ganz besonders anempfohlen. Am besten gedeihend, wenn ihre Wurzel in einem beständigen Wasserbade, ihre Krone in einem beständigen Feuerbade ruhen, braucht die Dattelpalme, um zu ihrer vollen Kraft und Höhe bis zu 100 Fuss aufzusteigen, 100 Jahre, und denselben Zeitraum durchläuft sie dann wieder in einem langsamen Absterben. Erst Menschenhand hat diesen an sich wilden Baum veredelt, so dass seine Frucht dadurch essbar und süss wurde. Datteln haben für den Araber denselben Wert, wie für den Nordländer das Getreide. Es giebt Leute in Afrika, welche, ausschliesslich von dieser Frucht lebend, täglich fünf bis zehn Pfund verzehren. Datteln und Kamelmilch sind für den Beduinen eine geradezu ideale Nahrung.

Wenige haben eine Vorstellung von den vielseitigen und kostbaren Gaben, mit welchen dieser Wunderbaum seine Wüstenkinder beschenkt. Nahezu alles ist an ihm nutzbar. Sein fester Stamm liefert Balken und Bretter für das Winterhaus, seine getrockneten Blätter dienen zum Bau der kegelförmigen Sommerhütten, der Blätter Rippen zu Zäunen und zu Wanderstäben, die Blattflächen zu Sandalen. Das Fasergewebe, welches den Stamm an seinen Blattursprüngen umflechtet, liefert, im Wasser erweicht und dann geflochten, die haltbarsten Stricke; seine Krone birgt die Fruchtbüschel, seine Spitze giebt, angezapft, Most und Wein her (cf. Sure 111 des Korân).

Die Ernte der Datteln erfolgt im Herbste. Diejenigen, welche die Vorratskammern füllen sollen, nimmt man vor vollendeter Reife ab und breitet sie in der Sonne aus, welche nun den Reifungsprozess abschliesst und die Frucht zugleich trocknet. Die edleren Sorten werden für den Versandt ausgeschieden, in noch weichem Zustande, mit und ohne Kerne, gepresst, eingenäht in gegerbte Ziegenfelle und so dem Handel übergeben.

Ein ausgewachsener Palmenbaum liefert vier Zentner Früchte, also eine volle Kamelsladung. Der Zentner Datteln bester Qualität kostet beim Einkauf in der Oase cirka drei Mark.

So wohlthätig der Genuss der Datteln auf den Magen und den Darmkanal wirkt, so üble Folgen hat er für die Zähne. Seine Wirkung ist Zahnkaries, eine darum bei den Beduinen oft beobachtete Krankheit.

Für den Staat ist die Dattelpalme ein Steuerobjekt, indem derselbe von jedem Baume, je nach dessen Tragfähigkeit, einen Zins von 1 bis 1½ Piastern (gleich 30 Pfennigen) erhebt. Aus diesem Grunde unterliegt

*) An Tieren: Kamel und Seidenraupe, an Pflanzen: Palme, Papyrus, Baumwollenstaude, Zuckerrohr, fanden durch den Fleiss der Araber eine bleibende Stätte an den Küsten des Mittelmeers. — Victor Hehn, Kulturpflanzen und Haustiere im Uebergange aus Asien nach Europa. Berlin. pag. 224 ff.

der genannte Baum auch einer amtlichen Zählung, und es wird der gegenwärtige Palmenbestand Tripolitaniens auf sieben bis acht Millionen Stämme angegeben.

Der Afrikareisende Nachtigal zählt 34 verschiedene Dattelarten auf.*)

Als Unterfrucht wird in den Palmengärten der Oasen ganz allgemein angebaut Gerste, welche vorzüglich hier gedeiht und ein sehr rundes Korn liefert. Sie ist ein sehr begehrter Ausfuhrartikel. Da ihre Reife bereits in den Mai fällt, also im Juli die Frucht auf den Märkten Europas erscheinen kann, so hat sie vor der in Deutschland zu erntenden Gerste einen Vorsprung von drei Monaten voraus, was ihr einen hohen Verkaufswert sichert. Andere dort bestellte Unterfrüchte sind die Saubohne (Faba vulgaris), ein Lieblingsessen des Arabers und im geschroteten Zustande ein Kraftfutter für Kamele und Pferde, sodann die gelbe Rübe (Daucus carota), die weisse Rübe (Brassica rapa), die rote Rübe (Beta vulgaris) und der als Gewürz in Zugabe zu fast allen Speisen von den Arabern so viel gebrauchte spanische Pfeffer (Capsicum annuum).

Nirgends kann man sich von dem herrlichen Gottesgeschenke des Wassers greifbarer überzeugen, als im Orient. Wo dasselbe aus dem Erdboden aufsprudelt und fliesst, da bedeckt sich alsbald auch der dürrste Sand mit saftigem Grün, und Kräuter, wie Bäume aller Art, wachsen in die Höhe. Hier versteht man es, damit umzugehen wie mit einem Schatze. Umsicht und Fleiss vereinigen sich, jeden vorhandenen Tropfen nutzbar zu machen. Von einem Bassin aus, welches man in der Nähe eines zu bepflanzenden Gartens oder Feldes angelegt hat und füllt, führt ein System verzweigter grösserer und kleinerer Kanäle über die angebaute Fläche, um jeder Wurzel eines eingesenkten Gewächses, wenigstens zeitweise, das unentbehrliche Nass zuzuführen. Am fleissigsten entwickelt ist ja dieses System in Egypten. Aber man findet es auch in jeder Oase.

Wo die Quellen fehlen, da gewähren Ersatz die gegrabenen Brunnen. Ich sah solche, deren Wasserspiegel dreissig Meter unter dem Brunnenrande lag, aber auch solche, wo die Entfernung nur drei Meter betrug. Im allgemeinen kann man annehmen, dass durchschnittlich in der Tiefe von fünf Metern unter dem Erdboden an den meisten Orten die Wasserschicht angetroffen wird.

Brunnen dieser Art, welche an einem treppenartig angelegten Hochbau schon von weitem kenntlich sind, sah ich in grosser Anzahl inmitten der Gärten. Sie ergänzen den Vorrat des fliessenden Wassers.

Das Heben des kostbaren Wassers aus ihnen geschieht durch die Kraft von Zugtieren, Kamel oder Esel, auf eine höchst einfache Art. Zwei treppenartig in die Höhe geführte Schenkel oder, bei einfacherer Einrichtung,

---

*) G. Nachtigal: Saharâ und Sûdân. Berlin 1879. Band I, pag. 126.

zwei Palmenstämme, oben durch einen Querbalken verbunden, überragen den Brunnenhals. An diesem Querbalken hängen zwei Rollen, über welche Stricke laufen. Der eine ist geknüpft an die Mundöffnung eines grossen, etwa 50 Liter fassenden Ledersackes (têlu), der andere ist geknüpft an dessen Fuss. Vor dem Brunnen befindet sich eine schiefe Ebene aus Erde geschüttet. Auf derselben läuft das arbeitende Tier. Steigt dieses aufwärts, so senkt sich der Ledersack in die Wasserschicht des Brunnens und schöpft, steigt dasselbe sodann abwärts, so hebt der mit Wasser gefüllte Sack sich in die Höhe und steigt mit seiner Mundöffnung bis an den Rand eines Reservoirs. Jener zweite, an den Fuss geknüpfte Strick zieht nun an, kippt den Sack um und zwingt ihn, seinen Inhalt in jenes Reservoir auszuschütten.

Auf diese Weise kann im Laufe eines Tages durch einen arbeitenden Mann und ein arbeitendes Tier auf nicht kostspielige Art ein grosses Quantum Wasser gehoben werden.

Die ganze Gartenfläche ist nun eingeteilt in eingedämmte Vierecke, und indem man nach und nach die Ausgusslöcher der dazwischen laufenden Kanäle abwechselnd öffnet oder schliesst, kann man jedes dieser Vierecke gesondert unter Wasser setzen. Man erwartet eine gute Ernte, wenn es gelungen ist, einen Tag in jeder Woche solch ein Viereck bis auf die Wurzeln seiner Gewächse hinab zu durchtränken.

Da der Regenfall an der Küste Tripolitaniens im ganzen Jahre knapp 50 Tage umschliesst, im Innern dagegen oft gänzlich ausbleibt, so wird durch jenes fleissige System der Bewässerung diese Ungunst des Himmels wettgemacht. Ja, der Araber zieht dieses Brunnenwasser sogar dem Regenwasser für seine Pflanzen vor. Das Regenwasser nennt er »mejit«, d. h. tot, dagegen das Wasser des Erdbodens nennt er »hai«, d. h. lebendig.

Die Araber sind durchgängig eben so thätige, wie umsichtige Gärtner. Dank ihres Fleisses finden sich in den Oasen des Innern, wie ganz besonders in jenem breiten Gürtel von Gärten, welcher die Hauptstadt auf drei Seiten umschliesst, die vorzüglichsten Südfrüchte aller Art in Hülle und Fülle, und zwar zu sehr mässigen Preisen.

Eine weniger gute Zugabe für das weite Gebiet Tripolitaniens sind die Salzsümpfe (sebcha). Sie sind die Hauptplage heisser Länder, denn sie erzeugen das Sumpffiebergift. Im Sommer und im Herbste ist ihre Ausdünstung am gefährlichsten. Und das Auftreten dieses Sumpffiebers soll nach Nachtigals Beobachtung zusammenfallen mit dem Ausreifen der Wassermelonen.

Doch da besonders die Provinz Fezzân von diesen Sümpfen durchsetzt ist und weniger der Norden Tripolitaniens, so hat die Hauptstadt nicht unter ihren übeln Einwirkungen zu leiden. Tripolis, dem auf der Stirnseite die Meeresbrise, im Rücken reine Wüstenluft zuströmt, gilt mit

Recht als ein gesunder Wohnort. Wüstenluft wirkt überaus anregend auf den menschlichen Körper durch lebhafte Verdunstung und beschleunigten Stoffwechsel. Nirgends atmen Menschen wie Tiere mit grösserem Wohlbehagen als in der Wüste.

Zur Geschichte Tripolitaniens lässt sich in aller Kürze folgendes anführen.

Die Ureinwohner des Landes sind die Libyer, d. h. die Bewohner von Libya, mit welchem Namen Herodot die Nordküste Afrikas stets benennt. Man gab denselben, wie allen nichtgriechischen Völkerstämmen, gleichfalls den Beinamen »Barbari«, woraus dann später ihre zweite Benennung als »Berber« sich bildete.

Die Libyer tragen arabisches Blut in ihren Adern. Es führt der arabische Gelehrte Iben-Chaldûn deren Abstammung zurück auf Kanaân, den Sohn Chams, dagegen in abweichender Meinung der arabische Historiker el-Bekrî diese Abstammung auf Ismael, den Sohn Abrahams und der Hagar.

Mit diesen Ureinwohnern setzten sich in Handelsverbindung die phönikischen Kaufleute, welche cirka 800 vor Christo auch an der tripolitanischen Küste ihre Faktoreien gründeten. Später traten diese Niederlassungen in ein politisches Abhängigkeitsverhältnis zu Carthago, dem sie unter starkem Druck Zins wie Mannschaften leisten mussten.

Mit dem Ende der punischen Kriege gingen diese zum Teil zu hohem Aufschwung gelangten Pflanzstädte, wie z. B. Leptis magna, in den Besitz des römischen Staates über, und unter dem Namen Regio Tripolitana, oder auch Regio Syrticca wurde das ganze Gebiet des heutigen Tripolitanien bis Fezzân hinab römische Provinz. Denn Plinius kennt Fezzân unter dem Namen Phazania und lässt es bewohnt sein von dem schweifenden Volke der Garamanten. Der ganze Küstenstrich zwischen dem Meeresstrande und dem Tarhounagebirge scheint von den Römern mit Getreide angebaut gewesen zu sein, denn es sind Reste von Stauwällen aus jener Zeit vorhanden, welche augenscheinlich den Zweck hatten, die Bergwasser in der Regenzeit aufzuhalten und aufzusammeln zur späteren Bewässerung der Felder.

Zur Zeit der Völkerwanderung drangen dann die Vandalen auch bis in diese Gegenden vor und hielten sie etwa ein Jahrhundert lang besetzt, bis Belisar sie für Justinian zurück eroberte.

Vom Jahre 647 aufwärts überziehen die Scharen Mohammeds mit ihrem alles niederwerfenden Kriegsruf »Allâhu âkbaru«, d. h. »Gott ist der Höchste«, auch diese Breiten. Ihr Anführer, General Sidi Okbah ibn Nafi el Firhi, vollendet hier in wenigen Jahren, wozu die Römer Jahrhunderte gebraucht hatten, nämlich die Unterwerfung der gesammten Nordküste Afrikas. Als Sidi Okbah vom Nil bis Tanger gebot, spornte er in den Atlantischen Ozean sein Streitross und rief: »Nur dieser Schlagbaum kann mich hemmen, auch jenseits dieses Meeres den Völkern, welche den einen wahren Gott noch nicht bekennen, entweder Unterwerfung oder Tod anzubieten!«

Die arabischen Eroberer fanden in den Berbern verwandtes Blut vor; darum stiess die dauernde Aufnahme der neuen Herrschaft wie der neuen Religion auf keinen zu grossen Widerstand.

Achthundert Jahre herrschten hier die neu gegründeten Gewalten des Islâm unter der Oberherrschaft der Khalifen von Bagdad, dann trat eine kurze Unterbrechung des bestehenden Zustandes auf knappe 42 Jahre ein durch Etablierung einer christlichen Herrschaft.

Spanien, damals auf der Höhe seiner Macht, eroberte 1509, wie die übrigen Teile der afrikanischen Nordküste, so auch Tripolitanien und regierte Stadt wie Staat durch einen Statthalter 21 Jahre lang. Aus jener Zeit stammen die Befestigungen von Tripolis, so besonders das »Spanische Schloss«.

Dann, im Jahre 1530, überliess Karl V. Tripolis, vereint mit Malta, dem aus Rhodos durch die Türken vertriebenen Ritterorden der Johanniter als Lehn. Die Ritter erfreuten sich des neuen Besitzes aber nur 21 Jahre lang. Dann warfen die Türken, welche bereits in Algier und in Tûnis sich festgesetzt hatten, den Orden im Jahre 1551 aus Tripolitanien hinaus und beschränkten ihn auf den Besitz von Malta.

Unter türkischer Oberhoheit von einem Bey regiert, bildet sich Tripolis nun, gleich seinen westlichen Nachbarn Tûnis und namentlich auch Algier, zu einem Korsarenstaate aus und beherrscht länger als 100 Jahre lang den östlichen Teil des Mittelmeeres mit seinen schnellen, von waghalsigen Piraten geführten Galeeren.

Da entsendet Ludwig XIV. 1685 seinen Marschall d'Estrées mit einer Flotte gegen die Seeräuber. Tripolis wird bombardiert, und der Bey erkauft für eine halbe Million Pfund den Frieden.

Im Jahre 1714 gelingt es dann dem Pâchâ Ahmed-el-Karamanli, dem Grossen, die türkische Oberhoheit abzustreifen, bis auf die Zahlung eines unbedeutenden Jahrestributes, und für sein Haus die erbliche Dynastie der Karamanlija zu gründen. 121 Jahre lang regieren die Herrscher aus diesem Hause, weder mit dem Talente, noch mit der Mässigung seines Begründers, sondern mit sich steigernder Grausamkeit über Tripolitanien; bis die Pforte im Jahre 1835 dieser Gewaltherrschaft ein Ende macht. Seitdem ist dieses Land eine Provinz (Vilajet) des türkischen Reiches und wird namens des Sultans in getrennter Gewalt regiert, in Zivilsachen von einem Generalgouverneur (Wâli), in Militärsachen von einem Marschall (Muchir), deren Amtsdauer auf unbestimmte Zeit läuft.

Die Pforte unterhält eine verhältnismässig starke Besatzung in Tripolitanien. Es stehen dort 12620 Mann, verteilt auf 17 Bataillone Infanterie, 10 Schwadronen Kavallerie, 6 Batterien reitender Artillerie und 4 Kompagnien Fussartillerie. Ausserdem werden alle eingeborenen Männer in der Altersgrenze von 18—40 Jahren, welche zur Zeit noch nicht als Rekruten

ausgehoben werden, zu einer Art von Landsturm ausgebildet. Und besonders in neuester Zeit verwendet man auf die Durchbildung der Berber zu einer leichten Kavallerie grossen Fleiss, wie ja die libyschen leichten Reiterscharen schon zu Hannibals Zeit auf den italischen Schlachtfeldern jenem Feldherrn die besten Dienste leisteten. Diese letzteren Uebungen stehen zur Zeit unter der sachkundigen Leitung eines ehemaligen preussischen Kavallerieoffiziers, des Generals v. R. Die Hälfte der oben genannten Besatzung entfällt auf die Hauptstadt.

Die Pforte verfährt in solchen Rüstungen mit weisem Bedacht, da es kein politisches Geheimnis ist, dass Tripolitaniens Nachbarn, die Franzosen hart an seiner Westgrenze und die Italiener, denen jede Welle im Wege ist, gerade ihm gegenüber nicht ohne Begehrlichkeit auf dieses Land sind.

Tripolitanien hat keine ins Gewicht fallende eigene Industrie. Es sind Webestühle im Gange, und es werden Gewebe in Baumwolle, Wolle und Seide auf denselben gewirkt und solche in den dortigen Bazaren angeboten. Ebenso fertigt man Teppiche von einer geringeren Qualität. Aber das alles ist nicht erheblich. Fast sämtliche Bedarfsgegenstände der Bevölkerung werden darum aus Europa eingeführt.

Diese Einfuhr belief sich im Jahre 1898 auf 9 327 500 Frcs. und steigerte sich im Jahre 1899 auf 10 115 000 Frcs. Am stärksten war an dieser Einfuhr beteiligt:

England:

1898 mit 3 225 000 Frcs.,
1899 mit 3 300 000 Frcs.,

demnächst

Frankreich:

1898 mit 1 700 000 Frcs.,
1899 mit 1 900 000 Frcs.,

schwächer

Oesterreich-Ungarn:

1898 mit 1 000 000 Frcs.,
1899 mit 800 000 Frcs.,

und ganz gering

Deutschland:

1898 mit 527 000 Frcs.,
1899 mit 550 000 Frcs.

Unter diesen aus Deutschland eingeführten Fabrikaten befinden sich besonders: Seide, Glasperlen, Tuche, Baumwollengewebe, Chemikalien, Medikamente.

Es leuchtet also ein, dass hier ein Weg zur Vermehrung unseres deutschen Exportes sich anbietet. Die Artikel europäischer Fabrikation, welche ich in den Magazinen von Tripolis sah, als z. B. Porzellan, Glas-

waren, Bronzen, Lampen, waren von einer sehr untergeordneten Beschaffenheit, und doch würde man bessere Erzeugnisse dieser Art, wenn sie nur angeboten würden, gerne kaufen, da es dem Orientalen an Geschmack gewiss nicht fehlt.

Dieser Einfuhr stand folgende Ausfuhr gegenüber, für die Jahre:

1898 von 9 613 750 Frcs.,
1899 von 10 115 000 Frcs.

Auch an dieser Ausfuhr war am stärksten beteiligt:

England:
1898 mit 3 500 000 Frcs.,
1899 mit 3 750 000 Frcs.,

demnächst

Frankreich:
1898 mit 1 800 000 Frcs.,
1899 mit 1 650 000 Frcs.,

aber ganz gering wieder

Deutschland:*)
1898 mit 60 000 Frcs.,
1899 mit 76 000 Frcs.

Auch in Sachen dieser Ausfuhr liesse sich der Verkehr mit Deutschland zweifelsohne bedeutend erweitern! — Hauptausfuhrgegenstände aus Tripolitanien sind Halfagras zur Papierbereitung und Herstellung dauerhaften Flechtwerkes, Schwämme, Straussenfedern, Elefantenzähne, gegerbte Ziegenfelle aus dem Sùdân und Natronsalze.

Die Geschäfte des deutschen Importes wie Exportes werden zur Zeit in Tripolis, da eine deutsche Firma am Platze fehlt, durch eine Menge kleinerer Kommissionäre verschiedener Nationalität besorgt. Daraus ergiebt sich, dass ein solider und fleissiger deutscher Kaufmann mit genügendem Kapital und guten Bezugsverbindungen, falls er sich in Tripolis niederliesse, nicht bloss selbst seine Rechnung gut finden, sondern auch der Gesammtindustrie Deutschlands ganz wesentliche Dienste leisten könnte. In diesem Falle müsste man freilich darauf bedacht sein, eine direkte Transport-Verbindung zwischen Deutschland und zwischen Tripolis herzustellen. Am einfachsten wäre diese Aufgabe wohl zu lösen, wenn die Deutsche Levante-Linie sich entschliessen wollte, auf dem Wege nach Egypten ihre Schiffe in Tripolis anlaufen zu lassen. Zur Zeit müssen alle von Deutschland nach Tripolis bestimmten Waren in Triest oder in Malta umgeladen werden, wodurch erhebliche Mehrkosten wie auch Zeitverlust entstehen.

*) Die hier gemachten Zahlenangaben sind den Akten des Deutschen Vize-Konsulates zu Tripolis entnommen, erheben also den Anspruch auf Zuverlässigkeit.

KAPITEL XIX.

Der Abschied.

Bei der Gratulationscour am grossen Beiramfeste hatte ich die Gelegenheit genommen, mich sowohl bei dem Generalgouverneur wie bei dem Marschall zu verabschieden, da meine Abreise nahe bevorstand. Beide Excellenzen drückten als Entgegnung ihre Absicht aus, mir noch einen Besuch in meiner Wohnung abstatten zu wollen.

Da indessen das kleine Hôtel Minerva, das vornehmste der Stadt, keineswegs angemessene Empfangsräume für solch einen Zweck darbot, so wurde verabredet, dass dieser Besuch im deutschen Konsulate stattfinden sollte, und Chevalier Labi bot mit vieler Freundlichkeit seinen Salon dazu an.

Es war an einem Dienstage, 10 Uhr morgens, dass ich mich im Gesellschaftskleide dorthin begab. Wenige Minuten darauf erschienen auch die beiden Vertreter der Staatsbehörden in Tripolitanien mit ihrem Gefolge. Unter dem Vorantritt der beiden Kawassen des Konsulats, welche die silberbeschlagenen Stäbe laut auf die Marmorstufen setzten, schritten die beiden Excellenzen Schulter an Schulter die Freitreppe herauf, an deren oberem Rande der deutsche Vizekonsul und ich zu ihrem Empfange bereit standen.

In den Salon geführt, nahmen die Herren Platz, während nach orientalischer Sitte sofort Erfrischungen und Zigaretten umhergereicht wurden. Die Unterhaltung verbreitete sich über die inneren Zustände Tripolitaniens. Der Generalgouverneur sprach über die Anlage neuer Plantagen und über Wasserleitungen, und der Marschall über die Einrichtung seiner Militärstationen, sowie auch ganz besonders mit Vorliebe über unser heimisches Militär und seine musterhafte Durchbildung. Seinen Sohn Ekrem-bey hatte er vor wenigen Wochen bei einem deutschen Ulanen-Regiment als Avantageur eintreten lassen.

Alle diese Aeusserungen waren durchdrungen von dem Bewusstsein der herzlichen Beziehungen, welche die beiden Höfe von Berlin und von Stambul mit einander verbinden, wie man denn in allen Teilen der Levante den frischen und lebendigen Spuren begegnet, welche der Besuch Sr. Majestät, unseres Kaisers, im Orient zurückgelassen hat; Wirkungen, aus denen jeder Deutsche, welcher diese Länder zur Zeit betritt, den Vorteil freundlichsten Entgegenkommens erntet, was ich soeben an mir selbst voll erfahren hatte.

Nach einer halbstündigen Unterhaltung erhoben sich die beiden Herren, indem sie mir in liebenswürdigen Worten eine glückliche Heimfahrt wünschten, und kehrten in derselben zeremoniellen Weise, unter Vorantritt der beiden Kawassen, mit ihrem Gefolge zu den bereitstehenden Wagen zurück. Eine Menge Neugieriger hatte sich vor dem Konsulate angesammelt, welche dem Schauspiele zusahen.

Sodann nahm ich Abschied von dem Vizekonsul, Herrn Labi, welcher durch seine Einführung bei den Behörden, wie durch Aufschluss über Land und Leute und durch eigene Gastlichkeit mich ebenso gefördert wie verpflichtet hatte.

Da am Nachmittage desselben Tages meine Einschiffung bevorstand, so war noch mancherlei zu ordnen.

Kapitän Zia-bey hatte mich darüber verständigt, dass er persönlich mit einer Barke der Regierung mich an Bord des Dampfers zu bringen gedächte; eine neue Aufmerksamkeit! —

Um 4 Uhr wollte er mich am Hafen erwarten. Mein Diener Ben-Ghâzi fuhr mit den Gepäckstücken in einem Mietsboote voraus, stellte das Erforderliche in die von mir belegte Kabine und erwartete mich an Bord.

Unten am Quai fand ich noch Rustem-bey, unsern Reisebegleiter nach Chumus, und Dr. B. zur Verabschiedung, sowie den Kapitän Zia-bey. Letzterer kam nicht mit leeren Händen. Er überbrachte mir im Namen seines Vaters, des Obersten Herrn Bahri Bédirkhan, welchen leider Influenza im Bette zurückhielt, als Geschenk ein Paar Elefantenzähne in der Länge von je ca. 40 cm, stammend also von einem ganz jungen Tiere, eine Seltenheit, und dann von seiner Seite vier prächtige Straussenfedern.

Dann bestiegen wir die Barke der Regierung, welche von Soldaten gerudert wurde, und fuhren an Bord.

Es hatte sich ein starker Sturm aus Nordost erhoben und die Leute mussten sich scharf in die Riemen legen, um die Wellen zu durchschneiden. Unsere Gummimäntel fingen den Schaum der reichlich überspritzenden Wogen auf, und die Mützen drückten wir tiefer in die Stirne.

Endlich war die Schiffstreppe erreicht, welche auf der sturmfreien Seite herabgelassen war, und wir konnten an Bord steigen.

Im Salon nahmen wir noch den Abschiedstrunk unter Austausch herzlicher Worte. Das längere Zusammensein hatte mich enger an Zia geknüpft, und wir verstanden uns so gut. Ein Offizier, unerschrocken und liebenswürdig, einfach und dazu von hohem Streben beseelt, wie er jeder Armee zur Zierde gereichen würde.

Dann schieden wir, ich kann wohl sagen meinerseits mit schwerem Herzen; denn die Frage kehrt ja immer wieder in diesem schwankenden Leben: »Wird ein Wiedersehen möglich sein?«

Als der Dampfer, in einem weiten Bogen nach Nordost abschwenkend, den Hafen verliess, stand ich lange auf dem Hinterdeck und sog das Bild der mehr und mehr zurückweichenden Stadt in mein Gedächtnis ein, bis Himmel und Wellen sich wieder zusammensäumten und nichts von all dem Geschauten zurückblieb als die Erinnerung! —

Das nächste Ziel meiner Reise war Dscherba (Beled el-Dscherid), die südlichste Insel des Mittelmeeres, welche nach Osten hin die kleine Syrte begrenzt. Man sagt, sie sei das Eiland der Kalypso. Es wäre nun von hohem Interesse für mich gewesen, hier auszusteigen, um einen Tag lang die Insel zu durchstreifen und eine Nacht ebendort zu schlafen, wo der vielgeprüfte Dulder in den Armen seiner Nymphe geruht.

Das war leicht zu ermöglichen, wenn ich die »Tafna« heute verliess, um dann morgen den hier einlaufenden italienischen Dampfer zur Weiterfahrt zu benutzen. Aber das Schiff warf erstens 15 km vom Lande ab seine Anker, da die Ufer der Insel überaus flach und schlammig und die Gewässer ringsumher sehr seicht sind; sodann hatte der Sturm sich verstärkt und der Kapitän deutete mir an, dass bei der herrschenden Windrichtung die Rückkehr an Bord für den morgenden Tag schwierig sein würde.

Die Barke der Navigation mixte kreuzte heran, um die Postbeutel zu überbringen. Mit zwei lateinischen Segeln besetzt, in welche scharf der Wind drückte, lag sie hart Backbord. An die herabgelassene Schiffstreppe unseres Dampfers zu kommen, war für die Leute ein Kunststück; aber die Nachkommen der alten Korsaren überwanden alle Schwierigkeiten. Diese braunen, mageren, elastischen Gesellen mit den scharf geschnittenen Gesichtern und den funkelnden Augen, ihre Schechia keck in den Nacken gedrückt, sprangen und kletterten wie die Katzen an Bord und lieferten ihre Briefbeutel ab.

Mich indessen verliess die Neigung zu diesem Abstecher, zumal Erzherzog Ludwig Salvator in seiner Yachtreise in den Syrten nicht viel Interessantes über Dscherba zu berichten weiss. Es müsste denn sein die Notiz, dass etwa 100 Brennöfen dort im Gange sind, in welchen die auf der ganzen Küste so sehr gesuchten unglasierten Thonkrüge gefertigt werden, die sich auszeichnen durch ihre Porosität wie durch ihre weisse

Farbe, Krüge, in welchen selbst in den heissesten Tagen das Wasser sich wundervoll kühl und frisch erhält.

Ich verzichtete also und blieb auf der »Tafna«. Auf dem Deck hin- und herschreitend, gab ich mich dem Genusse hin, das Auge über die Breiten des wogenden Meeres wandern zu lassen, wo der vielerfahrene Mann, aus jener Bucht dort drüben das selbstgezimmerte Floss einst abstossend, dahinfuhr, dem erzürnten Poseidon zum Trotze! —

Am kommenden Morgen rauschten uns die Palmen von Gabes entgegen; wir hatten das tripolitanische Ufer mit dem von Tûnisien vertauscht.



KAPITEL XX.

Die politische Lage Tripolitaniens zu Beginn des Jahres 1902.

Bei den beunruhigenden Nachrichten, welche im Anfang des Jahres 1902 die ausländische Presse, namentlich diejenige von Frankreich und von Italien, über die Verhältnisse in Tripolitanien durchzogen, war es für mich von dem grössten Interesse, selbst nach Tripolis zu gehen, um an Ort und Stelle die etwa veränderte Sachlage zu studieren.

Da ich bereits zwei Winter hintereinander längeren Aufenthalt dort genommen hatte, so waren mir die Umstände dadurch bereits vertrauter geworden, und auch Personen von Einfluss besass ich hier zu meinen Freunden, deren offene Mitteilungen im stande sein konnten, mich ausgiebig und wahrheitsgetreu zu unterrichten.

So traf ich denn, von Tûnis ausfahrend, am Ostersonntage, den 30. März 1902, im Hafen von Tripolis ein.

Trotz des mich auf dem ganzen Wege längs der tûnisischen Küste begleitenden Kriegsgeschreies fand ich Stadt und Umgegend in Tripolis, gegen die früheren Jahre gehalten, in keiner Weise verändert.

Die wirklichen Thatsachen nun, welche für jene kolportierten falschen Nachrichten den Ausgangspunkt gebildet hatten, sind die folgenden:

Im Jahre 1835 trat die türkische Regierung wieder zurück in den Besitz des bereits früher von ihr beherrschten Barbareskenstaates Tripolitanien, welchem die energische Herrscherfamilie der Karamanli nur eine auf etwa 100 Jahre sich belaufende Unabhängigkeit von der Pforte zu geben gewusst hatte. Die Ursache für dieses Zuruckgreifen auf das alte Recht waren für die Regierung von Stambul die sich häufenden Grausamkeiten des herrschenden Hauses gegen die eingeborene Bevölkerung, und zum Schluss ein in demselben ausbrechender blutiger Streit um die Thronfolge.

Tripolitanien wurde auf diese Weise seit 1835 wiederum eine Provinz des türkischen Reiches, deren Zivilverwaltung in die Hand eines General-

Gouverneurs (Vâli), und deren Militärverwaltung in die Hand eines Militär-Kommandanten gelegt wurden.

Zu den Zeiten der Karamanli hatte die Pflicht der Landesverteidigung lediglich auf einem einzigen Stamme gelastet, dem der Kologlu, Abkömmlingen von Janitscharen, welche in der früheren Periode der osmanischen Herrschaft hierher verpflanzt waren. Etwa ein Regiment, aus denselben gebildet, lag verteilt in Kasernen, die noch heute vorhanden und im Gebrauch sind, in der unmittelbaren Umgebung der Hauptstadt.

Als Entgelt für diese militärische Dienstleistung besass der gesamte Stamm der Kologlu, welcher heute auf etwa 50 000 Köpfe abgeschätzt wird und in unmittelbarer Nähe der Hauptstadt angesiedelt, im Besitz der einträglichsten Oasengärten sich befindet, eine ihm zugesicherte völlige Steuerfreiheit.

Schwertführung wie Abgabenfreiheit waren also das Vorrecht einer bestimmten Kaste im Lande geworden. In solch ein Verhältnis trat im Jahre 1835 die türkische Regierung ein.

Dass in jenem Jahre der Besitzergreifung auch mit den übrigen, etwa 1 Million Köpfe betragenden Stämmen der Landesbevölkerung seitens des neuen Gebieters ein Vertrag, und zwar unter Vermittlung des damaligen englischen Generalkonsuls abgeschlossen sein soll, welcher denselben die Befreiung von der Grundsteuer, sowie von der allgemeinen Militärdienstpflicht auf 100 Jahre zugesichert hätte, ist eine Sage, die zwar unter den Beduinen stark kolportiert wird, aber der geschichtlichen Unterlage durchaus entbehrt. Ein Schriftstück solchen Inhalts ist bisher von keiner Seite vorgelegt worden.

Diese Kologlu zeigten sich aber unter der neuen Regierung ihrer bisherigen Aufgabe in keiner Weise gewachsen. Der Staatsgewalt gegenüber versuchten sie die Rolle der Prätorianer zu spielen, und bei den übrigen Stämmen machten sie sich verhasst durch ihre Gewaltthätigkeiten, so dass selbst für den Dienst der Gendarmen im Lande sie kaum mehr als verwendbar erschienen. So hatte sich denn sehr bald nach der Besitzergreifung für die Pforte die Notwendigkeit herausgestellt, zum Schutz der neu erworbenen Kolonie Regimenter aus dem Mutterlande nach Tripolitanien zu verlegen.

Aus diesen Gründen fasste der Generalgouverneur Ahmed-Rassin Pâchâ im Jahre 1891 den Plan, den Kologlu die bisher auf ihnen ruhende Pflicht der Landesverteidigung definitiv abzunehmen, für diese Befreiung aber ihnen fortan aufzulegen die Pflicht der Zahlung von Grund- und Kopfsteuer, zumal sie die Begütertsten unter allen Stämmen waren.

Unter Erhebung ihres Widerspruchs gegen diese Neuerung, wandten die Kologlu damals sich direkt mit einer Eingabe an den Sultan, welcher denn auch versuchsweise dieselben in ihre alten Rechte wiederum einsetzte.

Gleichzeitig mit Ahmed-Rassin-Pâchâ war damals Militärkommandant über Tripolitanien Hassan-Edib-Pâchâ, welcher als der Schöpfer der Idee einer allgemeinen freiwilligen Miliz für die Provinz bezeichnet werden muss. Diese Idee kam indessen zur vollen Durchführung erst unter dem nächstfolgenden Generalgouverneur Namik, welcher, als Bey hierherberufen, für solche Leistung den Pâchâ-Titel erhielt.

Man griff bei dieser Einrichtung zurück auf einen im Jahre 1835 bei der Besitzergreifung erlassenen Ferman, welcher der gesamten männlichen Bevölkerung Tripolitaniens die Pflicht auferlegt, für den Fall einer Bedrohung des Heimatlandes durch Kriegsgefahr als irreguläre Hilfstruppen sich zu stellen. Und diese Bedrohung der Heimat wurde gefunden in der durch die Franzosen 1881 erfolgten Okkupation des Nachbarstaates Tûnisien.

Freiwillige aus allen Stämmen wurden nun aufgefordert, sich für den Dienst in der Infanterie wie in der Kavallerie zu melden. In alljährlich abzuhaltenden dreimonatlichen Exerzierübungen, innerhalb welcher Zeit dreimal die Rotten wechselten, sollten diesen Freiwilligen die zur Ausübung ihrer Milizpflicht erforderlichen militärischen Kenntnisse beigebracht werden.

Man gab diesen neu zu formierenden Abteilungen den Namen Hamidié-Regimenter, d. h. Regimenter des Sultans.

Die Regierung gab sich der Hoffnung hin, auf diesem Wege der freiwilligen Dienstleistung den Beduinen nach und nach die Lust zum wirklichen ernsthaften Militärdienst beizubringen.

Selbst ein deutscher Instruktionsoffizier, Major z. D. v. Rüdgisch, in turkische Dienste getreten und bereits nach zwei Jahren zum General befördert, hatte im verflossenen Jahre, nach Tripolis kommandiert, in 14-monatlicher Arbeit der Ausbildung von Freiwilligen, unter denen sich ausschliesslich Kologlu befanden, zu einer leichten Kavallerie mit vielem Eifer sich hingegeben, und es mögen in dieser Zeit, abteilungsweise einexerziert, etwa 5000 Mann durch seine Hände gegangen sein.

Aber das allgemeine Resultat befriedigte doch nicht, so wenig wie die Hoffnung sich erfüllt hatte, auf diesem Wege die Lust zum andauernden Militärdienst in den Beduinen zu wecken.

Die Leute, anfangs voller Eifer, drückten gar bald sich vom Dienste, nur wenige blieben bei den Fahnen.

Und so tauchte denn unter dem gegenwärtigen Vâli, Hafiz-Mehemmed-Pâchâ, die Idee einer allgemeinen Militärdienstpflicht sämtlicher Landeseingesessenen wiederum mit neuer Kraft auf. Alle dazu tauglichen jungen Leute in Tripolitanien, vom 20. Jahre aufwärts, sollten zu einer 3-jährigen Dienstpflicht herangezogen werden.

Dafür waren nun massgebend auch finanzielle Gründe.

Es hatte die türkische Regierung im Jahre 1835 zuerst ein Regiment Infanterie und ein Regiment Kavallerie aus dem Mutterlande zum Schutze der neu erworbenen Kolonie dorthin verpflanzt, welche man jedoch im Jahre 1881, wegen der Besitzergreifung Tûnisiens durch die Franzosen, um zwei weitere Regimenter vermehrte, welche aus Thessalien herübergezogen wurden.

Die Rekrutierung dieser Truppenteile musste aus Bezirken der europäischen Türkei bezw. aus Anatolien geschehen. Dass dieser Hin- und Hertransport der ausgedienten, wie der neu einzustellenden Mannschaften auf so weiten Wegen viele Kosten verursachen musste, begreift sich. Diese würden erheblich sich abmindern, wenn aus Tripolitanien selbst der militärische Ersatz heranziehbar wäre.

Dazu ham die Verschärfung der politischen Lage!

Sie wurde bewirkt durch die in den Kabinetten von Paris und von Rom übereinstimmend auftauchende Neigung zu einer Annexion des Vilajets von Tripolis durch Italien; ein Plan, der mit überraschender Offenheit in den Pressorganen beider Länder fortdauernd diskutiert wurde.

Das Interesse, welches Frankreich hatte, einen solchen Plan für Italien hinzustellen und zu fördern, liegt in den tûnisischen Verhältnissen. Die Ansprüche Italiens auf dieses so fruchtbare Gebiet Nordafrikas waren um vieles älter als diejenigen Frankreichs und auch um vieles begründeter. Von jeher war die Einwanderung der Italiener in Tûnisien eine sehr starke gewesen. Kolonien dieser Nationalität in grosser Zahl hatten sich dort angesiedelt und zum Aufblühen des Landes wesentlich beigetragen. Noch heute stehen ca. 100000 Italienern etwa 25000 Franzosen in Tûnisien gegenüber. Der Schmerz über den Verlust dieser schönen, so nahe gelegenen Provinz, ist in Italien, welches so sehr der geeigneten Länderstrecken für seine stark abfliessende Auswanderung bedarf, noch nicht überwunden. Aus dem Wunsch, diese alte Wunde des gekränkten Nachbarn zu heilen, erklärt sich der Eifer, mit welchem Frankreich Italiens Gedanken auf Tripolitanien abzulenken sucht.

Gegenüber dieser drohenden Gefahr erschien in Stambul im Oktober des Jahres 1901 ein Erlass, welcher unter Aufhebung aller bisherigen vermeintlichen Privilegien die allgemeine Militärpflicht für die männliche Bevölkerung durch ganz Tripolitanien dekretierte.

Dieser Ferman wurde bekannt gegeben auf gedruckten Anschlägen in türkischer, wie in arabischer Sprache, befestigt an den Strassenecken der Hauptstadt, wie in den Niederlassungen der andern Kreise, sodann auch durch öffentliche Verlesung in Gegenwart der Behörden an drei Stellen der Hauptstadt.

Mit dieser militärischen Neuordnung verknüpfte man zugleich die Ankündigung einer Reform auch in Sachen der inneren Verwaltung. Eine

Verknüpfung, welche in dem oben genannten Privilegium der Steuerbefreiung der Kologlu, als Gegengewicht gegen die von diesem Stamme früher ausschliesslich geforderte militärische Dienstpflicht, ihre sachliche Begründung fand.

Man dekretierte zugleich eine allgemeine Kopf- und Grundsteuer für sämtliche Insassen Tripolitaniens.

Der gegenwärtige Generalgouverneur Hafiz-Mehemmed-Pâchâ ist es, der diese Reformen mit allem Nachdruck vertritt. Ein schlichter, arbeitsamer, unbestechlicher und gerecht denkender Mann, ist er es vor allem, der mehr Klarheit und Gerechtigkeit in die bestehenden inneren Verhältnisse des Landes zu bringen sucht.

Bisher wurde ausser den Ein- und Ausgangszöllen, deren Erträge aber, da sie nach Stambul abgeführt werden müssen, dem Vilajet verloren gehen, nur eine einzige direkte Steuer in der Provinz erhoben. Sie bestand in 10 Prozent von dem Werte aller im Lande erzeugten Produkte der Garten- und der Feldwirtschaft. Aber auch diese Steuer war so wenig gerecht verteilt, dass wesentlich der kleine Mann, nicht der Vermögende, durch sie getroffen wurde.

Es fehlte ausserdem bisher jede Statistik der Bevölkerung, sowie besonders auch ein Grundbuch.

Ueber kein Grundstück, innerhalb wie ausserhalb der Stadt, gab es eine staatlich anerkannte Besitzurkunde.

Hafiz-Pâchâ setzte nun zunächst eine Kommission ein mit dem Auftrage, Bodenvermessungen, sowie eine Abschätzung sämtlicher Grundstücke in der Stadt, deren Umgebung und bezw. in den weiteren Kreisen der Provinz vorzunehmen.

Diese Arbeiten sollten als Grundlage dienen für die dann später einzuführende Emlaksteuer (Grund- und Gebäudesteuer). Emlak bedeutet im Türkischen eigentlich jeden kulturfähigen Grundbesitz.

Die erste Frucht dieser Kommissionsarbeit war es, dass die Strassen in Tripolis die bisher ihnen fehlenden Namen und die Häuser ihre Nummern erhielten.

Die zuerst eingereichten Tabellen mit den abgeschätzten Werten der Grundstücke, welche die genannte Kommission dem Vâli unterbreitete, wurden von diesem verworfen, weil von vielen Seiten Reklamationen gegen dieselben einliefen, deren Berechtigung bei näherer Prüfung anerkannt werden musste.

Berichtigte Tabellen, von derselben Kommission aufgestellt, liegen nunmehr für die Grundstücke der Stadt und der anstossenden Oase vor, und haben die Billigung der Regierung gefunden.

Sind diese Vorarbeiten auch für die drei andern Kreise Fezzân, Djebel und Homs (die Verwaltung von Ben-Ghazi untersteht direkt dem

9*

Ministerium in Stambul) beendigt, erst dann soll mit der Erhebung der Grund- und Gebäudesteuer durch das ganze Land Tripolitanien hin einheitlich vorgegangen werden.

Aus dem oben angeführten Verhältnis der Kologlu ergiebt sich, dass jene beiden Neuerungen vor allem bei diesem zahlreichen Stamme Widerstand erwecken mussten. Die übrigen Beduinenstämme dagegen verhielten sich teils passiv, teils zeigten sie Aeusserungen der Freude darüber, dass der Uebermut der Kologlu, unter dem sie zu Zeiten gelitten hatten, durch ein solches entschlossenes Vorgehen der Regierung empfindlich getroffen werden sollte.

Eine gleiche und gerechte Verteilung der Staatslasten muss ja als eine Wohlthat empfunden werden.

Der Unmut jener Kologlu kam denn auch sehr bald, und zwar in sich steigernder Weise, zum Ausdruck. Zuerst erschien eine Abordnung von etwa 20 Schêchs derselben beim Vâlî, um Einspruch gegen diese Reformen zu erheben. Derselbe machte kurzen Prozess und setzte die Beschwerdeführer gefangen auf die im Hafen liegende Stationskorvette, um sie von dort aus einige Wochen später nach Ben-Ghazi in die Verbannung zu schicken.

Während jene Gefangenen noch an Bord der Korvette waren, erschienen eines Morgens etwa 1000 Kologlu vor dem Gebäude des Generalkommandos, und forderten von dem Marschall Redjeb-Pacha die Freilassung ihrer Stammeshäupter. Nachdem sie mehrfach, aber vergebens, zum Abzug aufgefordert waren, ging die Wache des Generalkommandos mit dem Bajonett gegen sie vor, und die Protestierenden zogen sich darauf zurück.

Zum Kampfe kam es erst am 23. November 1901. Es war das bei Gelegenheit des regelmässigen Freitags-Wochenmarktes, Sûk-el-Dschúma, mitten in der Oase, ungefähr 4 km östlich von der Hauptstadt.

Von jeher befand sich auf diesem sehr zahlreich von Beduinen besuchten Oasenmarkte ein militärischer Posten von cirka 20 Mann unter Führung eines Leutnants, welcher die Ordnung daselbst aufrecht zu erhalten hat. Dieser Posten war in der letzten Zeit in Rücksicht auf die gespannte innerpolitische Lage verstärkt worden. Am Morgen des 23. November standen auf dem Sûk-el-Dschúma eine Kompagnie Infanterie zu 100 Mann und 40 Kavalleristen.

Diese Besatzung wurde von den Kologlu mit grosser Uebermacht angegriffen. Sofort zog man militärische Verstärkung aus der Stadt heran, und es entwickelte sich nun ein dreistündiger Kampf, in welchem 700 Mann türkischer Soldaten (600 Infanteristen und 100 Kavalleristen) gegen 4—5000 Kologlu im Feuer standen.

Fernere 10 000 Kologlu hielten sich, 6 km von dort entfernt, am Wüstenrande bei Ain-Zara in der Reserve. — Um diese abzuschneiden, zog sich ein Bataillon Infanterie dorthin.

Das Resultat jenes dreistündigen Kampfes war eine Zurückwerfung der Kologlu, welche unter einem Verlust von etwa 90 Toten und einer unbekannten Zahl von Verwundeten die Flucht ergriffen, während es auf Seiten der Truppen keinen Toten, sondern nur 12 Verwundete gab, von denen einer später gestorben ist.

Auch jene Reserven, welche bei Ain-Zara Aufstellung genommen hatten, wandten sich, nachdem sie den für ihre Leute so ungünstigen Ausgang auf dem Sûk-el-Dschúma erfahren hatten, eilends zur Flucht.

Seitdem sind Unruhen nicht wieder hier vorgekommen.

Am 30. März 1902 ging sodann eine Abteilung von 1000 Soldaten, Infanterie und Kavallerie, nach dem Innern ab, und zwar nach Rikiat, 30 km von Tripolis entfernt. Dieser Truppe lag eine dreifache Aufgabe ob: zunächst Felddienstübungen vorzunehmen, dann kartographische Aufnahmen zu machen und endlich auch eine einschüchternde Demonstration auszuführen gegen die dortigen, den Kologlu affiliierten Stämme der Rikiat, Alevna und Aziziyé.

Das letztere ist so vollständig gelungen, dass die Beduinen in grosser Menge herbeiströmten, aber nur, um mit den Truppen zu fraternisieren. Diese Stimmung steigerte sich derart, dass der Kommandeur der Truppe, Oberstleutnant Schevket, eine Militär-Musikkapelle aus der Hauptstadt sich erbat, um ein Fest der Verbrüderung dort draussen zu feiern. Letztere wurde von dem Militärkommando nicht hinausgesandt, wohl aber von dem Vâlî jene Kommission, welcher die Landesvermessung sowie die Abschätzung der Grundstücke obliegt.

Endlich hat am 6. April sich eine Gesandtschaft von zehn Abgeordneten aus sämtlichen drei Kreisen, nämlich Tripolis, Djebel und Homs, nach Stambul begeben, um dem Sultan die Ergebenheit der Bevölkerung zum Ausdruck zu bringen. Dieses sind die einfachen Thatsachen, welche die französische wie italienische Presse in einer unglaublichen Uebertreibung entstellt hat.

Die innere Lage von Tripolitanien ist zur Zeit als eine beruhigte aufzufassen!

Die Regierung geht mit Festigkeit in der Durchführung einer allgemeinen Grund- und Gebäudesteuer vor. Die Vorarbeiten für dieselbe hofft man in diesem Jahre zu beendigen. Und für das kommende Jahr ist dann die Einführung der gleichfalls geplanten allgemeinen Militärpflicht ins Auge gefasst worden.

Nun zu den Fragen der auswärtigen Politik! — Die in den Kabinetten von Paris und von Rom herrschende Neigung einer Annexion Tripolitaniens durch Italien ist in den Kreisen der zunächst Bedrohten gar wohl bekannt.

Die Sache wird ja auch so offen betrieben, dass gleichzeitig mit mir in Tripolis zwei Abgeordnete des italienischen Parlaments, und zwar in

demselben Hôtel, sich aufhielten, welche den Auftrag hatten, Land und Leute sich anzusehen; eine Mission, welche zu verhehlen sie nicht das geringste Bedürfnis zeigten. Und in dem verflossenen Sommer fuhren unter der Verkleidung von Schwammfischern italienische Marineoffiziere längs der tripolitanischen Küste hin, um Peilungen vorzunehmen, was der ottomanischen Regierung den Anlass gab, den italienischen Schwammfischern fortan die Ausübung ihres Handwerks in den hiesigen Gewässern überhaupt zu untersagen.

Ueber diese Absichten Italiens wird hier in türkischen Kreisen offen und ohne grosse Aufregung gesprochen, denn man kennt sehr gut die Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens und sieht darum den kommenden Dingen mit Gelassenheit entgegen.

Die zur Zeit hier vorhandenen Verteidigungsmittel sind die folgenden:

Die beiden Haupt-Garnisonsorte an der Küste sind Tripolis und Ben-Ghazi, in der Luftlinie gemessen etwa 100 Meilen von einander entfernt.

In Tripolis stehen gegenwärtig:

11	Bataillone Infanterie		=	6600 Mann
1	Jägerbataillon		=	600 »
9	Eskadrons Kavallerie		=	900 »
3	Feldbatterien	mit im Ganzen	=	300 »
1	Bergbatterie	50—60 Geschützen	=	100 »
3	Strandbatterien (in 9 Forts verteilt)	Kruppschen Fabrikats	=	300 »
1	Sanitätskorps, bestehend, ausser den Aerzten, aus		=	120 »
				8920 Mann.

In Ben-Ghazi stehen gegenwärtig:

5	Bataillone Infanterie	=	3000 Mann
1	Eskadron Kavallerie	=	100 »
1 Berg- 1 Feld-	Batterie	=	200 »
			3300 Mann.

Diese Präsenzzahl von zusammen 12 220 Mann ist zur Zeit eine verminderte, weil ausgediente Mannschaften entlassen wurden und die neuen Rekruten aus Makedonien und Anatolien noch nicht eingetroffen sind.

Tripolis, wenn auch von alten Mauern rings umzirkt, ist gleichwohl, weil jenen zur Zeit aller Verteidigungswert fehlt, als eine offene Stadt zu betrachten. In ihr leben neben etwa 40 000 Arabern, Türken und Juden im Ganzen 6000 Europäer, zumeist Malteser, und nur 200 Italiener; also gegen die bedeutende Ansiedlung der Kolonien dieser Nationalität in

Tûnisien von ca. 100 000 Köpfen eine ganz verschwindende Zahl. Dann vielleicht 20 Engländer, eine etwa gleiche Anzahl von Franzosen und vier deutschsprechende Leute, soweit mir bekannt, aber österreichischer Herkunft!

Ein im Westen weit vorgeschobenes und gut armiertes Fort umfasst und deckt den Hafen, welcher zwar eine mittlere Tiefe von ca. 15 m hat, aber einen durch Versandung so verflachten Zugang, so dass grössere Kriegsschiffe in ihn nicht einzulaufen wagen.

Ausserdem sind acht kleinere Forts, östlich wie westlich von der Stadt, längs dem Strande hin verteilt.

Dieser Strand verläuft meistens flach, und das Wasser an demselben hat eine so geringe Tiefe, dass grössere Schiffe in einem Abstande von 18—20 km von ihm sich entfernt halten müssen.

Von Tripolis aus läuft nach Westen hin, längs diesem Strande, fast bis zur tûnisischen Grenze, nämlich bis zur Militärstation Ziwara, ein Telegraph, und ebenso nach Osten hin bis zur Militärstation Muserata. Die Entfernung zwischen diesen beiden genannten Endpunkten Muserata und Ziwara kann auf 320 km abgeschätzt werden.

Ueber diese Linie hin sind ausserdem 10 Militärstationen, jede besetzt von 20—50 Mann, verteilt.

In dieser Ausdehnung kann also der Strand überwacht und über vorkommende Ereignisse sofort nach Tripolis hin die Meldung gemacht werden.

Daraus ergiebt sich, dass eine Landung feindlicher Truppen, wo sie auch versucht werden sollte, mannigfachen Schwierigkeiten unterliegt und auch auf baldigen Widerstand stossen müsste.

Ist die Landung aber thatsächlich gelungen, so tritt dann ein die Schwierigkeit der Verpflegung der Mannschaften, da Tripolitanien nicht Cerealien hervorbringt, welche auch nur annähernd den Bedarf der Bevölkerung decken, und sein Herdenbestand nur gering ist. Besonders gefährlich aber könnte werden einer landenden Truppe die Lösung der Wasserfrage, da die vorhandenen Brunnen den Fremden unbekannt sind und leicht im Kriegsfalle zugeschüttet werden könnten.

Sind die Eindringlinge christlichen Bekenntnisses, so unterliegt es wohl keinem Zweifel, dass die Beduinenstämme, einschliesslich der zur Zeit unzufriedenen Kologlu, auf Grund der Glaubensgemeinschaft zu den Türken stehen werden. Das ist um so wahrscheinlicher, als gegenwärtig im Innern Afrikas, in Kufra, ein Nachkomme des Propheten, der Schêch Sounousi, unter wachsendem Anhange die Fahne des heiligen Krieges zu entrollen sucht, eine Bewegung, welcher in den türkischen Kreisen von Tripolis eine grosse Bedeutung gerade in der gegenwärtigen politischen Lage beigemessen wird.

Zur Bewaffnung der freiwillig sich stellenden Beduinen liegen ausserdem Schneidergewehre nebst ausreichender Munition in den Zeughäusern bereit.

Sollte den Italienern die Besitzergreifung wirklich geglückt sein, so könnten ja die Häfen von Tripolis und von Ben-Ghazi als Stützpunkte für die italienische Flotte im Osten des Mittelmeeres von Nutzen werden, aber der wirtschaftliche Gewinn des neuen Erwerbes wäre bei der Unfruchtbarkeit Tripolitaniens ein nur negativer; dagegen würde die Aufrechterhaltung der Ruhe im Lande auf lange Zeit hin des kostspieligen Unterhaltes einer sehr starken Garnison bedürfen, und der gesamte Verwaltungsapparat einer andersgläubigen Regierung würde sich um vieles teurer herausstellen, als für die Pforte, welche schon mit dauernden Zuschüssen aus dem Mutterlande nachhelfen muss.

Der frühere italienische Generalkonsul Motta hat daher auch stets gegen die Neigung einer Annexion Tripolitaniens sich ausgesprochen und ein solches Unternehmen als ein gewagtes Abenteuer verworfen.

Anders scheint der gegenwärtige Vertreter zu denken. Denn es ist der ottomanischen Regierung nicht unbekannt, dass die Fäden, welche den Aufstand vom 23. November vorbereiteten und leiteten, im italienischen und französischen Konsulate zusammenlaufen.

Was die geringe Zahl der gegenwärtigen türkischen Besatzung von Tripolitanien in ihrer Verteidigungsstärke ergänzt, ist der gutgepflegte militärische Geist, die geschulte Waffenübung und ein stark entwickelter Patriotismus.

Es braucht nicht hingewiesen zu werden in der Geschichte auf Minoritäten, welche mit Erfolg gegen eine Majorität im Felde standen, auf einen Leonidas und die Helden von Maraton, eines zeitgenössischen Beispiels in Südafrika gar nicht zu gedenken.

Der Verteidiger seines Herdes hat stets zu seinen starken Bundesgenossen die entschlossene Begeisterung, das Wissen, wie viel für ihn auf dem Spiele steht, und die moralische Kraft des guten Gewissens gegenüber dem unberechtigten Eindringling.



II.

TÛNIS UND TÛNISIEN.

KAPITEL XXI.

Die Oase von Gabes.

Ein dünner grüner Streifen zeigt sich am Horizont, davorgelagert eine Linie weiss getünchter Häuser. Darüber der dunkelblaue, wolkenlose Himmel und darunter das dunkelblaue, wogende Meer. Unser Dampfer wirft seinen Anker vielleicht eine Seemeile vom Strande entfernt. Die Fahrt an Land ist demnach kurz und leicht.

Eine Gruppe arabischer Jungen steht am Ufer, bereit, unsere Koffer nach dem benachbarten Städtchen Neu-Gabes zu tragen, da Hôtelwagen nicht vorhanden sind.

Der Weg dorthin beträgt kaum einen Kilometer, ist aber baumlos und heiss.

Die Stadt, eine durchaus junge Schöpfung, besteht erst seit der französischen Okkupation von Tûnisien, also seit dem Jahre 1881. Sie mag etwa 300 Häuser und eine dementsprechende Bevölkerung umfassen; französische Offiziere und Verwaltungsbeamte, sowie einige Kaufleute und Handwerker. An kleinen Gasthöfen finden sich zwei, das Hôtel de l'Oasis und das Hôtel des voyageurs, beide einander schräg gegenüber am Boulevard de la marine gelegen. Das letztere der beiden Häuser von einer Madame Catherine Mangin gehalten, wählte ich und war es zufrieden. Reinliche Zimmer, einfache Kost und bescheidene Preise.

Doch dieses im Werden begriffene kleine Städtchen wäre nicht des Landens wert gewesen, läge nicht unmittelbar hinter ihm, nach Sûdân zu, die üppige Oase von Gabes. Zweihunderttausend Dattelpalmen, untermischt mit Orangen, Zitronen, Bananen, und als Unterfrucht, zwischen diesen Bäumen ausgesät, üppig gedeihende Gerste, über eine Fläche von etwa zwölf Quadratkilometern ausgebreitet, das ist die Oase von Gabes.

Ueppigkeit und Anmut lassen sie wie ein landschaftliches Juwel inmitten der Steppe erscheinen.

Ohne eine Spezialkarte dieser Gegend, ebenso ohne einen gedruckten Führer, da beide fehlen, ist der angekommene Reisende lediglich auf die

Erkundigungen an Ort und Stelle angewiesen. Und man weiss, wie lücken haft die Beantwortung solcher Fragen oftmals ausfällt, so dass in knapper Zeit sich schwer ein praktischer Plan für die zu unternehmenden Streifzüge zusammenstellen lässt.

Daher war mir von grossem Nutzen ein Empfehlungsbrief an einen hier ansässigen englischen Kaufherrn. Der Mann erwies sich als zugänglich und wohl unterrichtet. Auf einem Bogen Papier entwarf er mir willig und gewandt, in freihändiger Zeichnung, ein Bild, welches genügend übersichtlich alle die zu besuchenden Ortschaften und Wege der grossen Oase enthielt. Denn nicht weniger als fünf Ortschaften sind in ihr Grün gebettet: Maita, Chenneni, Klein- und Gross-Djara sowie Menzél. An ihnen fliesst, in viel geteilten, künstlichen Kanälen, der Oued Gabes vorüber, eine Wasserverteilung und eine Wasserausnutzung, in welcher die Araber seit alter Zeit her die Meister sind.

Mr. Barker riet mir, am nächsten Morgen, bei guter Zeit, mit einem Wagen nach der Südspitze der Gärten, nach Maitá, zu fahren, dort den Kutscher zu entlassen, und dann zu Fuss mit Hilfe eines Jungen, als Führer, die Oase von Süd nach Nord, rückwärts bis Gabes hin zu durchqueren. Der Tag würde für diesen Zweck ausreichen, und genussreiche Stunden stellte seine beredte Schilderung mir in Aussicht.

Ich hatte alle Ursache mit warmem Dank mich von dem freundlichen Manne zu verabschieden.

Mit einigen Offizieren der französischen Garnison an demselben Tische sitzend, nahm ich in meinem Hôtel das späte Diner. Ein kurzer Gang durch die matt erleuchtete, für den geringen Verkehr zu breit angelegte Hauptstrasse und dann in das eigene Zimmer zu ebener Erde hinein, an dessen weiss getünchter Wand ein Bett hinter Vorhängen zur Nachtruhe lud. Kein Laut weit und breit. Nichts weiter, als die Atemzüge der stillsten Nacht.

Am nächsten Morgen stand zur verabredeten Stunde, um 8 Uhr, ein halbverdeckter, mit zwei Pferden bespannter Wagen vor meiner Thür. Ein schlanker arabischer Junge von etwa siebzehn Jahren, meinen Mantel über den Arm geworfen, hielt den Wagenschlag offen und schwang sich, als ich Platz genommen, auf den Bock. Er sollte mein Führer durch die Oase werden.

Wir fuhren im lebhaften Trabe durch das Städtchen, dann die breite Strasse nach Menzél zu, überschritten den nicht schmalen Oued Gabes auf einer Steinbrücke, durchfuhren einen halbtropischen Wald auf der Chaussee nach Tûnis hin, bogen dann südwärts über eine weglose Salzsteppe und erreichten Maitá nach etwa zweistündiger Fahrt.

Hier lohnte ich den Kutscher mit fünf Francs ab. Hassan sprang vom Bock und trat an meine Seite, den Mantel über dem Arm. Die Fusswanderung sollte nun beginnen.

Es war ein freundlicher Bursche. Die rote Schechia mit der blauseidenen Quaste daran sass ihm keck auf dem Hinterkopf, ein kariertes wollenes Hemd deckte seine breiten Schultern, ein kurzes weisses Beinkleid, eng um das Knie, weit um die Hüften, und diese viermal umwunden von einer buntfarbenen Seidenschärpe, so stand er vor mir, ein Bild übermütiger Jugendkraft. Wenn er sprach, brach es wie Feuer aus seinen grossen dunkeln Augen, und wenn er lachte, glitt es wie Sonnenschein über sein tief bronziertes Gesicht. Sein nackter Fuss schritt leicht, fast tanzend über den Weg. Seine heitere, sonnige Art, die sich in allerlei Plaudereien aussprach, teilte sich mir mit, und zwischen dem Schönsten, was die Natur bietet, zwischen Wasser, Blumen und Fruchtbäumen, zwischen Schmetterlingen und Vögeln hin, zogen sich unsere Pfade den ganzen herrlichen Tag hindurch bis zum Sinken der Sonne.

Maitá besteht aus nur drei Häusern. Rechtshin, durch den Palmenwald schreitend, gelangt man zu dem Stauwerk des Oued Gabes. Hier halten Schleusen das Wasser zurück und verteilen es nach Bedarf in hunderte schmaler Kanäle, welche, in die Oase eingetreten, von kleinen Erdwällen eingedämmt, die ganze Oase nach allen Richtungen hin durchziehen. So bekommt jeder Garten, in ebenso gerechter wie kunstmässiger Verteilung sein unentbehrliches Lebenselement, das Wasser.

Die nächste Ortschaft, zu der unsere Füsse auf diesen anmutigen Pfaden, stets hinlaufend längs jenen Wasserrinnnen, gelangten, war Chenneni.

Ein nicht kleiner Ort. Um eine Moschee gruppieren sich einige Hundert Häuser. Aus jedem Hofe nickten Palmen. In der offenen Halle eines arabischen Kaffeehauses sitzen ältere und jüngere Männer, die Eigentümer dieser üppigen Gärten. Doch nur in den Wintermonaten wohnen sie in diesen Steinhäusern. Kommt der Sommer, dann ist eine luftige kreisrunde Hütte mit einem kegelförmigen Dach, ausschliesslich aus dem Material der Dattelpalme aufgerichtet, ihr und der Ihrigen Quartier.

In der Nähe von Chenneni ist ein reizender Wasserfall.

Unter nickenden Farnkräutern und blühenden Pelargonien stürzt ein Wasserarm einige 20 Fuss tief in ein breites Felsenbecken. Frösche quaken darin, Schildkröten tauchen auf und unter. Eine Thalmuschel, mit weichem Grün ausgepolstert, umschliesst den lauschigen Platz, und hundert Fuss hohe Palmen neigen darüber schützend ihre Häupter zusammen.

Wir setzten uns nieder, um das mitgenommene Frühstück zu verzehren, und ein unendliches Behagen überkam mich an diesem anmutigen Orte, wo alles Reinheit, Sorglosigkeit und Frieden atmete.

Jeder dieser Gärten hier umfasst etwa einen Magdeburger Morgen, niedrige Erdwälle umgrenzen ihn. An einer Seite läuft der kleine Kanal. Durch ein Verbindungswehr tritt das Nass in den Garten und ist hier wiederum durch ein System kleinerer Adern über die ganze Gartenfläche

hin verteilt. Auf diese Weise wird eine grosse Ueppigkeit des Pflanzenwuchses erzielt, welche auch die heissesten Sommermonate überdauert.

Dattelpalmen, Granaten, Aprikosen, Feigen, Mandeln und auch Bananen wachsen in diesen Gärten. Zwischen den Baumstämmen wird meist Gerste, welche hier gut gedeiht, kultiviert, doch kommt auch Mais und Weizen zum Anbau.

Die erzielten Früchte, als Datteln, Granaten, Feigen, Bananen, auch Palmenwein, verkaufen sich leicht in Gabes. Das erzielte Getreide geht an die jüdischen Händler zu Djara und Menzée.

Ein solcher Garten genügt zum Unterhalt einer Familie, doch finden sich auch zwei bis drei Gärten in ein und derselben Hand vereinigt.

Die Sonne war hochgestiegen, doch wir gingen meistens in erquickendem Schatten. Allerlei bunt gekleidete Leute kommen an uns vorüber, Männer mit Garteninstrumenten in den Händen, zu Fuss, Frauen und Kinder, reitend auf Eseln; hoch beladene Kamele. Auch ein Hochzeitszug. Es sind Neger, hier eine Seltenheit. Die Frauen unverschleiert und dreister. Ihr Haar, stark durchfettet, ist in einer Menge zierlicher Löckchen frisiert. Die volle Büste deckt nur knapp ein grellfarbenes Seidentuch, und vom Gürtel herab fallt ein kurzer bunter Rock. Sobald sie den Franken zu Gesichte bekommen, wiegen sie sich herausfordernd in ihren Hüften. Die Männer, ahnlich phantastisch aufgeputzt, gehen singend hinterdrein. So schreitet der Hochzeitszug an uns vorüber. Hier baden in den Wasserrinnen Kinder, dort reinigen Frauen ihre Wäsche.

Die nächsten volkreicheren Plätze, welche wir in der Oase antreffen, sind Klein-Djara auf dem westlichen und Gross-Djara auf dem östlichen Ufer des Oued Gabes.

Mich hatte schon mein englischer Freund auf die Bauart dieser beiden Städte als eine Merkwürdigkeit hingewiesen. Und in der That, ich sah in Afrika sonst nie dergleichen. Schon, dass die Häuser zweistöckig sind, ist in kleinen Städten dort eine Seltenheit. Und nun sind hier die oberen Stockwerke so angeordnet, dass sie um 2 m über die unteren hinausspringen, gestützt auf ihrer äussersten Kante durch eine fortlaufende Reihe von Pfeilern. Auf diese Art entstehen zusammenhängende Lauben, wie wir solche auch in Städten, dem Mittelalter entstammend, in Deutschland antreffen. Hier, in diesem Lande der heissen Sonne sind es überaus wertvolle Schattenwege.

Unter diesen Laubengängen fand ich jüdische Frauen, ein halb Pfund schwere Silberringe um die nackten Knöchel, fleissig bei der Arbeit.

Die einen spannen Wolle mittelst einer altertümlichen Spindel; die andern webten auf einfachen Handgestellen Wollenbinden zur Umwicklung des Turbans für die Männer, die dritten hatten schwere Holzrahmen senkrecht vor sich aufgestellt und flochten auf ihnen buntfarbene Tisch- und

Bettdecken, indem sie durch die senkrecht ausgespannten Wollenfäden des Aufzugs, mit ihren Fingern die Fäden des Einschlags hindurchzogen, und diese dann mittelst eines kleinen eisernen Instruments, einer Harke nicht unähnlich, festklopften. Sie stellen auf diese Weise gefällige Muster her, die ihrer Phantasie entspringen. Diese Decken wandern dann bis nach Tùnis und werden dort gern gekauft. Bei fleissiger Arbeit verdienen die armen Frauen auf diese Weise aber für den Tag nicht mehr als einen Franken.

Bald hatten wir nun das nördliche Ende der Oase erreicht, welches dem kleinen modernen Städtchen Gabes zugewandt ist. Hier lag auf einem Hügel am Rande des Oued, überdacht von Oleander- und Bananenbüschen, ein kleines arabisches Kaffeehaus. Wir traten ein. Auf der am Erdboden ausgebreiteten Strohmatte sassen mit untergeschlagenen Füssen zwei arabische Männer und spielten, zwischen sich das Schachbrett, auf ihm das so beliebte Dammspiel. Mir brachte der Kaffeewirt einen geflochtenen Rohrstuhl, Hassan setzte sich zu meinen Füssen nieder und wir schlürften beide aus den winzigen Tassen den uns dargebotenen belebenden Trank.

Der Blick glitt über das Leben da unten. Der heisse Tag war dem anbrechenden kühleren Abend gewichen. Die Schatten verlängerten sich bereits und die Menschen begannen ihre Arbeit abzubrechen. Unten am Fluss packten die Erdarbeiter, welche das Flussbett vom Schlamm gesäubert hatten, ihre Spaten und Karren zusammen. Rinder, von der Weide heimgetrieben, nahmen unter der Aufsicht von Knaben die Abendtränke und schlürften, die Vorderfüsse bis zum Knie im Wasser, den Kopf weit vorgestreckt, das köstliche Nass. Frauen legten die am Fluss gereinigte Wäsche in Körbe und warfen ihre Schleier über, um nach Hause zu gehen.

Das milde, verklärte Licht des Abends gab allen diesen Gestalten Rundung und Reiz in erhöhtem Grade, und Wohlgerüche, von der Oase herübergeweht, füllten die reine ozonreiche Luft.

So einladend das alles wirkte, ich beschloss, den Tag am Meeresstrande zu schliessen.

Ein kurzer Weg über die nahe Plaja führt dort hinüber.

Für die französische Kolonie ist am Strande ein bescheidenes Vergnügungsetablissement errichtet. Hier spielt die Militärmusik an Sommerabenden; einige Badebuden reihen sich dem an; dann folgt ein von den Wellen festgeschlagener, völlig steinloser Strand. Eine herrliche Fusspromenade. Auch zeigten häufige Eindrücke von Pferdehufen, dass Reiter diesen Weg mit Vorliebe benutzen.

Ich schritt nach Osten zu, auf diesem bequemsten aller Wege, und mein Ziel war ein kleines, viereckiges, mit einer Kuppel abschliessendes Bauwerk, welches in der Entfernung von etwa 3 km scharf vom leuchtenden Abendhimmel sich abhob.

Die salzdurchmischte Seeluft, die wechselnden Farben des Abendhimmels, links das sich wälzende Meer, rechts die unbewegliche gelbe Sandflache, das alles wirkte gross und anregend.

Jenes viereckige Bauwerk war ein Marabut, die Grabkapelle eines arabischen Heiligen. Im Innern, auf dem bescheidenen Sarkophage, aus grün gestrichenem Holzwerk gezimmert, standen einige glasierte Thonlampen mit Olivenöl gefüllt und brannten zu Ehren des Heiligen. Kupfermünzen lagen daneben, Spenden vorüberschreitender Wanderer für den verehrten Toten.

Ich setzte mich auf einen gemauerten Divan, welcher das Gebäude von aussen umschloss, den Blick nach Westen, wo die Sonne, ein nun grosser dunkelroter Ball, dem man ungestraft ins Antlitz schauen konnte, soeben die Wipfel der Palmen am Horizonte berührte und auf ihnen zu schweben schien.

Hassan sprach mir Koränsprüche vor, welche die Majestät Gottes, des Schöpfers priesen, und dem der Prophet warnt, keinen andern Gott an die Seite zu stellen.

Beredt geben Bild und Erlebnis des schön ausklingenden Tages für diese Wahrheit den Beweis.

Nach dem Hôtel zurückgekehrt, verabschiedete sich von mir der Knabe, durch ein Geschenk von vier Franken hochbeglückt.

So kann denn der Besuch der Oase von Gabes nur dringend empfohlen werden, und es reichen ein bis zwei Tage für dieses Unternehmen vollkommen aus.



IX.



Die Oase von Gabes.

KAPITEL XXII.

Gafsa.

Meine Rechnung im Hôtel des voyageurs war bezahlt. Sie war nicht hoch gewesen. Madame Catherine Mangin hatte für zwei Tage Wohnung nebst Verpflegung nur 11 Frcs. berechnet.

Ich las in meinem Zimmer in Hölderleins Hyperion. Gerade die Stelle war es, wo die beiden Freunde Hyperion und Alabanda am Fusse der Akropolis zu Smyrna sich gefunden haben, und nun ihre Hoffnungen auf Griechenlands Erneuerung gegen einander warm austauschen. Diese berauschenden Worte passten zu meiner Stimmung.

Unter stolzen Palmen war ich den Tag über dahingeschritten. Durch alle Zweige rann vom offenen Himmel herab das Licht. Das Licht jener gütigen Sonne, welche man niemals nennen sollte, ohne Freude und Dank im Herzen. Denn sie ist es, welche durch ihren warmen Blick vom Unmut die Seele läutert und den Leib mit neuer Kraft durchströmt.

An springenden Quellen hatte ich den Tag gerastet; das Leben und Schaffen dieser einfachen Kinder der Natur studiert, welche so leicht und so sorglos nur dem Augenblicke leben. Alles das hatte ich in vollen Zügen genossen, was Gottes verschwenderische Güte mit ihren vollen Händen über dieses kleine Paradies ausgebreitet hat.

Es war Mitternacht nahe!

Die Glasthüren meines Zimmers standen nach dem erleuchteten Hofe hin offen, und die Sterne des südlichen Himmels, nicht blass und müde wie im Norden, nein, herabquellend wie volle Trauben, funkelten sie auf die schlafende Erde nieder.

Der Postknecht Mohammed wurde von mir erwartet, um meinen Koffer abzuholen.

Da höre ich ihn schon die stille Strasse heraufkommen. Er tritt ein durch die unverschlossene Hinterpforte des Hauses und schultert meine Sachen auf. Ich lösche meine Lampe und folge ihm. Niemand

im Hôtel kümmert sich um uns. Die Thür bleibt nur angelehnt über Nacht. So ist es des Landes Brauch! —

Die Verbindungslinie zwischen Gabes und Gafsa zu finden, hatte ich mich in Tûnis vergebens bemüht. Niemand hatte mir Auskunft geben können, und ein Reisehandbuch, welches darüber Winke brächte, giebt es eben nicht.

Erst hier an Ort und Stelle hörte ich das Erforderliche. Die Messagerie française Sfax—Sousse lässt täglich einen Wagen gehen zwischen Gabes und Graiba, einer Station der Eisenbahnlinie Gafsa—Sfax. Dieser Wagen verlässt Gabes um Mitternacht und gelangt in Graiba um 10 Uhr morgens an. Dort wartet er beide Züge, den von Sfax sowohl, als den von Gafsa kommenden, ab und verlässt Graiba wiederum 2 Uhr nachmittags, um dann 12 Uhr nachts in Gabes zurück zu sein.

In dieser mit vier Pferden bespannten, gut gehaltenen und geräumigen Diligence hat man die Auswahl zwischen drei nach Preis wie Bequemlichkeit verschiedenen Plätzen.

Vorn in einem geschlossenen Coupé sind drei Sitze, jeder zu 14 Frcs., hinten in einem Charabanc acht Sitze zu je 10 Frcs. und oben auf der Impériale drei Sitze, ein jeder zu 6 Frcs.

Ich hatte das ganze Coupé für mich genommen, und konnte mich auf diese Weise bequem zur Nacht einrichten.

Die bezeichnete Strecke misst 80 km; zweimal werden unterwegs die Pferde gewechselt und die Gangart ist Trab.

Nachdem unter dem Schein einer hin- und herschwankenden Laterne die Passagiere auf ihren Plätzen sich zurechtgefunden, und ein jeder, so gut wie möglich, zur Nachtfahrt sich alles zurechtgelegt und eingerichtet hatte, wurden die Wagenthüren geschlossen.

Der Wagen durchrollte die noch erleuchteten, aber völlig einsamen Strassen der kleinen Franzosenstadt Neu-Gabes, nahm die Richtung auf Menzél und bog dann, über die Brücke fahrend, in die breite Chaussee ein, welche in der Richtung auf Tûnis hin die ganze Oase von Ost nach West durchschneidet.

Das kleine arabische Kaffeehaus, auf einer Anhöhe am Brückenkopf gelegen, wo ich am Nachmittage geweilt, war durch zwei blank geputzte Laternen hell erleuchtet. Es hatte noch seine Gäste. Denn im Orient ist es Sitte, bei dem Mangel an billigen Herbergen, diese Kaffeehäuser sowie auch die Bäder als Schlafstelle zu benutzen, von solchen unverheirateten Leuten, welche kein eigenes Heim besitzen. Mir sind junge, elternlose Araber bekannt geworden, welche Jahr aus Jahr ein in solch einem Kaffeehause schliefen. Der Wirt gestattet seinen Divan und seine Matte und liefert vielleicht ein Kopfkissen um den Preis von zehn Pfennigen. In seinen Burnûs eingewickelt, schläft der Gast bis die Sonne ihn weckt.

Gewürzige Nachtluft drang in der Oase durch die herabgelassenen Wagenfenster, und unter dem leisen Rauschen der Palmenwipfel klang es wie Harfenklang.

Das Coupé hatte bequeme Polster, welche ein aus Tripolis mitgebrachter Teppich noch verbesserte, und ich schlief leidlich die ganze Nacht hindurch.

Um 6 Uhr früh waren wir in El-Skhirra, wo der zweite Pferdewechsel stattfand. Es ist dieses ein ganz junger Ort von nicht mehr als 30 Baracken, dicht am Meere gelegen, welcher lediglich der Verschiffung des Halfagrases dient. Dieses wird durch Kamelzüge von allen Richtungen der Steppe her hier zusammengetragen.

Wir entstiegen unsern verschiedenen Wagenabteilen und streckten die krumm gewordenen Glieder. Der Morgenwind blies scharf und man fröstelte. Um so willkommener war der heisse Kaffee, welchen der Wirt der kleinen Schenke, vor der wir hielten, anbot. Durchwärmt, machte ich mich auf zu einem Rundgange durch den Ort. Trotz der frühen Morgenstunde war bereits alles an der Arbeit. Sieben Beduinen sah ich in einer Reihe aufgestellt, fest eingewickelt in ihre Burnûsse und die Kapuzen (tarbuscha) über den Kopf gezogen, mit ihren Händen den Arm einer Mühle treiben, durch welche Halfagras in Ballen für den Export gepresst wird. In Tripolis hatte man durch Dampfkraft dieses bewirkt.

Nachdem die Postsachen aufgenommen waren, brachen wir wieder auf.

Nun bogen wir südwärts ab und nahmen die Richtung auf Graiba zu.

Der Charakter der Gegend ist baumlose Steppe mit festem, salpeterhaltigem Boden.

Auf der Mitte zwischen hier und Graiba lag eine Karawanserei mit Namen Bordj-Achichina, von der französischen Regierung erbaut und wohlunterhalten, mit Stallungen, Notquartieren für Reisende und einem Brunnen. Der freundliche arabische Wächter, aus der Staatskasse mit 65 Frcs. monatlich bezahlt, gab alle erwünschten Erläuterungen und zeigte die Einrichtung seines Hauses.

Um 10 Uhr kamen wir in Graiba an. Der kleine Bahnhof liegt völlig einsam in der Steppe, besitzt nur einen schmalen Warteraum, ausgestattet mit zwei Holzbänken, und kein Restaurant.

Hier war ich verurteilt, vier Stunden auf den aus Sfax ankommenden Zug zu warten.

Mitgenommene Lektüre und ein kleiner Vorrat an Chokolade halfen diese Zeit kürzen.

Endlich fuhr der Zug ein. Ich löste mich ab von meiner harten Holzbank, kaufte einen Fahrschein erster Klasse nach Gafsa für 16 Frcs. und holte in weichen Polstern die versäumte Nachtruhe nach.

In Gafsa öffneten sich die Wagenthüren erst spät um 8 Uhr abends.

10*

Dieses ist heute eine arabische Stadt von ca. 5000 Einwohnern, doch früher war es eine altrömische Niederlassung, welche unter dem Namen Capsa uns im Altertume entgegentritt

Marius, der im Jahre 106 a. Chr. n als Oberbefehlshaber den Boden Afrikas betreten hatte, unter der zuversichtlichen Verheissung, es nun besser machen zu wollen als sein Vorgänger Metellus, und den Jugurtha, an Händen und Füssen gebunden, schleunigst nach Rom abzuliefern, schlug sich in dieser Gegend mit den Gaetalern herum und unternahm auch einen Streifzug nach Capsa, nahm diese Stadt durch Kapitulation und liess, trotz des Vertrages, alle erwachsenen Männer darin töten.*) Später wurde es eine römische Niederlassung, wovon die heutigen Baureste noch die Zeugen sind.

Der Ort liegt schon hoch im Gebirge, und der Bahnhof seltsamerweise 4 km von der Stadt entfernt. Ich hatte daher auf den Rat meines englischen Freundes zu Gabes dem Wirt des Hôtel Rey ein Telegramm geschickt und fand einen Wagen für mich bereit. Er kostete aber 5 Frcs. Dieser Gasthof hat den Vorteil, in dem Städtchen ohne Wettbewerb dazustehen. Bei geringen Leistungen nimmt er daher sehr hohe Preise. Ich zahlte für einen Aufenthalt von 36 Stunden mit drei täglichen Mahlzeiten 25 Frcs.

Dazu haben alle diese kleinen Gasthäuser den Nachteil, dass sie meist weibliche und dazu wenig aufmerksame Bedienung halten, der jüdischen Bevölkerung entnommen. Sind junge Araber am Tage in ihnen thätig, so verschwinden sie doch meistens abends 6 Uhr in ihrem Harem. Oft schon mit 16 Jahren verheiratet, würden sie um keinen Preis im Hôtel, getrennt von ihrer Frau, nächtigen. Arabische Mädchen dagegen thun bei Franken niemals Hausdienste, sondern nur bei ihren Glaubensgenossen.

Auf irgend welche grössere Dienstleistung kann man also in solchen Gasthöfen nicht rechnen und thut darum gut, wenn solche gewünscht wird, seinen eigenen Diener sich zu mieten.

Ich that das und fand bald einen verheirateten jungen Araber, der sich mir für den Tag zur Verfügung stellte.

Ali bürstete meine Kleider und Stiefel und begleitete mich, wohin ich wollte.

Zunächst erstiegen wir einen Hügel, von dem man einen guten Rundblick geniesst, zumal über die Stadt.

Die alte maurische, geräumige und wohlerhaltene Zitadelle ist ihr Kern. Eine kleine französische Besatzung hat jetzt diese Kasba inne. Rings um dieselbe gruppieren sich vielleicht 800 niedrige Steinhäuser mit

*) Mommsen: Römische Geschichte, Band II, pag. 155, 5. Aufl., Berlin 1869.

flachen Dächern, ziemlich weit auseinandergezogen. Ausserdem zählte ich vier kleine Moscheen, jede mit einem unbedeutenden Minareh, ein arabisches Bad, eine schlichte Kapelle für die katholische Garnison und ein Militärkasino mit freundlichen offenen Hallen unter Pfefferbäumen gelegen. Das ist alles!

Und doch hat die Stadt etwas sehr Eigentümliches. Dieses sind ihre warmen, schon von den Römern fleissig benutzten Quellen, wie die vorhandenen Baureste das noch anzeigen. Mitten in der Stadt füllen diese Quellen weite, wohlerhaltene Piscinen. An den zum Teil erhaltenen Gewölben sieht man hier und da noch ein antikes Ornament. Das überaus klare, durchsichtige und völlig geruchlose Wasser hat eine Temperatur von 28 bis 30° R. Es wird demnach im Winter als warmes, im Sommer als kaltes Bad benutzt.

Die beiden Quellen, welche sich in diese Piscinen ergiessen, liefern jeden Tag 6000 Kubikmeter Wasser. Dieses enthält nach der mir zur Verfügung gestellten Analyse*) folgende Bestandteile:

Kalk	1,232
Schwefelsäure	1,576
Magnesia	0,373
Chlor	1,352

Und die Eingeborenen gebrauchen diese Wasser noch heute mit Nutzen gegen Rheumatismus und Hautkrankheiten.

Ausser diesen warmen besitzt Gafsa auch zwei kalte Quellen, welche im Osten der Stadt entspringen. Nach Durchlaufen des Ortes vereinigen sie sich und werden die Mutter jener üppigen Oase, welche Gafsa im Westen wie ein Halbmond umschliesst.

Ich habe unter der Führung Alis auch ihre Gärten durchwandert und war überrascht von den herrlich entwickelten Fruchtbäumen, als Dattelpalmen, Feigen, Mandeln, Aprikosen und Agrumenen; doch fehlten die Bananen, welche ich noch in Gabes angetroffen hatte, hier schon, wegen der Höhenlage. Die Palmen dieser Oase stehen in dem Rufe, die feinsten Datteln in ganz Túnisien zu liefern, und ihr Palmenwein (laqbi) wird als pikant schmeckend und dazu stark berauschend besonders hoch geschätzt.

Der Flächeninhalt dieser Oase ist jedoch bedeutend kleiner als der von Gabes, auch vermisste ich hier die dort übliche Sauberkeit in Umhegung und Bearbeitung der Gärten.

Sieht man nun von jenem Hügel über Gafsa hinab, ihm westlich zur Seite dieser Palmenwald, untermischt mit den übrigen Fruchtbäumen, ihm östlich zur Seite die aufsteigenden nackten Felsengipfel des Djebel

*) Armand Colin: Les eaux minérales et thermales de la Tunisie, pag. 13. Paris 1900.

Assalah und das Djebel bu Younès, so hat man allerdings ein Bild, reich an fesselnden Gegensätzen.

Der Nachmittag war bereits stark vorgeschritten und ich suchte Erfrischung in einem kleinen arabischen Kaffeehause der Stadt. Während dessen lief Ali, einen Wagen zu mieten, der alsbald vorfuhr. Wir fuhren über das Weichbild der Stadt hinaus, um in einer Entfernung von fünf Kilometern die dritte warme Quelle aufzusuchen, welche am Fusse des Djebel bu Younès mit einer Temperatur von 30° R. aus der Erde tritt und zehn Liter in der Sekunde liefert. Ihr Wasser schmeckt stark nach Alaun.

Man hat neuerdings diese Quelle wiederum gefasst in eine kreisrunde, unbedeckte Piscine, welche etwa für zwölf Badende zu gleicher Zeit den Raum hergiebt. Daneben stehen einige Holzbuden zum Auskleiden, und in einer Baracke hält ein Franzose bescheidene Erfrischungen feil. In der Nähe breitet sich ein Palmenwäldchen aus und an Sommerabenden soll sich hier ein bunt bewegtes Badeleben entfalten.

Ali, welcher die Tiefe der Piscine mir zeigen wollte, warf sein schlichtes arabisches Kleid ab und stürzte sich in die Flut. Schwimmend, wie ein Fisch, durchmass er das Wasser nach allen Richtungen, und sein schlanker, brauner Leib leuchtete, wie silbern, daraus hervor.

Diese Rasse ist von grosser körperlicher Schönheit und manch einer unter ihnen könnte das Vorbild abgeben für den Diadumenos des Polyklet, jenen schönen Griechenknaben, der die Siegerbinde sich um die Stirne legt.

Wir kehrten zu Wagen nach der Stadt zurück. Und nun wollte ich zum Schluss noch Kenntnis nehmen von einer wichtigen Hausindustrie, welche diesem Städtchen weithin einen Namen giebt. Denn die Gafsadecken haben in ganz Tûnisien und darüber hinaus einen guten Ruf.

Nicht so dick wie Fussteppiche, aber doch kräftig aus Wollenfäden gewebt, in sehr ansprechenden, farbenreichen Mustern, haben sie eine Grösse von vier zu zwei Metern und einen Preis von 30 bis 40 Francs. Man braucht sie als Divan- und als Bettdecken.

Lediglich arabische Frauen sind ihre Verfertiger. An aufrechtstehenden altertümlichen Gestellen arbeiten sie mit flinken Händen in ihren Häusern, indem das Muster ihrer Phantasie entspringt.

Für einen Franken ist es ausserordentlich schwer, Zutritt in ein arabisches Haus zu bekommen, und zumal in das Frauengemach.

Ali hatte so viel Vertrauen zu meiner Person gewonnen, dass er beschloss, mit mir eine Ausnahme zu machen.

Ich sollte seine Frau an einer Decke arbeiten sehen.

Er sorgte für eine geziemende Anmeldung und wir schritten auf das kleine Haus in der Vorstadt zu.

Auf der Schwelle trat uns ein unverschleiertes, jugendfrisches Weib entgegen, mit einem ganz kleinen Kinde auf dem Arme. Ali nahm es

ihr ab und herzte seinen Knaben. Dann reichte sie mir zwanglos die Hand. In der schlichtesten Umgebung ein ansprechend heiteres Familienbild.

Nun traten wir ein, und Mirjam setzte sich an ihren Webstuhl, um die Handgriffe ihrer Arbeit mir zu zeigen.

Ist die Decke fertig, dann verkauft Ali sie auf dem Bazar. Der Ertrag lohnt nach Abzug des Materialwertes die volle Arbeit eines jeden Tages kaum mit einem Franken. Indessen, verdient er mit seinen Händen noch einen zweiten Franken täglich dazu, dann hat die Familie ausreichenden Unterhalt für den Tag, denn ihre Lebensweise ist einfach und ihre Wünsche sind bescheiden.

Die Seelenstärke dieser Leute, welche sie über vieles Entbehren hinwegträgt, wurzelt in ihrem unbedingten Gottvertrauen, dessen Grösse uns so oft überrascht und beschämt hat.

Ali führte mich aus seiner einfachen Häuslichkeit in mein Hôtel zurück und, um seine Gastfreundlichkeit zu erwidern, lud ich ihn ein, auf mein Zimmer zu kommen. Hier erzählte er mir noch mancherlei von den kleinen Freuden und Leiden seines Lebens.

Drei Franken war der am Morgen zwischen uns ausbedungene Preis für seine Führung. Ich legte ihm vier auf den Tisch.

»Hätte ich fünf, Herr«, sagte er treuherzig, »dann könnte ich mir einen halben Scheffel Gerste auf dem Markte morgen kaufen. Mirjam machte davon Kuskus, unser Leibgericht, wie Sie wissen, und wir beide hätten daran genug für die nächsten vollen vierzehn Tage!«

»Hier sind die fünf Franken!« sagte ich. »Und nun denke an mich, wenn du mit Mirjam dich zur Mahlzeit setzen wirst!«

»Herr, meine »Fatiha« für Euch aus vollstem Herzen!« So schieden wir. — Der Tag war frisch und ansprechend verlebt.



KAPITEL XXIII.

Sfax.

Der einzige Zug, welcher auf dem Schienenwege Gafsa—Sfax täglich dorthin abgelassen wird, verlässt Gafsa schon um 5 Uhr morgens. Da hier am Orte der Bahnhof, wie erwähnt, leider 4 km von der Stadt entfernt liegt, so musste der mich dorthin befördernde Wagen bereits um 4 Uhr beim Hôtel vorfahren, und mein Aufstehen, Zeitdifferenzen wie Zeitverluste durch Unpünktlichkeit dritter mit eingerechnet, musste schon um 3 Uhr nachts erfolgen.

Wer wird zu so früher Stunde wecken?

Der Hôtelwirt antwortete zuversichtlich: »Ma bonne!« —

Allein ich war zu erfahren in solchen Dingen, um zu vertrauen. Zunächst nicht dieser Bonne! — Dieses etwas verblichene französische Gewächs, welches auch bei Tisch geholfen hatte, die unendlich kleinen Portionen mit grämlicher Miene aufzutragen, fand gewiss nicht zu rechter Zeit ihren Weg aus den wollenen Decken.

Und dann der Wirt? Ein Stock-Franzose! Von geringer Bildung, wie von schlechten Manieren, hatte er gewiss in seinem Herzen keine Sehnsucht, dem »Deutschen« besonders gefällig zu sein.

Auch vertraute ich mir selber nicht! Nach einem Tage voll rasch wechselnder Eindrücke und starker körperlicher Bewegung ist man nicht immer Meister des Schlafs.

Ich beschloss daher, die Nacht durchzuwachen, beschäftigt mit dem Ausfüllen meiner Tagebücher und mit Lektüre. Nur eine Stunde warf ich mich angekleidet auf das Bett.

Es war das Richtige gewesen! Denn als ich, geweckt durch das Geräusch des unten bereits vorfahrenden Wagens, aufstehe und die Glasthüren meines Zimmers öffne, um fertig zur Abreise auf das flache Dach hinauszutreten, kommt schlürfenden Schrittes »ma bonne« die Treppe hinauf, um bei mir anzupochen. Gestützt auf sie, hätte ich zweifellos meine Schlacht verloren. Nun trat ich ihr, ein Herr der Lage, entgegen! Toujours en vedette! —



Sfax, Strassenansicht.

Die Bahnlinie zwischen Gafsa und Sfax beträgt 243 km, und man durchfährt dieselbe in neun Stunden, in einem Wagen I. Klasse für 27, in einem Wagen II. Klasse für 18 Francs.

Die Abteile waren wenig besetzt; denn in erster Linie dient dieser Schienenweg dem Frachtverkehr. Es sind nämlich 40 Kilometer südöstlich von Gafsa, in dem Orte Metlanj, vor nicht zu langer Zeit sehr mächtige Phosphatlager aufgeschlossen worden. Ihr gelegentlicher Entdecker wurde auf einem seiner Streifzüge ein französischer Regimentsarzt, welcher aus Liebhaberei mit Mineralogie sich beschäftigt hatte. Nun beutet eine französische Gesellschaft, Compagnie de Phosphate, diese wertvollen Schätze aus. Nach Wegräumung einer wenig mächtigen Erdschicht, kann dort im Tagesbau in ziemlich bequemer und billiger Weise gearbeitet werden. Der Ertrag ist bedeutend. Im Jahre 1899 wurden gefördert 637 000 Doppelzentner zum Gesamtwerte von $1^1/_2$ Millionen Francs.

Die Analyse dieses Phosphates, welche mir zur Verfügung gestellt worden ist, ergiebt folgende Zusammensetzung:

Calcium phosphat	60 Prozent
Calcium carbonicum	30 „
Calcium fluorat	3 „
Magnesium phosphat	$3^1/_2$ „
Eisenphosphat	$3^1/_2$ „

Im Mittel also finden sich 58—60 Prozent Phosphorsäure. Zur bequemeren und billigeren Beförderung dieses Produktes an die Küste hinab ist in erster Linie jener Schienenweg erbaut worden.

Die Landschaft, welche von der Bahn durchschnitten wird, ist nicht ohne Interesse. Zuerst fährt man durch ein Hochgebirge von grotesker Formation, doch völlig baumlos. Bei der Station Senid betritt der Weg die Steppe. Es werden Lager von Beduinenzelten sichtbar Die Männer kommen zur Station gelaufen und reichen ihre Produkte in die Wagen hinein, rohe Eier und lebende Hühner. Auch finden sie Käufer, denn die Preise sind billig.

In der Mitte der Steppe, bei der Station Makna-hsy, sehe ich eine Anzahl eleganter Leinenzelte aufgeschlagen, und in ihrer Nähe angepflockt gesattelte Reitpferde stehen. Die Länge der Haltezeit gestattet mir eine Besichtigung dieses Zeltlagers. Ich finde die Einrichtung überaus bequem, ja prunkend. Es giebt ein besonderes Zelt für die Einnahme von Mahlzeiten, ein besonderes zum Empfang von Besuchen und zur Unterhaltung; andere dienen als Schlaf- und Ankleideräume. Teppiche, Ruhebetten, Tische und Stühle sind reichlich vorhanden. Ein schwarzer Koch beschäftigt sich soeben im Küchenzelte mit der Herrichtung der Mahlzeit. Auch giebt derselbe mir Auskunft.

Die zur Zeit auf einem Ausfluge abwesenden Besitzer dieser kleinen fliegenden Stadt sind französische Ingenieure, welche auf der Suche nach Metallschätzen diese Gegend durchstreifen.

So werden auch unsere tapferen Afrikaforscher durch den ehemals dunkeln Weltteil gezogen sein, wenn auch mit einer bescheideneren Einrichtung.

Bei Maharess nähern wir uns der Küste und fahren dann dicht neben dem blauen, wogenden Meere hin bis nach Sfax. Welche ozonreiche Luft dringt hier in die Wagen; Wüstenluft und Seeluft in einen Kelch gemischt. In vollen Zügen trinken wir.

Der Bahnhof zu Sfax liegt inmitten des modernen Stadtteiles, und zu Fuss begab ich mich nach dem mir empfohlenen Hôtel de France, welches auch gesteigerten Ansprüchen genügte.

An zwei Herren hatte ich Empfehlungen, an den Geistlichen der französisch reformierten Gemeinde und an einen Arzt Dr. N., Oesterreicher von Geburt, der neben einer ausgebreiteten Praxis zugleich das Vizekonsulat seiner Heimat vertritt. Ihnen beiden verdanke ich eingehende Aufschlüsse.

Der Name Sfax wird abgeleitet von dem arabischen Worte »fakous« = Gurke, welches Gemüse ringsum in Fülle gebaut wird. Eine echt maurische Stadt, birgt sie sich hinter 60 Fuss hohen, noch wohl erhaltenen, mit Türmen reich durchsetzten Mauern. Sie allein in Tunisien leistete im Jahre 1881 den eindringenden Franzosen*) Widerstand und ergab sich erst nach einer dreitägigen Beschiessung. Solche lobenswerte Tapferkeit büssten die Bürger durch eine ihnen von dem Sieger auferlegte Zahlung in Höhe von 7 Millionen Francs; eine Kriegsschuld, welche noch heute schwer auf der Stadt lastet.

Das wohlbefestigte Nordthor, Bab el-Behar, wendet sich dem Meere zu. Trat man aus ihm vor etwa 50 Jahren heraus, so setzte sich unmittelbar der Fuss auf den Hafenrand. Heute hat man vor sich eine Plaja angeschwemmten Landes, in der Breite von etwa einem Kilometer. Diese Erscheinung zunehmender Versandung zeigt sich auf der ganzen Nordküste Afrikas. Den unsicheren Grund dieses angeschwemmten Landes benutzten die Franzosen seit 1881 zur Errichtung eines modernen Stadtteiles, dessen Strassen und Plätze, abgesteckt und teilweise bebaut, noch überall erhebliche Lücken zeigen. Hier liegen der Bahnhof, die Hôtels, die Gebäude der Zivil- und Militärverwaltung, das Kasino der Offiziere, die Markthalle, die französisch-reformierte, sowie die katholische Kirche, einige Speicher und das Zollamt. Man hat es versucht, den Strassenzügen durch Anpflanzung von Dattelpalmen, die, bereits mehrjährig, sich noch mit Nutzen versetzen lassen, ein freundliches Aussehen zu geben.

---

*) Von dieser Gewaltthat handelt ein eigenes, späteres Kapitel dieses Buches.

Immerhin wendet sich das Auge voll Verlangen stets wieder der alten Araberstadt zu, welche in ihrer Bauart das geschichtliche Interesse, in ihren schmalen, gewundenen und teilweise überdachten Strassen das Bedürfnis nach Schatten reichlich befriedigt

Die fünf Moscheen, die Bäder, die Bazare, die vielen Kaffeehäuser sind Brennpunkte eines regen Lebens. Gilt doch die hier ansässige arabische Bevölkerung für besonders thätig und talentvoll. Auffallend ist die häufig wiederkehrende dunkelgrüne Farbe in der Umwindung der Turbane bei den Männern. Dieses ist ein Zeichen, dass unter ihnen sich viele finden, welche teils die Abstammung von dem Propheten glaubhaft nachweisen können, theils die beschwerliche, kostbare und fromme Pilgerreise nach Mekka zurückgelegt haben, also die Würde eines Háddschi besitzen. Denn nur diese beiden haben den Anspruch auf das streng gehütete Recht der grünen Umwindung ihrer Schechia.

Unter den Strassen erregt am meisten Aufmerksamkeit die Mhaesch-el-heddádin, d. h. der Weg der Schmiede. Seine Doppelreihe zweistöckiger Häuser enthält unten die Werkstätte, wo muskulöse Gestalten arabischer Männer, um die Feueressen gruppiert, ihr hier in diesem heissen Sande doppelt beschwerliches Handwerk treiben. Die oberen Geschosse aber kehren der Strasse zu eine Reihe fortlaufender, offener Balkone, denen übergelegte Dächer Schatten geben. Eine für die Hauser des Orients, welche gegen die Strasse sich streng abzuschliessen pflegen, sehr seltene Bauweise. In diesem oberen Stockwerk wohnt die Familie des unten arbeitenden Mannes.

Die auffallende Erscheinung dieser malerisch wirkenden Strasse wurde der Anlass, dass man ein genaues Abbild derselben der Ausstellung in Paris eingliederte.

Als Dr. N., welcher im Hôtel de France bei mir gespeist hatte, mich zu einem Abendgange durch die Araberstadt einlud, schlossen wir diese Promenade durch die Rast in einem arabischen Kaffeehause. Es hatte sich etabliert unter einer der schön gewölbten Galerien der Bazare. Von der hohen Wölbung hingen farbensatte Teppiche herab, die, gleich Portieren, den Raum nach beiden Enden hin abschlossen. Seitlich in die Wand hineingebaut war eine kapellenartige Vertiefung, deren gotisch in die Höhe gezogene Decke einen alten christlichen Betraum anzudeuten schien. Doch wie derselbe in diese abgeschlossene arabische Umgebung einst gekommen sein mag, ist unnachweisbar.

Blankgeputzte Hängelaternen erhellten mehr als erforderlich den überaus malerisch wirkenden Raum. Dazu die Insassen. Nach des Tages Arbeit hier versammelt: Arbeiter, Händler, Gelehrte, gebadet und nun in schneeweisse Gewänder gehüllt. Die gebräunten Charakterköpfe sich markvoll abhebend von solchem Weiss der Gewandung. Die Gruppen zwanglos und dabei schön wirkend, über die fein geflochtenen Strohmatten

hingebreitet. Die einen rauchend, die andern Schach spielend, die dritten in einer leise gefuhrten Unterhaltung begriffen. Aber alles voll angeborener Würde und überaus rücksichtsvoll gegen den Fremden.

In späterer Zeit, als ich, begleitet von meinem arabischen Diener, in Deutschland reiste, ist derselbe, welchen Hautfarbe wie Tracht als Orientalen kenntlich machten, zum öfteren ein Gegenstand nicht bloss der Aufmerksamkeit, sondern auch von Angriffen geworden, mit welchen auf der Strasse wie in Lokalen man ihn durch Worte und Geberden belästigte.

Mir ist dergleichen auf zahlreichen Reisen durch den Orient nirgends widerfahren, obgleich Tracht wie Gesicht in derselben Art mich auffällig erscheinen liessen.

Auf welcher Seite steht nun die grössere Bildung? — Dr. N., der eine ausgebreitete Praxis auch in arabischen Familien besitzt, machte mir die interessantesten Mitteilungen über das Leben und Fühlen dieser Rasse, welche das von mir durch eigene Beobachtung gewonnene Bild eingehend vervollständigten, und dieses Bild verlor durch diesen Zuwachs an Kenntnissen nichts an seiner Leuchtkraft.

Es glitten die Stunden. Für nächsten Morgen verabredeten wir eine Spazierfahrt durch die Oase auf dem Dogcart des Arztes und unter seiner Begleitung. Diese Oase ist ein Kranz von Gärten, welcher die Stadt auf drei Seiten umschliesst. Sein Durchmesser mag 8 km betragen. Jeder wohlhabende Bürger bezieht hier für die Sommermonate sein Landhaus, und auch der Bettler reitet auf seinem Esel mit seinem Kochgeschirr hinaus und etabliert dort unter irgend einem Olivenbaum seine Villeggiatur.

Doch die Agrumenen, die Karuben, die Feigen, die Palmen, welche ich hier sah, erreichen lange nicht die saftstrotzende Frische ihrer Geschwister in Gafsa oder gar in Gabes. Die ganze Anlage ist künstlich und wird auf künstlichem Wege unterhalten. Kein fliessendes Wasser nährt hier die Wurzeln. Aus tiefen Brunnen, von denen jeder Garten mindestens einen besitzen muss, wird mittelst eines Göpelwerkes das Wasser gehoben in ein Sammelbecken und von dort aus über den Garten verteilt. Dass hier die Speisung, ganz abgesehen von dem grösseren Geld- und Kraftaufwande, sparsamer ausfallen muss als in den Bereichen fliessender Wasser, ist leicht verständlich.

Wir kehrten in der Oase bei einem Elsässer ein, der ein selbstgebrautes helles Bier verschenkt und dazu kalte Küche feil bietet. Ein willkommenes Frühstück nach deutscher Art unter Palmen. Der Wirt, ein geläufiges Deutsch redend, war im Jahre 1871 unwillig der veränderten politischen Lage ausgewichen. Jetzt freute er sich doch mit uns der wachsenden Kraft und des erworbenen Ruhmes unseres Volkes.

Die Bevölkerung der Stadt Sfax ist eine wachsende: Ernst von Hesse-Wartegg*), welcher vor 1881 Tunisien bereiste, giebt sie an auf 10—12000;

*) Tunis, Land und Leute, von Ernst v. Hesse-Wartegg. Wien 1882, pag. 206.

mir wurde dieselbe beziffert auf 45 000. Der Handel ist unbestritten ein zunehmender und ihrer Bevölkerung rühmt man Fleiss, Unternehmungsgeist, Sparsinn und Wohlhabenheit nach. Im Jahre 1900 liefen 3017 Schiffe in den hiesigen Hafen ein, und die Gesamtausfuhr hatte einen Wert von 7 780 719 Frcs.

Hauptgegenstand dieser Ausfuhr ist u. a. der bereits oben genannte Phosphat. Ich sah ihn unter Schutzdächern, lose in hohen Bergen am Quai lagern. Neger trugen in Körben die staubförmige graue Masse auf drei im Hafen unter deutscher Flagge liegende Schiffe und schütteten sie ohne weitere Verpackung in deren Hohlraum. Tausend Kilogramm (eine Tonne) dieses Phosphates haben in Sfax den Preis von 26—28 Frcs. In dem abgelaufenen Jahre kamen 167 000 Tonnen zur Verschiffung.

Ein zweiter Hauptgegenstand der Ausfuhr sind die Schwämme. Sie werden im Golfe von Gabes oder der kleinen Syrte gefischt. Fünf bis sechs meist französische Firmen betreiben durch italienische und griechische Akkordarbeiter diese Fischerei. Diese Schwämme, von unterschiedlicher Grösse und Feinheit, kommen sämtlich dunkelbraun an Farbe aus der Tiefe. Ihre weisse Farbe erhalten sie künstlich durch Sonnenbleiche unter Zusatz von Salpetersäure.

Im Jahre 1900 kamen in Sfax 123 000 kg gereinigter Schwämme im Werte von 1 470 000 Frcs. zur Versendung. Dazu gesellen sich noch als Exportartikel: Halfagras, Olivenöl und Häute.

An diesem lebhaften Handel hat Deutschland bis jetzt leider nur einen ganz geringen Anteil. Von jenen 3017 Schiffen, welche 1900 in den Hafen von Sfax einliefen, waren nur zwölf deutsche. Auf ihnen geschah eine Einfuhr im Werte von nur 19 996 Frcs.,*) dagegen eine beträchtliche Ausfuhr, nämlich:

Häute	590 kg
Schwämme	1 219 »
Stricke aus Halfagrasgeflechten	43 200 »
Phosphat	15 398 000 »

Dr. med. N., der zugleich österreichischer Vizekonsul ist und dessen freundlicher Mitteilung ich diese Ziffern danke, ist der Ueberzeugung, dass auch der deutsche Import hier einer Steigerung durchaus fähig wäre. Um so mehr ist das Fehlen eines deutschen Konsulates am Platze zu bedauern, während die andern europäischen Grossmächte sämtlich, und auch von den kleineren Staaten Griechenland, Holland, Schweden-Norwegen und Dänemark, hier konsularisch vertreten sind.

*) Nämlich: Porzellan und Glas für 488 Frcs.; Baumwollenstoffe für 13 371 Frcs.; andere Gewebe für 925 Frcs.; Häute, Leder, Schuhe 235 Frcs.; Metalle, roh, für 180 Frcs.; Metalle, verarbeitet, für 3889 Frcs.; andere Produkte für 908 Frcs.

KAPITEL XXIV.

Von Sfax nach El Djem.

Von Sfax nimmt man die Richtung auf Susa zu, um zur Hauptstadt Tûnis zu gelangen. Es ist eine Linie, welche direkt von Süden nach Norden führt, und ein Weg von 128 km. Der Wasserweg empfiehlt sich, falls man billig reisen und auf die Kenntnis des Innern verzichten will; zweimal in der Woche bieten Dampfer dazu die Gelegenheit. — Indessen auf der Mitte der bezeichneten Linie liegt das berühmte Amphitheater von El Djem, und dieses nicht gesehen zu haben, wäre für einen Forschungsreisenden unverzeihlich. Das genügt, für den Landweg sich zu entscheiden.

Dieser Landweg ist eine gut angelegte und unterhaltene Chaussee von geringer Steigung. Solche Strassen gehören zu den Vorteilen, welche man der französischen Landesverwaltung dankt. Dieselbe erhebt zu diesem Zwecke eine Steuer von den Wagenbesitzern in Höhe von 9—10 Frcs. jährlich, und legt ausserdem jedem Familienvater eine Jahreszahlung von 4,80 Frcs. auf, welche derselbe indessen mit zweitägiger Handarbeit abzuverdienen das Recht hat. Ein täglich auf beiden Punkten abgelassener Postwagen verbindet auf dieser Strasse Sfax mit Susa. In seinem Coupé zahlt man 20, in seinem Charabanc 15, in seiner Impériale 7 Frcs. für einen Platz und auf die ganze Strecke. Um 2 Uhr nachmittags in Sfax abfahrend, ist diese Diligence um 9 Uhr abends in El Djem, begiebt sich nach halbstündiger Rast, welche zur Einnahme einer Mahlzeit ausreicht, weiter und gelangt, die ganze Nacht hindurchfahrend, um 4 Uhr morgens nach Susa, zum Anschluss an den nach Tûnis abfahrenden Bahnzug. *)

So mietete ich denn unter dem Beirat von Dr. N. in Sfax einen Landauer, mit drei Pferden bespannt, unter Führung des Maltesers Carmello, um den Preis von 60 Frcs. Unser Vertrag lautete auf zwei Tage.

*) Gegenwärtig geht ein Automobil, sechs Plätze enthaltend, von Sfax nach Susa. Dort um 5 Uhr morgens abfahrend, ist es in Susa um 11 $^1/_2$ Uhr zum Zuge nach Tûnis. Der Fahrpreis beträgt pro Person 25 Frcs. unter Gewährung von 10 kg Freigepäck. — Ein gleiches Automobil nimmt täglich rückwärts die Strecke von Susa nach Sfax.

Sechs Uhr morgens stand der Malteser vor der Thür des Hôtel de France. Reisefertig stieg ich ein. In frischem Trabe verliessen wir die Stadt, und die Strecke des ersten Tages, 65 km bis El Djem, legten wir, mit geringen Unterbrechungen für Tränken und Abfüttern der Pferde, bis 3 Uhr nachmittags zurück.

Die ersten 12 km führen unter Palmen und Oliven dahin. Es ist die an die Stadt sich lehnende Oase. Dann öffnet sich die Salzsteppe (Sua), wohl zu unterscheiden von Sachra (Wüste), welche in ganz Tûnisien sich nicht findet. Der salzdurchtränkte Boden jener Steppe bewirkt, dass am frühen Morgen, wie nach einem Regen, es gleich Reif auf der Oberfläche liegt. Dennoch fehlt hier die Pflanzendecke nicht. Ausser dem schon oft genannten Halfagras finden sich Futterkräuter, ausreichend zur Ernährung von Ziegen, Schafen und Kamelen. Auch ist hier und da dem widerstrebenden Boden ein Gerstenfeld und ein kleiner Gemüsegarten abgerungen, Kulturversuche der Beduinen, welche sich indessen mit dieser Arbeit sesshafter Bauern nur ausnahmsweise abgeben; in der Hauptsache sind dieselben Nomaden und bleiben Viehzüchter. Ihr Wohnhaus ist darum auch beweglich, ein weit ausgespanntes flaches Zelt von schwarzbraunen, wasserdichten Decken, selbstgewebt aus dem Haar ihrer Ziegen. Daher auch sein Name: Bêt-aisch-schâr, d. h. Haus aus Haaren. In solch einem Zelte war ich oftmals ein Gast und fand es wohnlich und reinlich!

»Möchtest du nicht auch ein Haus haben von Stein, wie der Städter?« war meine Frage.

»Nicht um alles in der Welt, Herr!« antwortete rasch der Beduine. »Dieses kann ich tragen, und es folgt mir, wohin ich will!«

Der Mann sass mir gegenüber auf der Strohmatte, nur mit einem Hemd bekleidet, das um die Hüfte ein Ledergurt schloss, knapp verhüllend seine strammen, bronzenen, wettergestählten, sehnigen Glieder.

Wir teilten uns in das einfache Gericht, in Wasser abgekochte gelbe Rüben und frisch gebackenes Gerstenbrot, welches eine seiner Frauen auftrug. Denn unter den Nomaden herrscht weit mehr die Vielweiberei, als bei den Städtern. Dem Nomaden ist die Frau Gattin und Magd in einer Person und bringt ihm weit mehr ein, als sie ihm kostet. Denn nahezu alle Gegenstände seines Besitzes, vom Zeltknopfe bis zum Kochtopfe, entstammen ihren geschickten Händen: Zelttücher, Matten, Decken, geflochtene Körbe, Getreidesäcke, Handmühle und Backofen. Sie holt das Wasser vom Brunnen, sie sucht das Brennholz zusammen, sie stellt die einfache Kleidung für die Familie her.

Solche Zelte sieht man stets gruppenweise zu einem fliegenden Dorfe vereinigt. Ein Wall aufgeworfener Dornen umringt es, und den einzigen Zugang bewachen bissige Beduinenhunde.

XI.



El-Djem (Thysdrus).

Der Aelteste ist Schech. Ihm folgen die andern. So ziehen diese Dörfer umher, der Pflanzendecke, den Flussläufen folgend, indem Kamele das bewegliche Haus aus »Haaren« leicht von Platz zu Platz tragen. Die ganze weite, herrenlose Steppe ist ja ihr eigen. Ein Leben der Einfachheit, der Gesundheit und der Freiheit, welches in seinen Hauptzügen noch immer darstellt, was wir von jenen Patriarchen des alten Testaments lesen.

An solchen fliegenden Dörfern der Steppe fuhren wir vorüber, indem wir oftmals an Brunnen anhielten, um bei der mit dem Tage wachsenden Hitze uns selbst und die Pferde zu tränken.

Die Chaussee ist eine Anlage der Franzosen, doch nicht die Brunnen. Sie sind alte arabische Stiftung. Denn einen Brunnen zu graben, an dem der müde Wanderer seinen Durst löschen und das lechzende Vieh tränken lassen kann, gilt noch immer im Orient, wie einst zu Abrahams Zeit, als das Werk eines Gerechten.

Oft sind diese Brunnen sehr tief, so dass Leine an Leine geknüpft werden muss, um den Wasserspiegel zu erreichen. Sein Schöpfgefäss, in der Regel einen Lederbeutel, bringt sich jeder mit. Ausgehöhlte Steine umgeben im Kranze den Brunnen. In sie giesst man zur Viehtränke das Wasser.

Oft fanden wir Beduinenfrauen an diesen Brunnen, um ihre ledernen Wasserschläuche zu füllen, welche sie dann hinüber zu ihren fernen Zelten trugen.

Es waren zum Teil hübsche Erscheinungen, schlank und hochgewachsen. Ein Baumwollenkleid von dunkelblauer Farbe, um die Hüften gegürtet, tragen sie alle. Dazu reichen Silberschmuck um die Handgelenke und die Fussknöchel in Gestalt von schweren Ringen, sowie Ohrgehänge und Nadeln, bei denen indessen die Feinheit der Arbeit durch die Grösse übertroffen wird. Arme und Gesicht sind in der Regel tätowiert, und das dunkelschwarze, lange Haar ist durch eingelegte Wollenfäden in seinem Flechtenreichtum noch verstärkt.

Sie waren keineswegs scheu, sondern in gefalliger Weise bereit, durch Darreichung ihrer Ziehleinen und Lederbeutel, meinem Carmello die Trinkarbeit zu erleichtern. Wie oft dachte ich dabei an die hübsche Scene in Mesopotamien, wo Abrahams Hausvoigt, der getreue Eliesar, am Tränkbrunnen vor der Stadt Nahors mit seinen zehn durstigen Kamelen ankommt. Da strömen die Mädchen gegen Abend heraus, um ihre Schläuche zu fullen, und unter diesen Bethuels Tochter Rebekka, welche sich freundlich erbietet, dem reisemüden Mann wie seinen Tieren von ihrem Wasservorrate zu spenden, und auf diese Weise des Isaaks Braut wird.

So versetzte dieser schlichte Vorgang am Brunnen an der Strasse von Susa mich in die altersgrauen Zeiten lebendig zurück.



El-Djem (Thysdrus).

Die Sonne stand in Mittagshöhe. Breit und heiss, wie aus dem Schoss einer Königin, die keinen Widerspruch kennt, quollen ihre verzehrenden Strahlen herab.

Etwas abseits vom Wege luden einige arabische Häuser zur Rast ein.

Die vor ihnen stehende Menschenmenge mit dem Zubehör von Pferden und Kamelen entsprach sicher nicht der Dürftigkeit dieser Niederlassung und liess Ausserordentliches vermuten.

Ein arabischer Distriktsrichter, unterstützt von zwei Schöffen, hielt hier einen Gerichtstag über die Beduinen ab.

Das eine Haus war das Gerichtshaus, das zweite das Gefängnis, das dritte eine Kaffeeschenke, verbunden mit einem Kramladen.

Carmello hatte ausgespannt. Eine Stunde sollten unsere Pferde fressen und ruhen.

Mich verlangte, der Gerichtssitzung beizuwohnen, und als ich den Saal betrat, lud der arabische Richter mit freundlicher Handbewegung mich ein, zwischen ihm und seinen Schöffen Platz zu nehmen. Schriftwerk und Worte wurden gespart. Jeder Zeuge ward angehalten, nur das Notwendige zu sagen, und mit salomonischem Takte wusste der Richter den Schuldigen zu entlarven. Doch die Strafen waren hart. Als ich später das Kaffeehaus betrat, um mich zu erfrischen, sah ich an einem Pfeiler der Schenke zwei Beduinen angekettet. Die Enden der Ketten umschlossen ihre Handgelenke, und der Raum ihrer Bewegungsfreiheit betrug kaum drei Meter. Diese Behandlungsweise liess mich in ihnen Mörder vermuten. Allein, bald wurde ich eines andern belehrt. Es waren nur überführte Hammeldiebe.

Die Sonne senkte sich jetzt. Unter dem Schatten des aufgeschlagenen Verdeckes legte ich den Rest der Fahrt zurück. Und gegen drei Uhr bogen wir zwischen Kaktushecken in das Städtchen El Djem ein.

Mein Wagen hielt vor dem einzigen Gasthofe des Ortes, dem kleinen Hôtelrestaurant de l'Amphithéâtre. Ein deutsch sprechendes Weib trat mir in der Hausthur entgegen, die dralle Haushälterin des italienischen Wirtes, eine Ungarin. Das mir angebotene Zimmer war reinlich und mit dem Notwendigsten versehen. Auch wurde ein schmackhaftes Diner für den Abend versprochen.

Mein Interesse wandte sich nun sogleich dem Amphitheater zu, der Hauptsehenswürdigkeit des Ortes. Ein italienischer Jüngling, der im Hôtel den Aufwärter machte, wurde mir als Führer mitgegeben. Freundlich, gewandt und schlank schritt Beppo an meiner Seite, als Südländer durch das angeborene Gut gefälliger Formen die fehlende Schulbildung ersetzend. Dienstfertig entsprach er meinen Fragen wie meinen Wünschen.

El Djem ist von ca. 2500 Arabern bewohnt und umfasst mit seinen bescheidenen, niedrigen Häusern das nördliche Rund des Theaters, welches

von einer mässigen Anhöhe emporsteigt. Wir befinden uns hier auf historischem Boden, dem Boden des altberühmten Thysdrus, einer der bedeutendsten Städte der römischen Provinz Emporia, das heutige Sahél.

Die einstigen Villen mit ihrem farbenreichen Atrium und ihrem säulengeschmückten Peristyl sind verschwunden, nur das Theater blieb. Seine hohen und dicken Mauern trotzten dem Zahn der Zeit.

Der Grösse nach steht es zwischen dem Theater zu Verona und dem Colosseum zu Rom. Seine Arena misst 213 : 172 Fuss, sein Gebäudedurchmesser 489 : 403 Fuss.*)

Die Längenachse des Baues streckt sich von Norden nach Süden. Auf der Ostseite stehen drei Arkadenreihen noch unversehrt über einander. Die Bogen werden abgetrennt durch Halbsäulen mit Kapitälen nach korinthischer Ordnung, und die Stockwerke sind von einander geschieden durch kräftig ausladende Gesimse. Das Baumaterial besteht aus sehr exakt behauenen grossen Quadern von Muschelkalkstein, durch Mörtel unter einander verbunden. Auf der Ostseite des Baues stehen von diesen Arkadenreihen nur noch zwei, auf der Westseite eine, und die Südseite ist bis auf das Fundament durchgebrochen. Denn dieser Rundbau hat zweimal in Kriegen als Zitadelle gedient. Zuerst der Berberkönigin Kahina, in ihrer Verteidigung gegen die vordringenden Araber, sodann am Ende des 17. Jahrhunderts einem sich auflehnenden Beduinenstamm gegen den Landesfürsten Mohammed bey. Bei dem letzteren Anlass durchschlugen feindliche Bomben die Südwand und legten sie in Bresche.

Im Innern sieht man noch an einzelnen Stellen die Sitzreihen unversehrt.

Ich liess mich auf einem umgebrochenen Säulenschafte inmitten der Arena nieder, nahm den mächtigen Eindruck des Ganzen in mich auf, zeichnete und schrieb Notizen. Ein Araber trat auf mich zu und bot mir acht römische Lampen aus Terracotta zum Kauf an. Die besterhaltene wählte ich, und er war mit 1 Frc. als Gegenleistung zufrieden.

Inzwischen hatten auch Araberkinder sich zu uns gesellt. Mit ihren grossen, dunkeln Augen suchten sie mich zu durchforschen. Einige ausgeteilte Soustücke knüpften bald unser Freundschaftsband, und nun folgten sie mir im langen Schwarm mit behenden Sprüngen, beflissen, mir dienstfertig, mittelst ihrer ausgestreckten kleinen Hände über die liegenden Trümmerstücke hinweg zu helfen.

Durch die Oeffnung der umgestürzten Südwand nahmen wir unsern Ausweg.

Hier umfassen die Häuser der Araberstadt nicht den alten Bau. Hoch aufwuchernde Kakteen bilden einen phantastischen Garten, und die

*) Das Colosseum zu Rom misst in seiner Arena 282 : 177 Fuss, in seinem Gesamtbau 616 : 512 Fuss. cf. Royal Institute of British Architects transactions. Vol. II. London 1886.

gelbe, sinkende Sonne neigte soeben in einem grösser und grösser anschwellenden Balle sich dem Rande der Steppe zu. Es war ein Bild, so eigenartig und von südlicher Pracht!

Wie der ganze Bau des Theaters, nach meiner Schätzung, mit seinem Fusse in einer 4 m dicken Schuttlage steht, so dehnen sich auf dieser ganzen Südseite mächtige Schutthügel hin; gewiss die noch wenig durchforschten Kammern antiker Schätze. Hier und da sah ich eine Grube aufgeworfen. In der einen lag ein korinthisches Kapitäl von 2 m Durchmesser, mit feinster Durchbildung seiner Akanthusblätter. Zerstreut über die wüste Fläche steht hier ein Säulenschaft, dort ein Bruchstück eines Architravs. Das ist alles, was an die verschwundene Pracht des alten Thysdrus noch erinnert! Denn wo das Bedürfnis wie die Mittel für den Prachtbau eines Theaters von solchen Massen vorlagen, da musste auch rings umher eine ebenso zahlreiche, wie wohlhabende Bevölkerung wohnen.

Die letzten Funken des verlöschenden Tages spielten um die zernagten Zinnen einer versunkenen Pracht, als ich durch die ärmlichen Strassen der kleinen Araberstadt meinem Hôtel zuschritt.

Wenn man hier am Platze die arabische Kultur an der antiken messen wollte, wäre jene gerichtet; doch anders gestaltet sich das Urteil, wenn man in der Alhambra, dem Schloss der Abencerragen, steht, und das Auge weidet an dieser Säle Märchenpracht.

In der Herberge war inzwischen ein neuer Gast eingekehrt, ein französischer Gelehrter. Sein Silberhaar sprach für ihn, und nicht minder seine vornehme feinfühlende Art. Wir wurden Tischgenossen und verbrachten den Abend in anregendem Gespräche.



KAPITEL XXV.

Susa.

Am nächsten Morgen um 2 Uhr ertönten an der Hausthür meines Hôtels drei kurze Schläge. Sie rührten von meinem Kutscher Carmello her und waren für mich das verabredete Zeichen zum Aufstehen. Denn wollte ich am Mittag in Susa eintreffen, so musste der Aufbruch hier so zeitig geschehen. Und auch den Malteser verlangte es zurück. So begegnete sich unser Interesse.

Die Wirtin liess es gleichfalls nicht fehlen. Die am Abend bestellte Schokolade stand für mich auf dem Tische, als ich den erleuchteten Speiseraum betrat.

Mein Landauer fuhr vor. Aber auch das Geräusch eines zweiten heranrollenden Wagens liess sich vernehmen. Die Thür unseres Speisezimmers wurde aufgerissen und herein traten vermummte Gestalten. Es waren die Passagiere der von Susa angekommenen Diligence, welche nach Sfax hinüber wollten, unter ihnen ein französcher General in Uniform mit seinem Adjutanten. Ein für mich etwas überraschender Anblick, da bei uns daheim ein kommandierender General auf seinen Dienstreisen sich nicht der allgemeinen Fahrpost zu bedienen pflegt.

Ein Sturm aus Nordwest war über Nacht aufgegangen und es war draussen bitter kalt, wie denn in Afrika zwischen den Nacht- und Tagesstunden ein starker Temperaturunterschied stattfindet. Beppo reichte mir meinen Mantel, und in denselben fest eingewickelt, bestieg ich den geschlossenen Landauer, dessen beide Laternen hell in die Rabennacht hinausleuchteten.

Zuerst war nur der Blick nach Innen offen; aber diese Welt verbindender und vergleichender Gedanken, auf Reisen reichlich ernährt, ist ja ein nie versagender Freund. Dann lichtete sich der Tag, und das Schauspiel der aus der Steppe aufsteigenden Sonne konnte ich bequem

vom Wagensitz aus geniessen. Unter ihrem frischen Schein rundete und färbte sich die Welt zu neuer Schönheit. Gestalten und Gruppen zogen an uns vorbei.

Unter einem Druck von Carmellos Hand hielten die Pferde vor einem einsamen Hause. Es war das Stationshaus der Diligence. Die Frage nach warmem Kaffee beantwortete zustimmend der rundliche Wirt, welcher in die Thür trat. Diese innerliche Erwärmung war hoch willkommen. Dazu bot der Franzose, nach seines Landes Sitte, eine Batterie von Schnäpsen an.

Wir waren bereits in den fruchtbaren Landstrich des Sahel eingetreten. Dieses arabische Wort heisst »Uferland« und bedeutet geographisch den Erdstrich, welcher den Saum der kleinen Syrte, etwa von Mahedia bis Hammamet, begleitet. Schon zu der Römer Zeit berühmt durch seinen Getreide- und Olivenbau, ist dieses beides bis auf den heutigen Tag die Haupterwerbsquelle der halben Million Menschen, welche zur Zeit den Sahel bewohnen.

In den mergeligen Boden, der während der Regenzeit eine zähe, fettige Masse bildet, treibt der Olivenbaum 2—3 m tief seine Wurzeln, bis dieselben auf die untergelagerte Kalkschicht stossen. Die Stämme, oft altersgraue Gesellen, im Abstande von 10 zu 10 m gepflanzt, sammeln sich zu lichten Hainen. Rings um den Fuss dieser Stämme baut man Weizen, Gerste und Saubohnen mit Nutzen.

Die Bearbeitung des Bodens ist eine sehr einfache und bewahrt, wie alles im Orient, gern den alten Brauch. Von dem Rechte eines eigenen Wagens Nutzen ziehend, stieg ich hier und dort aus, um den Leuten bei der Arbeit zuzusehen, was sie gern erlaubten. Ein Araber pflügte. Zwei nebeneinander hinschreitenden Kamelen hatte er eine Stange über den Rücken geworfen. In ihre Mitte war die Deichsel des einfachen Pfluges verzapft, welcher mit seinem Holzmesser das Erdreich nicht tiefer als einen Zoll aufritzte. Der Mann schritt hinter dem Pfluge her und lenkte mit einem einfachen Strick das Gespann.

Dieses Ackerwerk, nach Urväter Weise getrieben, fand seine Verspottung auf dem nächsten Karnevals-Festzuge, den ich in Tûnis mit ansah. Hier liess man neben diesem hölzernen Araberpfluge einen eisernen Pflug neuester Konstruktion für Tiefkultur auffahren. Bekränzte Eleven der französischen Ackerbauschule umgaben denselben. Jeder begriff den tadelnden Vergleich und lachte.

Allein nicht alles passt für alle.

Gerade hier in Susa hörte ich von einem französischen Kolonisten, der dem Experimente dieser Tiefkultur seinen Bankerott verdankte. Der kluge Mann hatte sich die unteren Salzschichten seines Erdbodens nach oben gepflügt und damit Acker und Ernte verdorben.

So ist man an vielen Orten zu dem bescheidenen Araberpfluge zurückgekehrt, der vorsichtig die oft nur sehr dünne Humusschicht auflockert, dieser aber dann eine meist sichere Ernte abgewinnt.

Es ist nichts verkehrter für einen Einwanderer, als die alten Sitten und Gebräuche der neuen Heimstatt hochmüthig, und ohne die Prüfung ihrer inneren Berechtigung, umzustürzen und sie sofort durch Werkzeug und Weise der mitgebrachten modernen Kultur zu ersetzen. Das Alte, auf den ersten Blick Verlachte, erweist sich oft als nicht auf kindischem Ungeschick, sondern auf eingehender Naturbetrachtung und wohlabgewogener Erfahrung beruhend.

Die Blütezeit des Olivenbaumes fällt in die Monate April und Mai; dann setzen die kleinen, zunächst grünen Früchte an, welche, nach und nach sich blau färbend, bis zur Grösse einer kräftigen Haselnuss auswachsen und gegen Ende November reif sind.

Auf unter den Baum gebreitete grosse Leinentücher lassen die heftig geschüttelten Zweige ihre Früchte fallen. Diese werden von dem Besitzer entweder selbst gepresst oder an die zahlreich im Sahel vorhandenen Oelfabriken verkauft. Man löst, je nach Preislage des Marktes, 8—12 Frcs. für einen Hektoliter guter Oliven. Und da die Ernte meist gleichmässig und reichlich ausfällt, so genügt schon der Besitz von einem Dutzend älterer Oelbäume, um einer anspruchslosen Araberfamilie das Jahreseinkommen zu sichern.

Die Einrichtung dieser altarabischen Oelmühlen, welche man in allen Städten des Sahel noch antrifft, ist sehr einfach und kaum zweckmässig Auf eine gemauerte, kreisrunde Fläche, über welche eine schwere, von einem Zugtiere gedrehte Steinwalze läuft, wird die Frucht geschüttet und samt den ölhaltigen Kernen gequetscht. Von hier aus läuft das herausgepresste Oel durch eine Rinne in untergestellte Gefässe. Viel des wertvollen Produktes geht dabei verloren.

Die neueren Oelfabriken, meist französische oder italienische Anlagen, arbeiten mit hydraulischen Pressen und Pressfiltern.

Die uns für heute auferlegte Strecke betrug 63 km und lief in stets nördlicher Richtung auf einer gut gebauten Strasse. Gegen Mittag näherten wir uns der Hauptstadt des Sahel, Susa.

Sie hat nicht rings um sich den Kranz wohlgepflegter Gärten und Landhäuser, wie Sfax.

Kurz vor den Thoren stiessen wir auf einen sehr sauber gehaltenen christlichen Friedhof, von dem der hart daneben gelegene mohammedanische Friedhof sehr zu seinem Nachteil abfiel. Ohne Umfriedung, und so dem Eindringen der Tiere preisgegeben, sind die Wege zwischen den Grabhügeln verkrautet, und diese selbst bezeichnet in schlichtester Weise nur durch einen flachen Stein, dem plastischer Schmuck wie auch Inschrift

in den meisten Fällen fehlen. Ein roh ausgemeisselter Turban bekundet, dass ein Mann unter diesem Steine schläft. Männer besuchen selten diese vernachlässigten Begräbnisplätze. Zuweilen sitzt ein verschleiertes Weib trauernd auf einem der Gräber.*)

Nicht in allen Teilen der mohammedanischen Welt sah ich die Friedhöfe so vernachlässigt.

In Konstantinopel sind die längs der alten Theodoskanischen Stadtmauer sich hinziehenden mohammedanischen Begräbnisplätze berühmt wegen ihrer kunstvollen, reich geschmückten Grabmäler und wegen der auf ihnen stehenden wundervollen alten Zypressen. Plätze, welche für die Maler reiche Studienquellen sind.

Aber immerhin ist der Mohammedaner dem Totenkultus abgeneigt, was bei seinem für die Einwirkungen der Religion sonst so offenen Gemüte auffallig ist.

In Susa hat man die Wahl zwischen dem Hôtel de France, dem Hôtel de Paris und dem Hôtel du Sahel, welche sämtlich in dem modernen Stadtteil gelegen und, einander ziemlich gleich, mässigen Ansprüchen genügen.

Im Altertum hiess die Stadt Hadrumetum und war das Haupt der Landschaft Byzaecum, der Kornkammer des alten Rom. Und wie kam man in der Millionenstadt in Verlegenheit, wenn einmal die Getreideflotte aus diesen Gegenden der kleinen Syrte ausblieb. Auf guten Strassen, welchen der Römer, wo er kolonisierte, stets und überall besonderen Fleiss zuwandte, flossen hier in Hadrumetum die reichen Erzeugnisse des Hinterlandes zusammen, und ein reger Schiffsverkehr belebte den sturmsicheren Hafen; hier hatten längs dem Strande, in schattige Gärten eingebettet, reiche Kaufherren ihre Villen. Von welchem Glanz und Umfange diese Landhäuser gewesen sind, davon geben uns die Ausgrabungen ausreichende Nachricht. Die Umgebung von Susa ist eine Haupt-Fundstätte römischer Altertümer in Afrika geworden. Zeugnis davon bringen drei Sammlungen. Zunächst ein kleines Museum in der Frankenstadt hier zu Susa. Sodann die Salle d'honneur in der Kasba der Araberstadt ebendort, von französischen Offizieren mit alten Gefässen, Mosaiken, Waffen reichlich ausgestattet. Dann aber vor allen Dingen die glänzende Sammlung im Museum des Bardoschlosses zu Tûnis. Hier sind Mosaik-Fussböden aufgestellt, die schönsten aus Susa stammend, deren Grösse wie künstlerische Ausfuhrung in Zeichnung und Farbe alles weit hinter sich lässt, was anderweitige Fundstätten uns anbieten.

Das alte Hadrumetum ist oftmals in die kriegerischen Verwickelungen Afrikas hineingezogen worden.

*) Vielleicht ist diese Vernachlässigung zurückzuführen auf Aeinen usspruch des Propheten Mohammed: »Betet und klaget nicht an den Gräbern, damit ihr die Ruhe der Toten nicht störet!« Rüling, Beiträge zur Eschatologie des Islam, pag. 43, Leipzig 1895.

Hier in Hadrumetum war es, wo Hannibal, aus Croton in Unter-Italien kommend, mit seinem Heere kurz vor der für ihn so unglücklichen Schlacht bei Zama landete. — Hierher flüchtete er sich wiederum, überwunden von Cornel. Scipio, mit einer Handvoll Getreuen. Hier schiffte er sich auch später ein, als eine in Karthago erschienene römische Gesandtschaft seine Auslieferung verlangt hatte, um sich nach dem Orient zu flüchten.*)

Im Jahre 47 vor unserer Zeitrechnung hatte die republikanische Partei der Pompejaner im Kampfe gegen Cäsar den Plan gefasst, Italien auszuhungern, und zu diesem Zwecke auch die Getreideprovinz Afrika militärisch besetzt. Ihr Oberfeldherr Titus Attius Varus hatte eine Legion hier bei Hadrumetum und die zweite weiter nördlich bei Utica zusammengezogen. Im Bunde mit ihm stand der Numidierkönig Juba. Da landete eben hier bei Hadrumetum Cäsars Feldherr, der junge, feurige Cajus Curio, in dessen Heldenseele ein Funke von Cäsars eigenem Geist wohnte. Er kam mit nur zwei Legionen und 500 Reitern. Dennoch schlug er am 6. April 46 die pompejanische Partei völlig auf das Haupt in der blutigen Schlacht bei Thapsus, welches südlich von Susa zwischen den heutigen Städten Monastir und Mahdia lag, benachbart dem Flecken Lamta, welches aus den Trümmern des hochberühmten Leptis parva einst aufgebaut wurde.

Die Stellung der Pompejaner war hierdurch in Afrika gebrochen, aber doch zu teuer war dieser Erfolg bezahlt mit dem frühen Tode des hochbegabten Cajus Curio gegenüber der kommenden, an Talenten so bettelarmen Generation.**)

Von dem durch diesen grossen Sieg einst so berühmten Thapsus steht zur Zeit kein Stein mehr. Des Pflügers Pflug geht darüber hin.

So ist es ein historischer Boden, reich an wichtigen Ereignissen, auf dem wir hier in Susa und seiner Umgebung stehen.

Die alte Araberstadt Susa, wie sie uns heute, umzirkt von einer stattlichen, noch wohlerhaltenen Mauer, entgegentritt, ist im Wesentlichen das Werk des Feldherrn Allah ben Aghlab, welcher im Jahre 827 diese Fortifikationen errichten liess.

Ich stand an einem sonnigen Nachmittage auf der obersten Zinne der Kasba, welche die nordöstliche Ecke dieser befestigten Mauer einnimmt. Man sah von hier aus in einem reichen Rundgemälde nach Süden hin die gezackte Küste bis Monastir, nördlich die Araberstadt mit ihren zum Rande hin absteigenden Terrassendächern, und im Osten vorgeschoben die neue Frankenstadt mit dem seit kurzem eröffneten neuen Handelshafen, in welchem nun die einlaufenden Dampfer bequem am Quai anlegen können.

---

*) Mommsen, Römische Geschichte, Bd. I, Abteil. 2. pag. 665. 66, 81, 5. Aufl., Berlin 1869.

**) Mommsen »Römische Geschichte«. Band III, pag. 390. 5. Auflage, Berlin 1869.

Die Franzosen haben unstreitig viel für Susa gethan und nennen es gerne die zweite Stadt im Reiche. Aber schon in der Volkszahl steht es weit hinter Sfax zurück, da dieses 45 000, jenes aber nur 25 000 Einwohner zählt. Auch will trotz des neuen und kostspieligen Hafens der Handel hier nicht recht in den Schwung kommen. Ich zählte in dem weiten, von starken Molen umzirkten Wasserbecken nur drei Handelsschiffe. Dagegen hat unstreitig die Modernisierung des Platzes grosse Fortschritte gemacht. Das arabische Leben erschien mir hier um vieles farbloser und erschlaffter als wie in irgend einer andern Stadt des tûnisischen Gebietes.

Und doch wird niemand Susa umgehen können, denn von hier aus führt die Strasse in das Innere nach dem hochberühmten Kairuân.



KAPITEL XXVI.

Kairuân.

Die weisse Braut der Steppe, wie die Araber diese ihre Stadt mit einem poetischen Ausdruck benennen, liegt südwestlich von Susa ins Innere hinein und getrennt durch einen Weg von 62 km. Diese Strecke musste man vor wenigen Jahren noch eng zusammengepresst in einen einzigen Wagen auf einer Pferdebahn in fünf Stunden zurücklegen; jetzt rollt auf jenen Schienen ein durch Dampf getriebener Zug, in dessen Wagen erster Klasse für 7 Frcs., zweiter Klasse für 5 Frcs. die Strecke in $2^1/_4$ Stunden auf sehr bequeme Weise zurückgelegt werden kann.

Bevor die Franzosen im Oktober des Jahres 1881 bei der Okkupation Tûnisiens auch diese Stadt militärisch besetzten und dadurch entweihten, galt sie im mohammedanischen Sinne als eine durchaus heilige Stätte. Kein Ungläubiger durfte sie betreten. Und es hat das politische Ansehen des letzten selbständig regierenden Beys von Tûnis, Mohammed es Sadok, bei seinen eigenen rechtgläubigen Unterthanen stark erschüttert und schliesslich seine Unterwerfung unter die Franzosen mit befördert, dass derselbe ohne Rücksicht auf den herrschenden religiösen Fanatismus durch von ihm ausgestellte Schutzbriefe das Betreten der heiligen Stadt manchen Christen erlaubte. Aber auch solche Eindringlinge, wie z. B. die beiden Erzherzöge Rainer und Ludwig Salvator, wagten das Unternehmen doch nur nach Sonnenuntergang und in Verkleidung, sowie unter militärischer Bedeckung.

Kairuân galt als das Mekka von Afrika, eine Pforte zum Paradiese. Viele Pilger, von Marokko bis zu den Ufern des Nil, wanderten ihm zu, um in dessen geschmückten und durch Reliquien berühmten Moscheen anzubeten. Viele reich gewordene arabische Kaufleute zogen sich hierher zurück, um das Ende des Lebens in diesen geheiligten Mauern abzuwarten und in deren Schatten zu ruhen. Sie hinterliessen der Stadt oft reiche Stiftungen. Eine weit und breit berühmte Universität, die sogenannte

»hohe Schule von Afrika«, pflegte hier Jahrhunderte hindurch auf Grund der Auslegung des Korân die Wissenschaften der Theologie und der Jurisprudenz, der Philologie und der Rhetorik.

Hunderte von Gelehrten waren in diesen Häusern einst beschäftigt, Abschriften des Korân herzustellen. Denn der orthodoxe Moslim bedient sich niemals dieses Gebetbuches, hergestellt durch den Druck, welchen als eine Erfindung der Christen er für seine gottesdienstlichen Zwecke ablehnt. Oft wurden diese Handschriften geschmückt durch Randverzierungen, jene berühmten Arabesken, deren Schöpfer wie Meister die Araber sind. Ich sah eine überaus wertvolle Sammlung dieser geschmückten Korânhandschriften, ausgestellt in einem besonderen Saale der Bibliothek des Chedîve zu Kairo. Die Zeichnungen zu diesen Büchern, welche nicht bloss in Randleisten zum geschriebenen Texte, sondern in der Ausfüllung ganzer Blattflächen sich darstellen, waren von reichster Erfindung, obwohl nur aus dem beschränkten Gebiete der Pflanzenwelt sie ihre Motive entlehnten. Die Ausführung derselben bewies die allergrösste Akkuratesse, und die Leuchtkraft der Farben schimmerte frisch wie am Tage der Entstehung. Es waren Meisterstücke der dekorativen Kleinkunst!

Diesem Charakter der Heiligkeit des Ortes entsprechend, ist auch die Anzahl der Moscheen hier sehr gross. Man zählt deren 85, und die Anzahl der sonstigen religiösen Versammlungsstätten (Zauîya) soll auf 90 sich beziffern.

Nach dem Eindringen der Franzosen verlor Kairuân in den Augen der mohammedanischen Welt den Jahrhunderte hindurch streng bewahrten Charakter seiner Heiligkeit. Die Pilgerfahrten hörten auf, die Vermächtnisse schrumpften ein, die Universität sank zu einer gewöhnlichen Korânschule herab. Und mit brutaler Gewalt erzwangen die Sieger die Oeffnung der Moscheen für den Fuss der Christen gerade in dieser Stadt, der einzigen in ganz Tûnisien, welche solche Verletzung ihrer heiligsten Gefühle sich bieten lassen musste. Auf die Uebersendung einer Visitenkarte erhält jeder Fremde im Bureau der Contrôle civile rasch und kostenlos einen Schein, welcher für ihn den Eintritt bewirkt.

Man kann sich die Stimmung der Moslimim darüber ausmalen. Aber zu ihrem Ruhme sei es gesagt, dass sie den einzelnen Fremdling dieses nicht entgelten lassen. Ihre Haltung gegen ihn ist freundlich und höflich. Denn der Moslim besitzt ein hohes Mass von Eigenwürde und Selbstbeherrschung. — Doch im Schosse des Islam schlummert eine explosive Gewalt, die des zündenden Funkens nur bedarf, um los zu brechen. Und die Franzosen werden eines Tages mit diesen im Geheimen wachsenden Kräften zu rechnen haben.

Kairûan war auch politisch ehemals von hoher Bedeutung. Ihre Gründung ist die Frucht der ersten heissen Glutwelle, welche der eben

geborene Mohammedanismus über den Norden Afrikas ausgoss. Sie geschah im 50. Jahre der Hedschra, 672 der christlichen Zeitrechnung.

Der General Sidi Okba-ibn-Nafi, Freund und Waffenbruder des Propheten, kam aus dem alten Cyrenaica auf siegreichen Pfaden herüber an diese Stelle und suchte sich ein befestigtes Lager für seine ermüdeten Truppen. Die Gegend war wüst, und das ist sie noch heute. Eine vegetationsarme, fast wasserlose Steppe, gelegen zwischen den Ausläufern des Atlas und der fruchtbaren Tiefebene des Sahel. Dazu in alter Zeit überdeckt von Schlangen und von Skorpionen.

Es entspricht ganz dem Wagemut dieses unternehmenden Mannes, wenn er an solch einem Orte, inmitten seiner Kämpfer stehend, die Lanze in den Erdboden stösst und, zu den Leuten gewendet, spricht: »Hier ist euer Keruân!« d. h. Karawanserai oder Ruheplatz. —

Es war derselbe Sidi Okba, welcher dann in kürzester Zeit vollendete, wozu die Römer einst Jahrhunderte gebraucht hatten, die Eroberung Nordafrikas. Als er bei dem heutigen Tanger angelangt war, spornte er sein Ross hinein in den Atlantischen Ozean und erklärte, nur solch ein Schlagbaum allein könne ihn abhalten, auch die jenseits der Meere wohnenden Völker, entweder zu dem einen wahren Gott zu bekehren oder zu töten.*)

Kairuân wurde die Hauptstadt des mächtigen Fürstengeschlechts der Aglabiten. Es waren dieses die Nachkommen Alis, und dieser der Gatte von Mohammeds Lieblingstochter Fatima. Sie beherrschten mit Ruhm und Kraft den Norden Afrikas und machten das glänzender und glänzender sich entwickelnde Kairuân zu ihrem Hauptsitze. In diesem Verhältnis blieb die Stadt zwei Jahrhunderte, bis zum Jahre 898. Dann lief ihr Tûnis den Rang ab. Es wurde durch den vorletzten Fürsten aus demselben Hause der Aglabiten, durch Abû Ishâd Ibrahim, zur Residenz und zum politischen Mittelpunkte Nordafrikas erhoben.

Die Grundfläche der Stadt Kairuân hat die Gestalt eines verschobenen Vierecks. Eine hohe, krenelierte Mauer, welche in längeren Abständen viereckige Türme überragen, umgiebt sie auf allen Seiten. Fünf Thore durchbrechen diese Mauern, von denen, nach Norden zu gerichtet, das Bab el-Tûnis, nach Süden zu das Bab el-Djelladin, Thor der Fellhändler, die schönsten sind, indem ein reicher Schmuck an kufischen Inschriften sie überdeckt.

Der Umfang der Stadt beträgt 13 km und ihre Einwohnerzahl wird zur Zeit auf 23000 abgeschätzt.

*) Begraben liegt Sidi Okba nicht in Kairuân, sondern in der Moschee einer kleinen Oase, 20 km von Biskra entfernt, also im äussersten Süden Algeriens, wo er im Jahre 682 im Kampfe gegen die Berber fiel.

Der zureisende Fremde findet beim Verlassen des Bahnhofes zunächst die unbedeutenden Anfänge einer Frankenstadt, welche vor dem genannten Südthore der Fellhändler sich zu entwickeln beginnt. Hier sind zwei Gasthöfe bereit, ihn aufzunehmen, das Grand Hôtel und das Splendid Hôtel. Letzteres, im allgemeinen bevorzugt, benutzte auch ich bei einer wiederholten Anwesenheit in der Stadt, und fand es, bei nicht billigen Preisen, durchaus mittelmässig. Sein Wirt ist ein Franzose.

Obwohl Kairuân die einzige arabische Stadt Nordafrikas ist, welche es verschmäht hat, auf dem Weichbilde einer römischen Vorgängerin sich aufzubauen, so begegnen wir doch in ihren Mauern einer grossen Menge antiker Bauglieder. Schon Sîdi Okba, ihr Gründer, welcher Hadrumetum zerstört hatte, benutzte deren Trümmer, trotz des dazwischen liegenden Weges von 62 km, für die Neubauten Kairuâns. Später wurden auch die Ruinenfelder von Klein-Lebda und selbst von dem viel entfernteren Karthago für dieselben Zwecke herangezogen. So sind wir denn nicht überrascht, wenn wir z. B. unter den 500 Säulen der grossen Moschee die wertvollsten alten Arbeiten finden.

Natürlich ist der Besucher Kairuâns, wenn ihm bisher eine weitere Tour durch die Levante versagt war, besonders begierig auf den Eintritt in eine Moschee, deren Besuch ja an allen übrigen Plätzen Tûnisiens untersagt ist. Man wird nun kaum Neigung haben, sämtliche 85 Moscheen zu studieren, obwohl der Erlaubnisschein der Regierung dazu vollkommen berechtigen würde. Es genügt der Besuch von dreien, welche durch Grösse und Schmuck hervorragen; es ist dies erstens die Djâma Sîdi Okba, oder auch kurzweg genannt Djâma el-kebir, d. h. die Grosse; sodann die Djâma Sîdi es Sahib mit der Reliquie des Bartes des Propheten; und endlich die dritte, Sîdi Omar Abâda, oder auch in den französischen Handbüchern kurzweg genannt als »La Mosquée des sabres«. Zu diesem Gange nimmt man einen der Führer, welche an der Pforte des Hôtels sich zahlreich anbieten. Fünf Francs Lohn für den Tag sind eine ausreichende Bezahlung.

Die drei Moscheen, welche wir nun betreten, vergegenwärtigen uns zugleich die beiden Stilformen, in welche alle die gottesdienstlichen Gebäude dieser Art im Oriente sich einteilen, den arabischen und den türkischen Baustil. Ich möchte auf das Kapitel III dieses Buches zurückverweisen, wo ausführlich von diesem Gegenstande gesprochen worden ist.

Die Djâma el-kebir, sowie die Djâma es Sahib werden uns den arabischen, dagegen die Djâma Sîdi Omar Abâda den türkischen Baustil zeigen.

Die grosse Moschee ist das älteste Bauwerk der Stadt, gestiftet durch Sîdi Okba, aber in ihrer gegenwärtigen Gestalt glänzend restauriert in den Jahren 805—21 durch den zweiten Fürsten aus dem Hause der Aglabiten.

Sie steht in der nordöstlichen Ecke der Stadt, hart an deren Umfassungsmauer, und überdeckt eine sehr beträchtliche Grundfläche.

Zu ihr führt ein ziemlich weiter Weg durch enge, vielverschlungene Strassen. Er wird uns interessant, nicht durch die Aussenseite der Häuser, welche einstöckig, weiss abgetüncht und wenig geschmückt, Seite an Seite stehen, wohl aber durch die Menschen in arabischer Tracht, welche, zu Fuss, wie auf Reittieren sitzend, in grosser Anzahl uns begegnen.

Für den Eindruck, welchen wir von dem Bauwerke der grossen Moschee zu erhalten wünschen, ist es von entscheidendem Nutzen, dass wir darauf bestehen, dieses Gebäude nicht durch eine Seitenpforte, sondern durch das Hauptthor zu betreten. Dasselbe liegt unter dem grossen Minareh, welches gerade aus der Mitte der nördlichen Säulenhalle aufsteigt.

Hier eintretend, liegt vor uns der quadratische Hof in seiner riesenhaften Ausdehnung, eingefasst auf allen vier Seiten durch eine doppelte Arkadenreihe mit gekoppelten Säulen. Die Fläche dieses Hofes ist mit Steinplatten belegt und nicht, wie man sonst findet, bepflanzt mit Bäumen in parallelen Reihen; denn unter diesem Hofe liegt eine tief ausgemauerte Zisterne von grossen Dimensionen zum Aufsaugen des so wertvollen Regenwassers.

Uns gerade gegenüber, hinter der nach Süden zu gerichteten Säulenhalle, liegt der eigentliche Betraum. Man betritt denselben durch sieben breite Pforten, von denen die mittlere, unter einer Kuppel gelegen, durch ihre Grössenverhältnisse wie durch ihren Schmuck ausgezeichnet, das Hauptthor ist. Es führt den Namen Bab el-behû. Jede dieser sieben Pforten schliesst nach oben zu in einem hoch aufsteigenden maurischen Halbbogen ab. Dieselben umfassen eine Vertäfelung in braunem Holz, Meisterstücke der Schnitzkunst, in denen stets neue Muster von feinster Erfindung das Auge überraschen.

Durch das Bab el-behû betreten wir den eigentlichen Betraum. Er ist von bedeutender Breite und Tiefe. 296 Säulen sind so angeordnet, dass sie, von rechts nach links gerechnet, in acht parallelen Linien aufgestellt, neun Schiffe, und in der Richtung gerade aus neunzehn Schiffe bilden. Die Schäfte dieser Säulen sind teils Porphyr, teils Marmor, die Kapitäle aber von ganz verschiedener Form. Alles jedoch antike Arbeit. Der Säulenwald vor uns ist von überraschender Wirkung. Ich kann diese Wirkung nur an die Seite stellen dem Eindrucke, welchen die berühmte Moschee Abd-er-Rahmâns I. in Cordova hervorbringt, und hier unterbricht das Gesamtbild so störend die in das Zentrum jenes Säulenwaldes eingebaute Kreuzkirche.

Schöne Bogen in Hufeisenform sitzen auf den Säulenknäufen und tragen die durchgehend flache Decke, welche nur in der Mitte zwischen Bab el-behû und der Kibla eine hochgewölbte Kuppel unterbricht. Farben-

reiche Teppiche, zum Teil von sehr hohem Alter und in sehr verschiedenen Mustern, überziehen, Kante an Kante gelegt, den weiten Raum, Pracht und zugleich Behagen verbreitend.

Der Mambar, rechts von der Kibla stehend, ist sechs Meter hoch, aus dem Holz der Platanen von Bagdad geschnitzt und auf das reichste mit Perlmutter und Edelmetallen inkrustiert.

Wir dürfen, unserer Schuhe entkleidet, auf Strümpfen unbehindert über diese Teppiche hinschreiten, so lange wir wollen, und die Majestät des Raumes auf uns wirken lassen. Ein Dämmerlicht, da die Thore nach aussen geschlossen sind, durchflutet diese Hallen und wirkt anregend auf die Einbildungskraft. Einzelne Gestalten, in weisse Gewänder gehüllt, knieen zwischen den Säulen, tief versunken im Gebet. Der Hauch einer grossen Vergangenheit umgiebt uns. Kein Laut von aussen her berührt das Ohr. Abgezogen von dem Irdischen, fühlt das Herz sich gehoben zur Anbetung des Ewigen.

Es kostete uns Ueberwindung, den Raum zu verlassen, aber der Führer mahnte. Die Ersteigung des schon genannten hohen Minareh dieser Moschee empfiehlt sich dringend. Es ist der einzige Aussichtspunkt, von dem man einen Gesamtüberblick über die Stadt erhält. 190 sehr bequeme und gut beleuchtete Stufen führen zur oberen Plattform. Alles erinnert uns hier, im Aeusseren wie im Innern, an Sevillas berühmte Giralda. Beide Türme gleichen sich wie Zwillingsbrüder. Die 190 Stufen, sämtlich aus weissem Marmor, verraten, die eine und die andere, deutlich ihren antiken Ursprung. Ich trete hier auf eine lateinische Inschrift, dort auf einen im Flachrelief eingemeisselten Fisch, das altchristliche Sinnbild des Erlösers: *ἰχθής = Ἰησοῦς χρίστός θεόν υἱός σωτής* = Jesus, der Gesalbte, Gottes Sohn, mein Erlöser.

Die Aussicht von der oberen quadratischen, mit einer starken Steinbrüstung geschützten Plattform ist wahrhaft überraschend. Die Sonne steht in Mittagshöhe und durchtränkt alles mit ihrem Lichte. Scharf wird dieses Licht zurückgeworfen von den schneeweissen Terrassen und Kuppeln des ausgedehnten Häusermeeres, welches zu unsern Füssen sich weitet. Unwillkürlich legen wir schützend die Hand über die Augen. Stolz umschreitet die alte Mauer diese Steinmassen. Hinter ihr die endlose Steppe. In sie gebettet nach Süden zu der funkelnde Salzsee von Sìdi el-Hâni, nach Nordwesten hin aber, auf 18 km Entfernung, die aufsteigenden Terrassen des tûnisischen Berglandes, sich zusammenballend zum Djebel Zaghuân, der in blauen Linien duftig am fernsten Horizonte steht.

Die zweite, überaus sehenswerte Moschee, und gleichfalls nach der arabischen Stilform errichtet, ist die Djâma Sîdi es Sahib mit der Reliquie des Bartes des Propheten. Da sie ausserhalb der Stadt, etwa 2 km vor dem Nordthore, umgeben von ausgedehnten Friedhöfen liegt, so empfiehlt

fassun

Stras
welch
stehe
Fuss

Mos
wir
dur
wel

hat
Ar
St
in
Zi
R

[illegible]



Kairuân: Moschee.

sich ein Gang dorthin erst gegen Abend, weil schattenlos der im Freien führende Pfad.

Das Gebäude hat nicht die Grössenverhältnisse, noch die imposante einfache Würde des Djâma el-kebir; aber es ist weit reicher im Schmuck des Details und erinnert in seinen heiteren Formen mehr an ein Mauren-Schloss als an eine Gebetsstätte. Fünf Säulenhöfe von unterschiedlicher Grösse muss man durchschreiten, ehe der Fuss zum eigentlichen Betraum gelangt, und diese Säulenhöfe sind überaus anmutig. Farbensatte Kacheln aus den besten alten Fabriken von Neapolis, dem heutigen Nabeul, überziehen die Wandflächen von unten aufsteigend bis zur Manneshöhe. Dann kommen jene in den Stuck vertieften Arabesken, welche, nach Technik wie Zeichnung gleich vollendet, eine Spezialität der alten arabischen Kunst sind. Diese an Erfindung unerschöpflichen Muster überziehen wie ein ausgespannter Teppich, über jenes von Fayencen gebildete Paneel hinlaufend, die gesamten Wandflächen. Vor sie hingestellt die zierlichen Säulenreihen als Träger reich gegliederter Simse. In diese Höfe hinab schaut der blaue, lichtdurchwobene Himmel. In der That ein Bild voll südlicher Pracht. Ich wurde hier lebhaft erinnert an die herrliche Alhambra mit ihren luftigen Höfen, den Stolz der alten Maurenresidenz von Granada.

An den fünften und schönsten Säulenhof stösst die nicht eben grosse Grabkapelle, von einer Kuppel überragt.

Hier ruht der Erbauer dieses Heiligtums, Sîdi es-Sahib*), welchem es noch vergönnt war, die Worte der Offenbarung von den Lippen des Propheten selbst zu vernehmen und Schulter an Schulter mit ihm zu kämpfen. Drei Haare aus dem Barte des Propheten führte er auf seinen Kriegszügen als Reliquie hierher mit sich, und diese wurden bei seinem Tode, in einen Lederbeutel verwahrt, ihm auf die Brust gelegt. Eine grüne, in Gold gestickte Sammetdecke, bis zum Erdboden herabreichend, verhüllt den Sarkophag, welchen ausserdem ein schützendes Gitter umgiebt. Entrollte Kriegsfahnen in den Farben des Propheten, grün, rot und weiss, hängen über demselben zahlreich von der Decke herab. Den frei bleibenden Raum des Fussbodens decken reich gemusterte, weiche Teppiche des Orients. Man bekommt in diesem heiteren, reich geschmückten Raum den Eindruck, nicht in einer Grabkapelle, sondern in dem Empfangsraum eines Fürsten sich zu befinden. Das Gebäude in seiner gegenwärtigen Gestalt stammt aus dem Jahre 820, wo es von Grund auf restauriert wurde. Wir haben also vor uns ein Bauwerk aus der klassischen arabischen Zeit.

---

*) Es ist ganz falsch, wenn die Franzosen Sidi es-Sahib für den Barbier des Propheten ausgeben, den ganzen Bart desselben ihm zueignen und in ihren Handbüchern von einer »mosquée du barbier« sprechen.



Kairuân: Moschee.

Die dritte Moschee, welche wir besichtigen, führt den Namen ihres Stifters, des Sîdi Omar Abâda. Sie liegt innerhalb der Mauern der Stadt, wohin wir jetzt zurückkehren.

Omar Abâda wurde geboren im Anfange des abgelaufenen Jahrhunderts. Er war ursprünglich ein Schmied und, was im Orient sehr häufig, zugleich ein Wundarzt. Infolge innerer Umwandlung wurde er ein Marabut. Darunter verstehen die Moslimim Leute, welche sich Gott so völlig hingegeben haben, dass ihr Geist bereits im Himmel wohnt, während nur noch das Irdische, ihr Körper, unter die gewöhnlichen Sterblichen sich mischt. Dieser Körper, nun steuerlos, unternimmt und darf unternehmen die seltsamsten Dinge. Manche gehen völlig nackt, manche in phantastischem Aufputz, wie ich einen in Hermelinmantel und Krone sah. Andere waschen sich nie und tragen das Haar unverkürzt, was ihnen ein wildes Aussehen giebt. Oft wohnen sie in verlassenem Gemäuer. Einen solchen Einsiedler besuchte ich zwischen seinen Trümmern, hatte eine Unterredung mit ihm und erhielt aus seinen Händen eine Denkmünze, die er von seinem Halse löste. Gebet und Askese sind ihre ausschliessliche Beschäftigung. Freiwillige Gaben, sowie Lebensmittel werden ihnen reichlich zugetragen; wo sie erscheinen, weicht man ihnen ehrerbietig aus, denn sie gelten für völlig »moslim«, d. h. völlig hingegeben an Gott. Nach ihrem Tode wird diesen Heiligen in der Regel eine kleine Kapelle gestiftet, welches Bauwerk dann auch kurzer Hand Marabut genannt wird. Man begegnet solchen Kubbas zahlreich allerorten im Orient.

Auch Sîdi Omar Abâda ward ein solcher Marabut und erfreute sich der besonderen Gunst des regierenden Beys Ahmed Pâchâs. Reiche Mittel flossen ihm durch diese fürstliche Gnade zu und setzten ihn in den Stand, diese von sieben gewaltigen Kuppeln überkrönte Moschee aufzurichten.

Das Gebäude, welches mehr durch seine Grössenverhältnisse als durch die feine Durchbildung seiner einzelnen Bauglieder wirkt, stellt uns den türkischen Baustil solch eines Gotteshauses vor Augen. Dieses, keine selbständige Schöpfung, kopiert im wesentlichen die Bauformen der von Kaiser Justinian 530 erbauten Sophienkirche zu Konstantinopel, welche am 29. Mai 1453 nach Erstürmung der Stadt und Auswechslung des Kreuzes gegen den Halbmond als Agia Sophia die Hauptmoschee des türkischen Reiches wurde. Dieselben Bauformen treten uns auch hier, wenn auch in plumper Wiederholung, entgegen und haben nur für den Reisenden Interesse, welcher Konstantinopel nicht besuchte.

Im Innern sind aufgespeichert wertlose Kuriositäten, als Schwerter, Kandelaber, ja Tabakspfeifen aus Eisen und Holz, von dem Marabut selbst gefertigt, in Anlehnung an sein früheres Handwerk. Dinge, bei denen, wie bei der gesamten Anlage, mehr die Grösse, als wie die Feinheit gefällt.

Kairuân besitzt neben den hier aufgezeichneten historischen Denkmälern aus alten Tagen her, die Pflege einer hochentwickelten Hausindustrie. Es werden von hiesigen Frauen Teppiche geknüpft, und besonders die kleineren Formen der Gebetsteppiche, welche, über ganz Nordafrika verbreitet, eines gleichen Rufes sich erfreuen, wie die besten Erzeugnisse Persiens.

Ich hatte den lebhaften Wunsch, ein solches dieser Industrie dienendes arabisches Haus zu besuchen, und mein wackerer Führer versprach, das zu vermitteln.

Durch enge Strassen begaben wir uns dorthin. Ich blieb vor der Pforte stehen. Doch schon nach wenigen Minuten erfolgt die Einladung zum Eintritt. Einen grossen gepflasterten Hof umschliessen vier einstöckige Flügel. Drei arabische Familien teilen sich in diese Wohnräume und zahlen für das ganze Haus gemeinschaftlich 100 Francs Jahresmiete. Sämtliche Frauen dieser drei Haushaltungen knüpfen Teppiche, während die Männer auswärts ihren Verdienst suchen. Jede Haushaltung hält sich ein oder mehrere Schafe, denen sie die Wolle entnehmen und spinnen. Dann geht dieselbe zum Färber in die Stadt. In alter Zeit ausschliesslich mit Pflanzensäften gefärbt, welche fest gegen das Licht ihre Leuchtkraft bewahrten, werden diese Wollen jetzt hier und da mit aus Europa bezogenen Anilinfarben durchtränkt und sind dann dem schnellsten Verbleichen ausgesetzt. Gefärbt kommt die Wolle zurück in die Arbeitskörbe der Frauen.

Durch einen Landsmann eingeführt, betrachteten mich die Bewohnerinnen nicht als Fremdling, sondern als einen Gast, und zeigten sich sämtlich unverschleiert.

Die eine erregte meine Aufmerksamkeit durch die Feinheit ihrer ganzen Erscheinung und durch die Grazie ihrer Bewegungen. Sie mochte in den Dreissigern stehen. Ihr Gesicht, ehemals gewiss von grosser Schönheit, war auffallend blass und trug die Spuren des Leidens an sich. Das grosse, dunkle Auge schien von Enttäuschung zu erzählen. Das Haar, dunkelschwarz, war über der Stirn schlicht gescheitelt. Ein am Halse geschlossenes weisses Gewand, durch einen Gürtel um die Taille zusammengefasst, floss in leichten Falten bis auf die Füsse hinab. Diese, nackt, waren von derselben Kleinheit und Zartheit wie die Hände.

Sie stand vor einem senkrecht aufgestellten grossen Holzrahmen und arbeitete an einem Teppich. Rechts und links waren kleinere Rahmen, daran arbeiteten Mädchen von 8—10 Jahren. Es waren nicht ihre Kinder, sondern Schülerinnen aus der Nachbarschaft. Denn Suleika unterhielt eine Teppichschule und lehrte, selbst arbeitend, ihre Kunst weiter.

Mein Diener hatte mir über die glatten Pflastersteine des Hofes in einer schattigen Ecke einen Teppich ausgebreitet. Auf diesem gelagert, sah ich dem Treiben ringsumher zu. Die kleinen Mädchen, frischwangig

und rund, waren bildhübsche Kinder und sahen neben der gereiften, etwas abgeblühten Frau, noch um vieles angenehmer und frischer aus. An den Wiegen dieser Naturkinder haben die Grazien mit vollen Händen ihre Gaben ausgestreut. Welch ein Kapital von Schönheit, Frische und gefälligem Anstand bringen diese kleinen Geschöpfe mit auf die Welt.

Suleika hatte ihren Teppich nahezu vollendet. In sicheren Linien zog sich das Muster mit reichem Farbenspiel über die ausgespannte Fläche. Ich forschte nach dem Vorbilde, doch sie versicherte, ohne ein solches, nur nach ihrer Phantasie gearbeitet zu haben. Doppelt beglückwünschte ich sie nun zu ihrem wohlgelungenen Werke. Doch sie erhob ihre Hand und deutete ernst auf einen Gegenstand, der vom Simse ihres Webstuhles herabhing. Es war ein weisser Glacéhandschuh, durch eingelegte Watte zur vollen Rundung ausgestopft. Ihre Glückshand!

Die Araber haben ein unbegrenztes Vertrauen zu diesem Symbol.

Die Vorstellung davon geht zurück auf die Hand des Propheten Moses, welche, in den Busen seines Gewandes gesteckt, zuerst aussätzig, dann, bei wiederholter Bewegung, vollkommen frisch und heil herausgezogen wurde (2. Mos. 4, 6 u. 7).

Diese Hand des Propheten in der Nachbildung ward ihnen zum Talisman, um nahendes Unheil zu brechen, erbetenen Segen zu bringen.

Man sieht diese Glückshand im Orient all und überall, bald in rohen Umrissen auf die Hausthüren gemalt, bald aus edlem Metall gebildet um den Hals als Schmuck getragen, bald, wie hier, in der Werkstatt aufgehängt.

Suleika schrieb ihr das Gelingen ihrer Arbeit zu. Wenn der Teppich den Webstuhl verlassen hat, wird ihr Mann es versuchen, denselben auf der Strasse oder im Hôtel an einen Fremden zu verkaufen. Das ist das Erwünschtere, denn es verspricht einen höheren Preis. Gelingt das nicht, so wandert die Arbeit in den Bazar zu einem arabischen Kaufmann, der nun erheblich weniger zahlt. Denn diese Hausindustrie ist von der französischen Regierung mit einem doppelten Zoll belastet. Der erste Zoll wird erhoben, wenn das Produkt aus der Hand des Verfertigers im Bazar in die Hand des Kaufmanns übergeht, und der zweite Zoll wird gezahlt, wenn dasselbe aus der Hand des Händlers in die des Käufers gelangt. Jedesmal etwa 10 Prozent, im ganzen 20 Prozent vom Werte.

Arme Suleika, du wirst nur wenig für deine mühevolle Arbeit erhalten! Rechnest du alles zusammen, so bleibt dir nicht mehr als 1 Frc. für den Tag.

Ich hätte nun gerne meinen Besuch in diesem Hause mit einem Ankaufe abgeschlossen, aber es bot sich kein fertiger Gegenstand dar.

So legte ich denn in jede Hand, die sich mir zum Abschied entgegenstreckte, einen Franken, und wurde unter Segenswünschen entlassen.



KAPITEL XXVII.

Ein interessantes Paar.

Um von Kairuân nach Tûnis zu gehen, ist es nicht erforderlich, noch einmal Susa zu berühren. Auf der Station Kalâa Serira, acht Kilometer nördlich von Susa, findet ein Wagenwechsel statt. Man verlässt den aus Kairuân kommenden Zug, besteigt die bald darauf einfahrenden, nach Tûnis bestimmten Wagen und erspart auf diese Weise sechzehn Kilometer Weges. Des Morgens um 10 Uhr aus Kairuân aufgebrochen, kann man so des Abends um 7 Uhr in Tûnis anlangen.

Doch ich hatte einen andern Plan. Diese Strecke verfolgend, stieg ich um 4 Uhr nachmittags auf der Station Bir-bu-Rekba aus, um den hier bereit stehenden Zug nach dem Städtchen Nabeul zu nehmen, welches mitten unter wohlgepflegten Gärten, dicht am Golf von Hammâmêt liegt.

Mich lockte dorthin nicht die Beziehung dieses Ortes zu dem antiken Neapolis, nicht die aus alten Tagen überkommene und noch heute durch Araberhände fleissig gepflegte Kunst der Keramik, nicht die frische, anmutige Lage und die Reinheit der diese anspruchslosen Dächer umfliessenden Luft: nein, mich lockte etwas anderes dorthin.

Ein interessantes Menschenpaar!

Sidi Ahmed el-Gamati, der Sohn eines höheren Hofbeamten des Beys von Tûnis, bereits in reiferen Jahren stehend, war aus voller Ueberzeugung Christ geworden und hatte sich darauf mit einer englischen Dame, welche als Mitglied einer Mission Gelegenheit gefunden hatte, auf sein Gemütsleben einzuwirken, vermählt.

Wenn es schon von hohem Interesse war, den einzigen gebildeten Araber, der diesen Uebertritt vom Halbmonde zum Kreuz im Angesicht seiner fanatischen Landsleute gewagt hatte, kennen zu lernen, so steigerte sich dieses Interesse, wenn zugleich damit die Gelegenheit sich bot, zwei Menschen von so verschiedener Herkunft, Erziehung und Lebenssitte unter einem Dach vereinigt und in dem engsten Lebensbunde, den es giebt, zu beobachten.

Solche eigenartigen Eheschliessungen sind ja besonders bei englischen Frauen keine Seltenheit.

In Damaskus war ich oft an dem Palaste der Lady Dukby vorbeigeritten, welche hier in 26jähriger Ehe mit einem um 15 Jahre jüngeren Beduinen gelebt hatte, welchen sie einst auf einer Wüstenreise in Palmyra kennen lernte. Hier war es eine ältere Frau, welche gegen Hingabe eines grossen Vermögens das Besitzrecht an einen in berauschender, südlicher Schönheit, strotzender Jugend und naivster Manneskraft vor sie hintretenden Sohnes der Wildnis sich zu erkaufen suchte, eines Mannes, dessen Seelenleben umzuformen wohl kaum jemals in ihrer Absicht gelegen haben wird. Der Beduine überlebte seine Gattin um zehn Jahre und starb als Muselmann.

Hier in Nabeul lag der Fall ganz anders. Beide gleichaltrig, beide verknüpft durch das innere Band einer übereinstimmenden, warm empfundenen religiösen Weltanschauung, beide ihren Schritt bezahlend mit materiellen Opfern. Denn beiden verkürzte sich ihre Jahresrente, weil in London wie in Tûnis gleich sehr seitens der Verwandten ihr Schritt bekämpft wurde.

Aber sie hatten die Herzen getauscht, und auf ein Vermögen lernten sie verzichten. Um der Einfachheit willen, die nun ihr Los wurde, wohnten beide in diesem billigen arabischen Landstädtchen Nabeul.

Mein Freund F., der Geistliche der englischen Gemeinde in Tûnis, ein Mann von hohem inneren Adel, der Vertraute beider, hatte mir oft in stillen Abendstunden von diesem seltenen Paare und dessen Lebensgeschichte erzählt. Er wollte mich nun auch dort einführen. Zu diesem Zwecke kam er von Tûnis aus bis Bir-bu-Rekba mir entgegen, und gemeinsam setzten wir unsere Fahrt bis Nabeul fort, wo wir kurz nach fünf Uhr anlangten.

Sîdi Ahmed erwartete uns auf dem Bahnhofe. Aus dem Gewirr kleinstädtischen Publikums, welches den Perron füllte, hob sich seine aristokratische Erscheinung vorteilhaft ab und machte ihn mir sofort kenntlich.

Auch als Christ hielt er fest an der arabischen Tracht, dieser unser dunkles eintöniges Kleid um vieles überbietenden, malerischen Gewandung. Er trug einen gelb umwundenen Turban, eine terrakottafarbene Djibba von feiner Wolle, reichend bis auf die Füsse, welche, mit kurzen weissen Strümpfen bekleidet, in schwarzen Lackschuhen steckten. Um die Schultern hatte er den schneeweissen Burnûs geworfen. Sein nicht mehr jugendliches, ernstes Gesicht umrahmte ein schwarzer Vollbart, der, nie rasiert und darum seidenweich, die Mundwinkel wie den grösseren Teil der Backen frei liess. Eine fesselnde Gestalt von mehr als mittlerer Grösse.

Wir übergaben unser Gepäck dem Wagen des Hôtel de France, bestellten durch den Kutscher zwei Zimmer und begleiteten Sidi Ahmed zu Fusse zu seinem Hause hin.

In Nabeul stehen die Preise niedrig, und man kann ein geräumiges Haus schon für 225 Frcs. Jahrespreis mieten. Solch ein Haus mit andern Familien teilen, ist nicht die Sitte eines vornehmen Arabers.

Madame Ahmed el-Gamati, der unser Besuch galt, empfing uns auf der Hausschwelle. Eine Dame, ihrem Gatten etwa gleichaltrig, mit blondem Haar, frischen Wangen, von stattlichem Wuchs und freundlichem Wesen. Ihre Gewandung ein schlichtes graues Wollkleid nach europäischem Schnitt.

Beide Gatten befanden sich im dritten Jahre ihres Ehestandes, waren kinderlos und gewährten den Eindruck vollster Seelenübereinstimmung.

Wir überschritten nach ausgetauschtem Gruss den geräumigen, quadratischen und mit Pflastersteinen belegten Hof, welchen die vier Flügel des Hauses umschlossen, um einzutreten in den Empfangsraum der Wohnung. Ein nach arabischer Bauart langes, aber nicht tiefes Gemach, dessen weit herabreichende, mit Eisenstäben vergitterte Fenster den Blick auf den Hof öffneten, welchem Kübelgewächse, in grösserer Zahl aufgestellt, einen gartenartigen Anstrich gaben.

Die Wände des Zimmers waren weiss getüncht, der steinerne Fussboden mit einer Strohmatte belegt. Der Divan, ein paar Sessel, ein einfacher Esstisch mit den dazu gehörenden Stühlen, eine kleine Bibliothek, ein paar Sprüche auf farbigen Tafeln an der Wand, eine Terrakottaschale mit Feldblumen gefüllt, das war das einfache Mobiliar.

Und doch, die Zusammenstellung dieser bescheidenen Geräte, der darum schwebende Hauch, ausgehend von den friedlichen Menschen, welche hier wohnten, gaben dem Raume einen hohen Anstrich von Behagen.

Madame Gamati, deren Jugend mitten unter Bequemlichkeiten aller Art daheim verlief, teilt hier in einem weltentlegenen Städtchen, abgetrennt von ihren Landsleuten, ganz die Gewohnheiten ihres Gatten. Sie spricht seine Sprache, denn er versteht nur diese. Sie bereitet ihm die tägliche Speise nach seiner Gewohnheit, nur unterstützt von einer arabischen Dienerin. Sie geht auf seine Ideen und Pläne ein. Aber in dem Gespräch, welches wir nun führten, kam aus jenem frischen, blond umrahmten Gesicht kein Ton, der nach Entsagung klang, nach Sehnsucht zu jener fernen, aufgegebenen Kulturwelt; nein, heiter, hochherzig, augenscheinlich voll Befriedigung mit der gegenwärtigen Lage, dafür waren Träger die Worte des rasch dahinfliessenden, anregenden Gesprächs. Wem mussten da nicht in den Sinn kommen die Worte: »Die Liebe ist langmütig und freundlich und suchet nicht das Ihre!«

Wir erhoben uns und traten auf den Hof hinaus, den ein letzter Strahl der scheidenden Sonne freundlich beschien. Auf meinen Wunsch,

auch die übrigen Räume des Hauses zu sehen, ging Frau Gamati unbefangen und freundlich ein.

»Nun, hier drüben ist gleich unser Schlafzimmer«, sagte sie zu mir in englischer Sprache.

Dasselbe lag dem Empfangsraum gerade gegenüber und nahm wie dieses die ganze Breite des Hofes ein. An seinem einen schmalen Ende war die Bettnische. Auf einem gemauerten Podium lag eine Matte, darüber zwei Matratzen an einander gerückt, einige weiss bezogene Kopfkissen nebst wollenen Decken; das eheliche Lager gegen den Raum durch eine herabfallende Gardine geschlossen. Längs den weiss getünchten Wänden ein blauer Divan, dann zwei schlichte Waschtische, ein Garderobenschrank, ein weisser Holztisch mit Schreibgerät, das war alles!

»Und hier auf dieser dritten Seite liegt die Küche nebst der Speisekammer. Hier wohnt auch meine Dienerin Bachta. Und dort den vierten Flügel nimmt der Stall ein. Dieses Pferd besteigt mein Mann, jenen zahmeren Esel ich, wenn wir gemeinsam ausreiten, um auf den Dörfern mit den Leuten über das Evangelium zu sprechen. Ahmed findet seine Landsleute dort im Kaffeehause oder bei der Feldarbeit; ich gewinne leicht den Eintritt in die Harems. So treiben wir in ganz ungezwungener Weise hier eine Art von christlicher Mission und suchen unser Leben fruchtbar für andere zu machen!«

Halbmond und Kreuz, wie stehen sie wohl zu einander?

Nun, der Moslim hat, das muss ihm jeder Unbefangene lassen, ein sehr lebendiges Gottesbewusstsein. Er vertraut seinem Gott, denn ihn durchdringt der Glaube, dass dieser Allâh, vor dem er seine Kniee beugt, sein Erdenlos in fester und auch in gütiger Hand trägt. Allein, näher betrachtet, wird dieser Glaube doch ganz wesentlich eingeschränkt durch eine Kette gröbster abergläubischer Vorstellungen, anhebend mit der Sorge um den bösen Blick bis zur Furcht vor der verderbenbringenden geschriebenen Zauberformel in der Hand irgend eines Gegners. Man fürchtet hier ein hässliches Pulver, heimlich über die Speisen geworfen, dort eine schädliche Tinktur, dem Waschwasser beigemischt. Gegen alle solche eingebildeten Gefahren sucht sich der Moslim zu schützen durch die Glückshand, welche er auf die Thür seines Hauses malt, oder durch ein Amulet, welches er sich oder seinen Tieren umhängt.

Wie sehr wird das alles in den Schatten gestellt durch den Frieden in Gott, übersteigend alle Vernunft, welcher ein lebendig gewordenes Christenherz füllt und festigt.

Dem entsprechend ist der Charakter der Moslemim selten ein in sich gefestigter. Die unbeweglich erscheinende, gelassene Miene ist oft nur eine Täuschung; hinter derselben verbergen sich nicht selten ganz unvermittelte Gegensätze des inneren Lebens. Schwärmerische Hingabe

neben glühendem Hass, jubelndes Hoffen neben fassungsloser Zerknirschung. Heute ein flinkes, frohes Arbeiten, morgen pflichtvergessenes Ruhen. Ein sich gleichbleibendes, zielbewusstes Wirken findet man selten, ein überlegtes Sammeln und Sorgen für die Zukunft noch weniger. Und vor allem fehlt hier in der mohammedanischen Welt der unter den christlichen Völkern herrschende Zug der Pflichttreue.

Der Weg zum Paradiese wird dem Moslim erschlossen durch die strenge Befolgung seiner religiösen Vorschriften, vor allem durch Beten, Fasten und das Spenden von Almosen. Jeder Kenner des Orients wird ihnen auch unbedingt die gewissenhafteste Treue in der Ausübung dieser Pflichten nachrühmen. Daneben hat der Moslim eine sehr scharfe Vorstellung von der Allwissenheit Gottes und von seiner unbestechlichen Gerechtigkeit, welche das Böse straft, das Gute lohnt.

Erwacht indessen in ihm ein Sündenbewusstsein, welches von dem Erfassen grober Vergehen zum Erkennen auch feinerer Fehltritte aufsteigt, dann gebricht ihm jedes Deckungsmittel für die aufgesammelte Schuld, da ihm weder ein sakramentales Sühnemittel noch ein Versöhner bekannt sind, welches beides wir Christen in unserm Heilande und seinem Opfertode besitzen.

In diesen Gedankengang mochte Sidi Ahmed eingreifen, wenn er zu seinen Landsleuten und ehemaligen Glaubensgenossen auf dem Felde oder in dem Kaffeehause über den Segen und den Frieden sprach, ein Christ zu sein.

Madame Gamati lud uns für den kommenden Tag 1 Uhr zu einer arabischen Mahlzeit ein, und wir begaben uns in das Hôtel de France, um uns die bestellten guten Zimmer zu sichern.

Am kommenden Morgen erquickten wir uns durch ein Bad und besuchten dann unter Sidi Ahmeds Begleitung, der uns im Hôtel abholte, den sehr reichlich beschickten Freitagsmarkt, auf welchem alle Produkte der Umgegend, als: Getreide, Gemüse, Färbestoffe, ein grauer Stein, aus welchem man Seife gewinnt, und besonders die Schoten des scharfschmeckenden roten Pfeffers in grosser Menge feilgeboten und lebhaft gehandelt wurden. Dann begaben wir uns zu dem arabischen Essen.

Es wurde gedeckt in dem oben beschriebenen Empfangszimmer. Wir sassen zu vieren um den einfachen Esstisch. Die Dienerin Bachta trug die Speisen auf, welche überaus einfach waren. Zuerst wurde in Porzellannäpfen bereits eingegossene Fleischbrühe gereicht, welche kräftig und wohlschmeckend war und mittelst runder Holzlöffel gegessen wurde. Dann kam das arabische Nationalgericht »kous-kous«. Es besteht aus grobem Gries, gewonnen aus Gerste oder Weizen; dieser Gries wird mit Olivenöl durchmengt und in eine Thonschale geworfen, deren untere Fläche von feinen Löchern siebartig durchbrochen ist. Diese Schale passt

in ein ausgebauchtes Thongefäss, in welches Fleischstücke wie auch Gemüse, darunter namentlich weisse Rüben, kommen; alles wird mit Wasser übergossen. Auf ein Feuer gebracht, kocht diese Brühe und durchtränkt mit ihrem Brodem den Gries in der oberen Schale, welcher auf diese Weise nur gedämpft wird. Ist beides gar, so wird die Speise in einer grossen runden Schüssel angerichtet, deren untere Lage der durchdämpfte Gries bildet, über welchen die gekochten Rüben und die zerkleinerten Fleischstücke turmartig und oft höchst geschmackvoll aufgebaut werden. Die kurzgehaltene Brühe wird zum Schluss über das Ganze gegossen.

Die Araber essen dieses Gericht mit den Fingern, nach Weise der alten Römer; uns Europäern wurden zu diesem Zwecke Holzlöffel gereicht.

Nach dem kous-kous kamen noch Fleischklösse mit einer Füllung von fein gehackten Gemüsen und zum Schlusse Reis mit Früchten.

Als Getränk gab es nur Wasser, da Sîdi Ahmed die löbliche Gewohnheit seiner ehemaligen Glaubensgenossen, jeden Alkoholgenuss auszuschliessen, auch in seinem Christenstande beibehalten hatte.

Ein in arabischer Sprache von dem Hausherrn gesprochenes Gebet eröffnete und schloss die Mahlzeit.

In Rücksicht auf unsern Geschmack war bei der Zubereitung dieser Speisen der rote Pfeffer nur höchst sparsam, wie die Hausfrau mir versicherte, angewandt worden. Dennoch brannte mir der Mund von der ungewohnten Schärfe. Dieses Gewürz wird ja namentlich in der heissen Jahreszeit für notwendig gehalten, um den stark sinkenden Appetit zu heben; aber als seine üble Wirkung wurde von Aerzten die Bildung von Steinen in Galle und Blase selbst schon bei Kindern beobachtet.

Für den Nachmittag hatte ich unsern Gastfreunden eine Spazierfahrt in die Umgegend vorgeschlagen und zu diesem Zweck einen Landauer gemietet, dessen Eigentümer und zugleich Kutscher, ein junger Jude, den bescheidenen Preis von 4 Francs verlangte, welchen ich freiwillig durch Hinzulegung eines fünften vermehrte. Wir benutzten diesen Wagen aus einem bald zu erzählenden Anlass von 3 Uhr nachmittags bis 8 Uhr abends.

Nabeuls Umgebung ist reich an wohlbewässerten Gärten, gut bestellten Getreidefeldern und wohlhabenden Dörfern. Der Luftgürtel, welcher es umschliesst, ist von grosser Reinheit und starkem Ozongehalt, so dass Sommergäste, von Tûnis kommend, mehr und mehr ihre Erholung hier suchen.

So war denn die Spazierfahrt genussreich. Wir besuchten die Dörfer Beni-Kriar, Dar-Chaban und das auf einem grünen Hügel am Meere überaus frisch gelegene Marabut El-Mamoura.

»Jetzt werden wir den grössten und zugleich dunkelsten Ort in unserer Nachbarschaft kennen lernen«, sagte die englische Dame an meiner Seite, indem wir auf das Dorf Fechri zufuhren.

Ich war gespannt und machte mich demnach auf den Ausbruch eines religiösen Fanatismus hier gefasst.

Als wir von der Landstrasse in den Ort einbogen, trat rasch ein älterer Mann in arabischer Kleidung auf unsern Wagen zu, begrüsste Sidi Ahmed als Freund und lud ihn, wie uns alle als seine Gäste in das Kaffeehaus ein.

Dieser neutrale Ort ist für den Moslim, welchen die strenge Abschliessung seiner Frau an der Ausübung der Gastlichkeit im eigenen Heim verhindert, der oft gewählte Platz, an welchem er seinen gesellschaftlichen Pflichten nachzukommen sucht.

Unser Kaffeehaus, in welches wir geladen, lag in Fechri inmitten der Ortschaft an einem geräumigen, viereckigen Platze, mit der Aussicht auf die gegenüberliegende Moschee, und hatte seine schattigen Lauben weithin auf die Strasse vorgebaut. Wie denn diese arabischen Dörfer nie in der Form zerstreuter Gehöfte, gleich denen in unserer Heimat, sondern stets in geschlossener Häuserreihe, nach Art kleiner Städte, angelegt sind.

Auf dem Platze verliessen wir unsern Wagen, welcher inzwischen eine Ausspannung aufsuchte.

Sîdi Aschour, unser freundlicher Wirt, stand auf der Schwelle und grüsste mit dem schönen arabischen Grussworte: »Esselâm alikum«, d. h. »Friede sei mit Euch!«, während er die rechte Hand an Herz und Stirne legte. Dann liess er uns Kaffee reichen.

Uns Europäern wurden auf seinen Wink Stühle gebracht. Er selbst, wie auch Sîdi Ahmed, nahmen auf einer mit Matten überdeckten Steinestrade mit untergeschlagenen Füssen Platz, nach arabischer Weise. Ein warmes Freundschaftsband schien beide Männer zu verknüpfen; obwohl sie nicht mehr eines Glaubens waren.

Bald sammelte sich nun auch ein Kreis festtägig geschmückter männlicher Dorfbewohner um uns, denn es ist Freitag, der moslimische Ruhetag, und die Neugierde ist erwacht bei der seltenen Erscheinung von Fremden in dieser abgelegenen Gegend.

Ich entsandte meinen Diener Mohammed in einen benachbarten Laden und liess einige Pakete Zigaretten kaufen, welche ich dann persönlich unter die Anwesenden verteilte, überall ein verbindliches »Iketter chirek«, d. h. »Der Herr vermehre dein Glück!« erntend.

Herr und Frau Gamati begrüssten unter den Anwesenden manch einen alten Bekannten in einer arabischen Ansprache.

Wie kann ich das Interesse ausdrücken, mit dem ich diesen Kreis musterte. Diese gebräunten Gesichter in ihrer verschiedenen Schattierung. Diese lebhaften, feucht schimmernden Augen. Die sprechenden Handbewegungen. Das malerische Kostüm. Der angeborene Takt in der Wahl passender Umgangsformen.

Ich verstehe nun, wie ein mir bekannt gewordener deutscher Arzt in Sfax die Aeusserung thun konnte: »Sechs Jahre bin ich nun hier im Lande. Gern gehe ich zuweilen auf Urlaub nach der Heimat. Aber dann treibt es mich immer wieder zurück zu meinen Arabern und zu dieser Sonne, dieser herrlichen Sonne Afrikas, welche keine bleichen Winter kennt.«

Längere Abendschatten legten sich bereits über unsern Platz und wir sprachen vom Aufbruch.

Da liess sich Flötenspiel aus der Ferne vernehmen, untermischt mit Trommelschlag. Es nahte ein stark besetzter Zug von Männern im Festkleide, überweht von zwölf flatternden Fahnen in den Farben des Propheten, grün, rot und weiss.

In der Mitte eingeschlossen die Hauptgruppe, gebildet von zwei jungen Männern, vollkommen gleich und höchst sauber in dunkelblaues Tuch gekleidet, die sich zugekehrten Hände ineinander verschlungen, die äusseren gehalten von führenden Freunden. Es war ein Hochzeitszug, und diese beiden Brüder feierten an dem heutigen Abend ihre Vermählung.

Lebhaft tönt der Gesang der angestimmten Koränverse.

Nun hält der Zug auf unserm Platze, gerade vor dem Kaffeehause.

Man schliesst einen Kreis. Junge Männer treten in seine Mitte und führen einen Schwertertanz auf, indem sie unter höchst gewandten Bewegungen ein Scheingefecht, zwei gegen zwei, aufführen.

Auf die Estrade des Kaffeehauses tretend, konnten wir das ganze sich darbietende Bild vollkommen deutlich übersehen.

So ausgezeichnet hatten wir es getroffen! — Da Sidi Aschour unser Interesse an der Sache wahrnahm, so ermunterte er uns zu längerem Bleiben. Vielleicht gelänge es, der Hochzeitsfeier selber beizuwohnen.

Der Kutscher wurde gerufen und ihm bedeutet, dass wir länger bleiben wollten. Er machte Einwendungen. Sein Sabbath hätte begonnen.

Er entschloss sich indessen auf das Versprechen, sein Fuhrgeld um einen Franken vermehren zu wollen, nach Hause zu fahren, seinen Pferden dort das Abendfutter vorzuwerfen und dann, trotz des begonnenen Sabbaths, abends 8 Uhr uns abzuholen.

Wir aber folgten unter Sidi Aschours Geleit dem klingenden und singenden Zuge, der nun durch die reich belebte Dorfstrasse rasch dem Hochzeitshause zuschritt.



KAPITEL XXVIII.

Eine arabische Hochzeit.

Unter Trommelschlag und Flötenklang hatte sich der bunte Festzug durch die belebte Dorfstrasse zu dem Hause der beiden Bräutigame hin bewegt. Hier angelangt, fanden wir den Vorplatz des Hauses gegen die Strasse hin durch einen ausgespannten Vorhang abgesperrt. Man sagte uns, dass hinter dieser Leinwand das Festessen, der Kous-kous, für die geladenen Gäste soeben zubereitet werde, 70 kg Weizengries und das Fleisch einer ganzen geschlachteten Kuh standen dazu zur Verfügung, denn viel des Volkes würde erwartet.

Wir standen mitten unter dem neugierigen Haufen. Aber alle Leute waren überaus freundlich gegen uns und bereit, jede erbetene Auskunft zu geben. Ich verteilte wiederum schnell herbeigeholte Zigaretten und fand dafür dankbare Abnehmer.

War es nun Sidi Aschours freundliche Vermittelung oder eigener Antrieb, genug, aus dem Festhause traten einige ältere Männer heraus und luden uns, die Fremden, ein, zunächst hinter jenen Vorhang zu treten, um der Bereitung der Festspeisen zuzusehen. Wie bei der Hochzeit zu Kana waren Speisemeister, wie Köche, nicht bezahltes Gesinde, sondern helfende Nachbarn, und alles ging hier flink von statten. Schüssel auf Schüssel füllte sich mit der begehrten Speise. Dann lud man uns ein, in das Haus selbst zu treten. Sein viereckiger Hof, um den sich drei Flügel legten, sollte sich bald zu einer Festbühne gestalten, welche uns viel des Neuen darbot.

Auf den Stufen einer Steintreppe, welche innerhalb des Hofes zum flachen Hausdache hinaufführte, sowie auf diesem selbst sassen, dicht bei dicht, in ihren Kaik gewickelt, tief verschleierte Frauen, deren dunkle Silhouette sich scharf vom klaren Nachthimmel abhob. Sterne übersäten die ob unsern Häuptern sich wölbende Kuppel, und das voll herabquellende Mondlicht machte jede andere künstliche Beleuchtung hier überflüssig.

Man hatte uns Stühle hingestellt gegenüber von zwei bunt bemalten Hochsitzen, welche, dicht aneinander gerückt, mit ihren Sitzbrettern das Pflaster des Hofes um 2 m überragten. Es waren die Thronsessel für die beiden Bräutigame.

Bald nahte nun auch der Festzug unter Vorantritt von Musikanten. Die beiden jungen Männer wurden unter Gesang durch ihre Freunde auf jene Sessel gehoben, und zur Seite eines jeden trat ein Knabe mit einer brennenden Kerze. Nun breitete man über den Schoss der Sitzenden je ein schneeweisses Leinentuch in länglicher Form, dessen untere beiden Zipfel von jungen Leuten gehalten wurden. Diese begannen mit lauter Stimme in die Versammlung folgende Worte hinein zu rufen, welche sie in Absätzen fort und fort wiederholten: »Wäïn huma elachbâb elmelâch?« d. h. »Wo sind die Kameraden, die guten?« Und damit abwechselnd die andere Frage: »Wäïn el dschirân?« d. h. »Wo sind die Nachbarn?« Nach einer Pause trat dann jemand aus dem Haufen der Gäste heraus, näherte sich jenen Hochsitzen und warf jedem der Bräutigame ein Geldstück in den Schoss, welches dann längs dem ausgebreiteten weissen Tuche über die Knie der Sitzenden herabrollte und von jenen beiden Rufern unten in einem Sacke geschickt aufgefangen wurde. War das geschehen, dann wandten sich beide dem Geber zu und sprachen: »Ja, Sîdi (und nun der Name, z. B. Hamda) ikettar khirho!« d. h. »Du, Herr Hamda, Er (sc. Gott) vermehre (sc. an dir) sein Gutes!« Flöten antworteten diesem Wunsche.

Dieses wiederholte sich nun wohl hundert Mal. Auch wir warfen einige Franken einem jeden der Festeshelden in den Schoss und ernteten dafür in der gleichen Form ihren Dank. Als, wie es schien, die Freigebigkeit der Geladenen sich erschöpft hatte und keiner mehr vortrat, eröffnete sich ein anderes Schauspiel.

Ein älterer Mann mit tiefgebräuntem Gesicht, in einen langen weissen Leinentalar gekleidet, näherte sich im feierlichen Schritt jenen Stühlen, wie ein Apollo musagetes. Doch statt der Lyra trug er einen altertümlich geformten Dudelsack in seinen Händen. Erst spielte er eine groteske Weise, dann hob er den Fuss zum Tanzschritt und führte den, im Orient so beliebten Bauchtanz auf. Seine Darstellung wurde abgelöst durch den Imâm, welcher eine Surâ aus dem Korân recitando vortrug.

Während alles dieses geschah, hatten die beiden jungen Männer unbeweglich auf ihren Stühlen gesessen, die Augenlider gesenkt und die Hände flach auf ihre Knie gelegt; und obwohl alle diese Unternehmungen nur eine Verherrlichung ihres Ehrentages waren, schienen sie doch nicht den mindesten Anteil daran zu nehmen. So schrieb es ihnen nicht der eigene Wille, sondern die herrschende Sitte vor. Beleuchtet von den Kerzen der sie bedienenden Pagen, sassen sie da wie ein paar Pharaonenbilder aus Porphyr gemeisselt.

Unterdessen war der Schêch des Dorfes als Festgast erschienen, der uns, die Fremden, seine rechte Hand auf die Brust gelegt, mit einem freundlichen »esselâma!« begrüsste. Ich erhob mich und bot ihm meinen Stuhl an, den er bescheiden ablehnte. Er forderte uns vielmehr auf, in ein längliches Seitengemach einzutreten und dort von dem aufgetragenen Festgerichte, dem Kous-kous, zu kosten. Das abzulehnen, wäre nun in der That nicht höflich gewesen.

Da die Zahl der Gäste eine sehr grosse war, so konnten dieselben bei der bescheidenen Räumlichkeit nur gruppenweise gespeist werden. Indem man nun uns gerade zuerst aufforderte, zuzulangen, bewies man jenen feinen Takt, welcher auch dem ungeschulten Araber selten fehlt.

In jenem länglichen Speiseraume waren drei grosse flache Holzschalen in grösseren Abständen von einander auf die Strohmatte des Zimmerbodens hingestellt, bereits gefüllt mit dem pyramidenförmig aufgebauten Gerichte. Drei Gruppen der Gesellschaft, um sie gelagert, konnten sich also zu gleicher Zeit bedienen, im ganzen etwa 20 Personen. Waren diese befriedigt, dann verliessen sie den Raum und andere traten an ihre Stelle. Es ging alles ohne Gedränge, in bester Ordnung vor sich.

Wir nahmen im geschlossenen Kreise um die erste Schüssel Platz: Frau Gamati, ihr Gatte Sidi Ahmed, der Schêch, Freund F. und ich. Und, da europäische Stühle fehlten, so setzten wir uns alle, auch die Dame, nach orientalischer Weise mit untergeschlagenen Füssen auf den Fussboden.

Es ist Sitte der Moslimim, keine Mahlzeit zu beginnen, es sei denn mit dem Spruch: »Bism illah!« d. h. »Im Namen Gottes!«, und keine zu schliessen, als mit dem Wort: »Hamdou lillâh«, d. h. »Preis dem Höchsten!«

So geschah es auch hier.

Während die Araber mit den Fingern den Kous-kous ergriffen und verzehrten, reichte man uns runde Holzlöffel; und der Speisemeister trat ein, um ausgesuchte Fleischstücke aus einem Korbe uns ringsum auf den Rand unserer Schüssel zu legen. Eine Ehrengabe!

Wenige Minuten des Essens genügten ja für uns, um der Pflicht der Höflichkeit entsprochen zu haben. Dann verliessen wir das Gemach, an dessen Thür ein Knabe Orangenblütenwasser über unsere Hände goss.

Auf den Hof zurückgekehrt, fanden wir die beiden Bräutigame noch immer auf ihren hohen Stühlen sitzen, und nicht habe ich bemerkt, dass sie dieselben während des langen Abends ein einziges Mal verlassen hätten. Noch weniger reichte man ihnen Speisen oder Getränke hinauf. Was für die andern ein Feiern war, schien für sie, die Helden des Tages, ein Fasten zu werden.

Nun hiess es: »Die Barbiere werden eintreten«, und alle Welt reckte die Hälse, gespannt auf diese neue Wendung im Festesverlauf.

Zwei reich geputzte junge Männer erschienen auf dem Hofe, im Gurt zusammengeklappte Rasiermesser, und von demselben herabhängend bis zum Knie einen ledernen Streichriemen von auffallender Breite. Zwei andere junge Leute trugen zwei hohe, gleichfalls bunt bemalte Holzböcke herein und stellten sie jenen Hochsitzen gerade gegenüber auf.

Die beiden Barbiere schwangen sich auf dieselben und standen nun in gleicher Höhe vor den Bräutigamen, indem sie ihr Gesicht diesen zuwandten.

Nun entfalteten sie grosse Seidentücher von roter Farbe und schlangen sie um den Hals ihrer Opfer als Servietten. Dann schoben sie ihnen die Turbane zurück und benetzten die freigelegte Stirne, sowie Wangen und Kinn mit Orangenblütenwasser. Darauf öffneten sie ihre Rasiermesser, strichen dieselben so laut ab, dass es klatschte, und führten dann die Bewegung des Rasierens aus, über alle Teile des Gesichts hinstreichend. Alles dieses nach dem Takt und mit einschmeichelnder Grazie.

Während dessen sang ein Sängerchor arabische Lieder, welche von Liebe, Treue und dem Glück der Neuvermählten sprachen.

Zum Dank für die so dargebrachte Huldigung und gleichsam in Stellvertretung der beiden Verlobten, welche ihre passive Haltung in keiner Weise aufgaben, kehrten die Barbiere der Festversammlung sich zu, verbeugten sich dankend und sprengten aus ihnen dargereichten grossen Flaschen wohlriechendes Wasser über die Menge. Dann stiegen sie von ihren Schemeln herab und verschwanden.

Die ganze Zeremonie mochte eine Viertelstunde gedauert haben und bot ein eindrucksvolles Bild.

Nun war die Erlösungsstunde für die beiden Opfer dieses Festtages gekommen. Man hob sie wieder von ihren Thronsesseln herab.

Hand in Hand schritten sie zunächst in das Frauengemach, um sich den Segen ihrer Mutter zu erbitten.

Dann ordnete sich aufs neue der Festzug, unter Vorantritt der Musik und der zwölf entfalteten Banner, und verliess das Haus in derselben Weise, wie er gekommen, nur dass als Zugabe hell leuchtende Fackeln ihn begleiteten.

Diesmal war sein Ziel die Moschee. Hier hatten die Verlobten, gleichwie am Morgen, noch einmal lange Gebete zu sprechen.

Uns aber wurde eine neue Aufmerksamkeit zu teil. Jene älteren Männer, welche uns in das Haus geladen hatten, traten nun herzu mit der Frage, ob es uns genehm sei, die künftigen Wohngemächer der beiden jungvermählten Paare in Augenschein zu nehmen? Ein Vorschlag, welchen, als einen neuen Beweis des Vertrauens, wir mit zwiefachem Danke annahmen.

So folgten wir ihnen.

Es war nur ein einziges grösseres Zimmer, welches jeder der beiden Brüder für sich und seine junge Frau eingerichtet hatte. Da aber diese Zimmer im Verhältnis zu ihrer Breite beträchtlich lang waren, so konnten sie durch angebrachte Vorhänge mit Leichtigkeit in einzelne Kabinette zerlegt werden. Das war denn in beiden auf diese Art geschehen, dass man durch Aufhängen von zwei Vorhängen drei Kabinette schuf. Zur Rechten des Eintretenden schloss eine gelbseidene Gardine das Schlafgemach ab. Darin lagen die bereit gehaltenen schneeweissen Polster. Zur Linken begrenzte ein buntwollener Vorhang die Vorratskammer. Sie zeigte uns, als wir den Vorhang lüfteten, grosse thönerne Amphoren, gefüllt mit Getreide, Gries und Oel. Der zwischen beiden liegende Raum, welchem die grössere Grundfläche geblieben, diente als Wohngemach und zeigte eine gewisse Eleganz. Sein Steinfussboden war mit einer fein geflochtenen Matte bedeckt. Längs der Hinterwand zog sich ein Divan hin mit bunt geblümten Kissen. Ueber demselben lief quer über die Wand hin eines jener hübschen tünisischen Holzborde, welche die dortigen Verfertiger so geschickt auszuschnitzen und mit den lebhaften Farben, samt einer reichen Vergoldung, zu überziehen verstehen. Auf seiner Doppelreihe von Brettern standen in gefälliger Aufstellung einige Porzellan- und Glasgefässe, teils dem Schmucke dienend, teils zum häuslichen Gebrauch.

Diese Einrichtung war in den beiden Wohngemächern ziemlich die gleiche.

So war denn alles auf das beste bereit, die jungen Frauen zu empfangen.

Und sie werden bald in feierlicher Art ihren Eintritt in das neue Heim bewirken.

Wenn die Brüder von ihren Gebetsübungen aus der Moschee zurückkehren, dann werden sie, auf der Schwelle ihres Hauses stehend, die Ankommenden erwarten.

Diese haben an des verlaufenen Tages Jubelrufen und Festgerichten bisher keinen Anteil gehabt. Am Morgen haben auch sie, gleich ihren künftigen Ehegatten, die Moschee besucht, um durch Gebet den Tag sich zu heiligen. Dann haben sie ein Bad genommen und die übrigen Stunden still bei ihrer Mutter verlebt. Jetzt, am Abend, kommen ihre unvermählten gleichaltrigen Freundinnen, um sie zu dem entscheidenden Gange abzuholen. Es formt sich der Festzug. Trommler und Pfeifer voran. Fackeltragende Mädchen zur Seite. In der Mitte, in ihrer reichsten Gewandung, das Haar von Salben duftend, die Nägel an Händen und Füssen reich mit Henna geschminkt, die tief verschleierte Braut, von ihren Gespielinnen an den Händen geführt. So schreitet der Zug hin zur Wohnung des Bräutigams. Er steht auf seiner Hausschwelle, sie erwartend. — Er überreicht ihr einen bereit gehaltenen Goldschmuck, umarmt sie und führt sie dann in sein

Gemach, die Thür verschliessend, während draussen die Festversammlung in kurzen Liedern ihre Wünsche für Wohlergehen und eine reiche Nachkommenschaft ausspricht.

So hatten wir auf die denkbar bequemste Art, und umgeben von wohlwollenden Menschen, dem Verlauf einer arabischen Hochzeit in allen ihren einzelnen Wendungen beiwohnen können.

Unser Landauer war inzwischen vor dem Hochzeitshause vorgefahren, und befriedigt nahmen wir von den freundlichen Bewohnern Abschied.

»Kein dunkler Ort, meine Liebe!« sagte ich zu unserer englischen Freundin, als wir im Wagen wieder nebeneinander Platz genommen hatten.

»Nein! — In der That! — Ich bin selber erstaunt!« gab sie zurück. »Alle waren voll der entgegenkommendsten Freundlichkeit!« —

»Ihr und Ihres Gatten versöhnender Einfluss!« gestattete ich mir zu bemerken.

»Vielleicht! — Und doch gilt mein Mann in ihren Augen fort und fort noch als ein Abtrünniger, den man noch vor vier Jahren in Tûnis heimlich auf der Gasse ergriff und, unter dem Vorgeben des Wahnsinns, in das Gefängnis warf, bis englische Freunde ihn aus seiner 24-stündigen Haft befreiten.«

»Demnach ist der Moslim hier in der Provinz weniger fanatisch und für die Einwirkung anderer religiöser Ideen zugänglicher als in der Hauptstadt?« fragte ich.

»Ich möchte es glauben!« gab sie zurück.

Beim hellen Mondenschein rollte der Wagen durch die laue Nachtluft an träumenden Orangengärten vorüber, die soeben ihre neuen Blüten mitten zwischen reifen Früchten aufschlossen.

Ein weisser, stark duftender Zweig lag in meinen Händen.

Nabeul war bald erreicht, und der Thee in dem einfachen, opferbereiten Hause unserer Gastfreunde stand bereit.

Nachdem wir, unter dem Austausch noch manch eines guten Wortes, ihn eingenommen hatten, gab uns Sidi Ahmed das Geleit bis zu unserm Gasthofe.

Es war schon spät geworden und das Bett willkommen.



KAPITEL XXIX.

Tûnis.

Am nächsten Morgen kehrten wir über Bir-bu-Rekba nach Tûnis zurück und erreichten dasselbe schon am Mittag. Man kann diese Landeshauptstadt erreichen auf mancherlei Art. Durch den Schienenweg von Westen her über Algier und von Osten her über Susa, welchen Weg wir soeben kamen; dann aber ganz besonders zu Wasser.

Die Verbindung ist hier eine sehr reiche.

Zwei Dampferlinien von Marseille ausgehend, und drei Linien von Italien kommend, münden in Tûnis. Zunächst nun der Wasserweg über Frankreich.

Die Schiffe der Compagnie générale transatlantique fahren zweimal die Woche direkt zwischen Marseille und Tûnis. Sie brauchen zu dieser Fahrt ein und einen halben Tag, sowie die dazwischen liegende Nacht. — Aus demselben Hafen gehen auch die Schiffe einer Konkurrenzlinie, der Compagnie de navigation mixte, kurzweg nach ihrem Gründer auch die Compagnie Touache genannt, aber nur einmal die Woche und auf einer um 6 Stunden längeren Fahrt. Während man dort in der ersten Kajüte, einschliesslich Bett und Verpflegung, 104 Frcs. für die Person bezahlt, hat man hier dasselbe für 70 Frcs.

Auf diese Weise bietet sich an drei verschiedenen Tagen einer jeden Woche die feste Gelegenheit, in guten Dampfern von Marseille nach Tûnis überzusetzen.

Ausserdem hat man von Italien aus eine dreifache gute Verbindung hierher aus verschiedenen Häfen. Einmal wöchentlich (zur Zeit Freitag, abends 9 Uhr)*) gehen Schiffe von Genua, mit Anlegung in Livorno, dann in Cagliari, auf Sardinien, endlich in Bizerta in Afrika, nach Tûnis. Die

*) Die Gesellschaft hat die Befugnis, unter Umständen die Abfahrt von Genua bis Mitternacht zu verschieben. (Mitteilung des kaiserlich deutschen Generalkonsulats in Genua vom 1. Februar 1902.)

Fahrt dauert freilich fünf Tage, und der Fahrschein erster Klasse kostet 130 Frcs. Zu zweit laufen Schiffe von Palermo aus, mit Anlegung in Trapani, auf Sicilien, sowie der zu Italien gehörenden Insel Pantelleria, nach Tûnis. Und zu dritt gehen Schiffe von Syracus aus über Malta nach Tûnis. Auf beiden Linien eine Fahrt von 1½ Tagen und um den Preis von 70 Frcs. in der ersten Klasse für den ganzen Weg. Diese Schiffe, mit guter Einrichtung und Verpflegung, gehören sämtlich der Navigazione Generale Italiana.

Personen wie Gepäck werden zur Zeit unmittelbar am Hafenquai von Tûnis gelandet, denn der flache Binnensee El Bahira ist jetzt in der Richtung von Goletta nach Tûnis von dem 11 km langen Kanal durchschnitten, welcher hinreichende Tiefe für alle diese Schiffe bietet.

Dort am Quai stehen Omnibusse vieler Hôtels, sowie Droschken und Lastträger bereit, die Ankömmlinge in das gewünschte Quartier zu bringen. Die französische Sprache reicht im Verkehr mit allen diesen Leuten bis zum arabischen Lastträger hinab vollkommen aus.

An Gasthöfen giebt es eine sehr grosse Menge, ersten wie zweiten Ranges. Zu jenen gehören das Grand Hôtel, das Hôtel de Paris und das etwas ausserhalb der Stadt, aber sehr anmutig gelegene und von einem Schweizer Wirte gehaltene Hôtel St. George; zu denen zweiten Ranges sind zu zählen das Hôtel de France, das Hôtel de Résidence, das Hôtel Tûnis und das Hôtel Eymon, ohne dass die Reihe derselben erschöpft ist. In sämtlichen kann man bei längerem Aufenthalte ermässigte Preise beanspruchen, und es werden im Falle eines solchen Abkommens dort 12 Frcs., hier 8 Frcs. für Wohnung und sämtliche Tagesbedürfnisse bezahlt.

Um vieles billiger kann man sich namentlich für einen längeren Aufenthalt einrichten durch das wochen- oder monatweise Mieten von möblierten Zimmern, deren viele angeboten werden, in welchem Falle ausreichende Restaurants die Verpflegung liefern. Ja, ich kannte zwei amerikanische Damen, welche in der Araberstadt ein allerliebstes zweistöckiges Haus um den Preis von 600 Frcs. jährlich gemietet, mit ihren Möbeln ausgestattet hatten und darin bereits sechs Jahre wohnten, unter Führung eines eigenen Haushalts und unterstützt von arabischer Dienerschaft. Die eine dieser beiden Frauen war eine Künstlerin, und lediglich der Sinn für die märchenhafte Schönheit des orientalischen Lebens hatte sie so lange Zeit an dieses durch den künstlerischen Reichtum seiner Motive so ausgezeichnete Tûnis gefesselt.

Tûnis, eine Niederlassung, älter als Utica und Karthago, ist gegründet nicht von eingewanderten Phönikiern, sondern von eingeborenen Afrikanern. Anfangs unbedeutend, gewann sie erst durch die Zerstörung des benachbarten Karthago. Den überwundenen Bürgern dieser Stadt

13*

diktierte ein Paragraph der Friedensbedingungen die zukünftige Neuansiedlung nur in einer Entfernung von der Meeresküste um 15 Kilometer. Dieser Bedingung entsprach die Lage des bereits vorhandenen Tûnis. Es erfuhr den Zuzug der Flüchtigen. Und so bedeutete Karthagos Fall das Wachstum von Tûnis.

Etwas Verlockendes für die Flüchtlinge hatte auch die gesicherte strategische Lage des neuen Wohnortes. Er liegt auf einer von Norden nach Süden sich streckenden Landenge, geschützt im Osten wie im Westen durch je ein Wasserbecken, dort den El Bahira, hier den Sebcha-es-Sedschum. Die Flanken werden gedeckt durch drei, später mit Zitadellen zu besetzende Hügel, den Bordj Manubia, Filfila und Rabta.

Der im Widerspruch mit den Bestimmungen des P. Cornelius Scipio stehende Aufbau des bis in seine Wurzeln zerstörten punischen Karthago, dieses nun neu erstehende römische Karthago des Gracchus, stellt das aufblühende Tûnis von neuem in den Schatten. Während der Zeit der römischen Restauration, sowie der darauf folgenden, kurzen, einhundertjährigen Vandalenherrschaft, und endlich der nicht viel länger dauernden byzantinischen Besitzergreifung, erhält sich jenes neu erstandene lateinische Karthago dauernd als Sitz der Regierung. Tûnis aber bleibt eine Stadt zweiten Ranges, bis der Einbruch der arabischen Gewalten in Afrika dieses Verhältnis völlig ändert.

Die 30 ersten Jahre der arabischen Invasion sind ausgefüllt nur mit militärischen Vorstössen, die, jedesmal durch schweren Tribut seitens der Byzantiner abgekauft, noch zu keiner festen Staatenbildung führen.

Dann aber, im Jahre 698, erobert und zerstört der General Hassan iben-En-Roman das lateinische Karthago völlig, und es entsteht dort eine Ruinenstätte, welche keine spätere Zeit, bis heute, zu neuem Leben erweckt hat.

Tûnis aber gewinnt von neuem durch die Vernichtung seiner Nachbarin.

Infolge jener Eroberung vollzieht sich die Bildung eines arabischen Reiches auf dem mittleren Teile der Nordküste Afrikas, zunächst in der Abhängigkeit von dem Khalifat zu Bagdad.

Dann, als jenes grosse mohammedanische Reich, welches reichte vom Indus bis zum Roten Meere und von dort bis zu den Säulen des Herkules, in seiner Einheit nicht mehr erhalten werden konnte, lösten sich einzelne Stücke zu selbständigen Reichen ab.

So gründeten die Aglabiten, ein Geschlecht, welches durch den Zweig Alis vom Propheten abstammte, nun hier in dem mittleren Teile der Nordküste Afrikas ein selbständiges Reich und wählten zu dessen Hauptstadt Kairuân. Doch sie blieb in dieser Würde nur bis zum Jahre 898. Dann trat das bisher untergeordnete Tûnis an ihre Stelle.

Es war Abû-Ischâd-Ibrahim, der vorletzte Fürst aus dem Hause der Aglabiten, welcher Tûnis zur Hauptstadt Tûnisiens erhob und den Namen der Stadt zugleich auf das von ihr aus beherrschte Reich übertrug.

Dieses Verhältnis hat sich durch alle die kommenden Herrscherhauser bis heute erhalten.

Doch in jenen Tagen trug Tûnis noch den Stempel seiner historischen Vergangenheit, nämlich in Anlage und Bauweise einen lateinischen Charakter.

Erst der Emir Abû-Zakaria, der Begründer der Haffiten-Dynastie, war es, welcher Tûnis das Siegel einer arabischen Stadt aufprägte.

Er ersetzte die aus der byzantinischen Epoche übrig gebliebenen lateinischen Bauten durch maurische.

Das Material zu dieser Umwandlung lieferte das Trummerfeld des zerstörten Karthago.

Schon zur Herstellung des Säulenwaldes in der Djâma el-kebir zu Kairuân hatte, wie wir dort sahen, Karthago mitgeholfen. Nun, das nahe Tûnis nährte sich vor allem aus diesen, wie es schien, schier unerschöpflichen Quellen. Die Marmorreste von Theatern, Rennbahnen, Kathedralen und Palästen halfen zur Ausführung arabischer Prachtbauten, und noch heute begegnet man in Tûnis an den Strassenfronten der arabischen Häuser einer Menge dieser Antiken. Wie viel aber mag davon im Innern der Häuser sich vorfinden? —

Diese Ausbeute wurde durchaus professionell betrieben. Es bildete sich in Tûnis eine Zunft unter dem Namen »Steinsucher von Tunis«, welche die Absuchung des Trümmerfeldes von Karthago und den Handel mit dort gewonnenen Fundstücken zu Bauzwecken als ein Geschäft betrieb.

Die Herrschaft der Emire aus arabischem Blute dauerte in Tûnis bis zum Jahre 1525. Dann fielen Thron und Land in die Hände der Türken.

Es war der Korsar Kheïr-ed-Din, stammend von der Insel Mitylene, welcher mit seinem älteren Bruder Baba-Aroudj, umgeben von waghalsigen Gesellen, auf zwölf bewaffneten Galeeren, nach Art der altmodischen Wikinger, damals die Küsten des Mittelmeeres brandschatzte und in diesen Gewässern eine gefürchtete Seemacht geworden war.

Dieser Kheïr-ed-Din wurde nach Tûnis gerufen, woselbst unter den Mitgliedern des herrschenden Hauses der Hafsiten Streitigkeiten über die Thronfolge ausgebrochen waren.

Der gerufene Schiedsrichter macht sich aber zum Herrscher im Lande.

Indessen, überzeugt, aus eigener Kraft dauernd sich nicht behaupten zu können, weil im Rücken bedroht von den landeingesessenen Berbern, in der Front von den eindringenden Spaniern, welche unter Karl V. eine bewaffnete Intervention versuchen, es jedoch nur zu einer kurzen, 40-jährigen Zwischenregierung bringen, stellt Kheïr-ed-Din sich und sein erworbenes Reich unter den Schutz der hohen Pforte, welche die Oberlehnsherrschaft

annimmt, und Sultan Selim I. ernennt Kheir-ed-Din zum Pâchâ daselbst. Aus dem Pâchâlik wird dann bald ein Beylikat.

Dies ist die Begründung der türkischen Herrschaft in Tûnis.

Indessen, das Gewerbe des neuen Pâchâs, in seiner Jugend mit so vielem Erfolge betrieben, wurde nun bald zum Unternehmen des gesamten, von ihm geleiteten Gemeinwesens.

Tûnis bildete sich zu einem Piratenstaate. Die jetzt nun folgenden zwei Jahrhunderte sind eigentlich seine glänzendste Epoche. Im Besitz von etwa 14 Galeeren, jede armiert mit 20 Kanonen und einer Besatzung von 350 Mann, segelt es an alle Küsten des Mittelmeeres, verheert und beraubt dieselben, um stets mit reicher Beute beladen in den heimischen Hafen zurückzukehren.

Fremde Schiffe werden auf offener See angehalten, umzingelt, überwunden und als gute Prise nach Tûnis geschleppt, wo die Ladung gelöscht, das Fahrzeug in die eigene Flotte eingestellt, Besatzungsmannschaft aber wie Passagiere auf dem Sklavenmarkte von Tûnis öffentlich verkauft werden. Das Verfahren war dabei folgendes. Vor dem Palaste des Pâchâs aufgestellt, hat dieser das Recht, aus den Gefangenen jedesmal den achten Mann zu seinem Eigentum sich auszuwählen. Dann ruft ein Makler die Namen und die Eigenschaften der übrigen aus, sowie den Mindestsatz des Kaufpreises. Nach dem Meistgebot losgeschlagen, verteilen sich die Unglücklichen in die Hände der verschiedenen Abnehmer. Die Nichtabgesetzten werden Staatssklaven, finden ihre Unterkunft in Bagnos und werden zu öffentlichen Arbeiten verwendet. Es sollen im Durchschnitt 10 000 Christensklaven sich regelmässig in Tûnis befunden haben.

Und was that Europa gegenüber dem frechen Raubwesen dieses kleinen afrikanischen Staates?

Die Grossmächte, wie England und Spanien, entschlossen sich zeitweise zum Rückkauf der dort gefangen gehaltenen Sklaven ihrer Nationalität. Dann kam es später zum Abschluss von Verträgen. Venedig, Neapel, Spanien, Portugal, England, Holland, Dänemark, auch die im Jahre 1783 begründeten Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, gewinnen es über sich, persönlichen Tribut nach Tûnis zu zahlen, während dieses sich verpflichtet, Schiffe, unter der Flagge der Vertragsmächte segelnd, mit ihren Angriffen zu verschonen.

Und dieser Jahreszins wird entrichtet je nach der Bestimmung des Bey, bald in barem Gelde, bald in Kriegsmaterial, als Kanonen, Bomben, Schiffstauen und Pulver.

Um das Schmachvolle dieser Tributzahlungen zu verschleiern, gab man denselben den Namen »Konsulargeschenke«! So ertrug Europa, dem das Feuer der Kreuzzüge abhanden gekommen war, zwei Jahrhunderte lang dieses Räuberwesen.

Für Tûnis war es aber seine glänzendste Zeit, in welcher, neben dem gesteigerten Selbstgefühl, aus zusammengeschlepptem Raube und summierten Tributzahlungen sich Schätze auf Schätze häuften.

Erst der Anfang des 19. Jahrhunderts brachte eine Wendung in diesen Dingen.

Die Kongresse von Wien und Aachen fassten scharfe Resolutionen gegen das Korsarenunwesen im Mittelmeere, und die vereinigten Mächte beauftragten England, diesen Erklärungen durch eine Flottendemonstration den erforderlichen Nachdruck zu geben.

Im Jahre 1816 legt sich Lord Exmouth mit einer Flotte zunächst vor Algier. Am 27. August wird nach Ablauf eines Ultimatums die Stadt bombardiert, teilweise in Trümmer gelegt und eine Anzahl feindlicher Schiffe verbrannt. Am nächsten Morgen nimmt der Bey Lord Exmouth's Bedingungen an, deren Hauptforderung ist: »Abschaffung der christlichen Sklaverei für alle Zeit!«

Dieses vernichtende Beispiel wirkte denn auch auf Tûnis, welches sich gleichfalls unterwarf.

Damit war seine Glanzzeit beendet. Aber noch heute, wenn man das sogenannte »Reiche Quartier« der alten Korsarenstadt durchwandert, schimmert etwas von dem vormaligen Glanz durch die graue Decke der Gegenwart hindurch.

Schon ein Jahrhundert vor jener bewaffneten Intervention hatte in Tûnis das Herrscherhaus gewechselt.

Es war im Jahre 1705, als es Hussein-ben-Ali, dem Sohne eines korsischen Renegaten, gelang, des Thrones sich zu bemächtigen und der Gründer des Hauses der Husseïniden zu werden, welches noch jetzt in der Herrschaft steht.

Unter dieser Dynastie hatte sich das ursprüngliche Abhängigkeitsverhältnis zur Hohen Pforte wesentlich gelockert. Der Bey von Tûnis erkannte zwar die Oberhoheit der Pforte an, prägte sein Geld auf den Namen des Sultans, nahm von ihm die Investitur, aber zählte keinen Tribut mehr.

Die Schwächung seiner Macht kam von einer ganz andern Seite.

Die von Algier aus einbrechenden Franzosen zwangen am 12. Mai 1881 den Bey Mohammed-es-Sadik zur Unterzeichnung des Vertrages von K'sar-Saïd, welcher ihm nur noch eine Scheinherrschaft liess.

Doch von dieser wichtigen politischen Wandlung wird ein besonderes Kapitel handeln.

KAPITEL XXX.

Die alte Korsarenstadt.

Die alte Korsarenstadt, welche einen Flächenraum von etwa 300 ha überdeckt und von 130 000 Mohammedanern bewohnt wird, zu denen noch 30 000 Juden kommen, welche gleichfalls arabische Tracht angenommen haben, gehört zu den grösseren Städten des Orients. Da sie ihren morgenländischen Charakter treuer wie die meisten andern Städte bewahrte, so empfiehlt sie sich ganz besonders als Reiseziel für alle solche, welche den unverfälschten Eindruck orientalischen Lebens suchen.

Das Gesamtbild der Stadt, von der Meeresseite aus betrachtet, ist ein imposantes. Gelagert über einen sanft ansteigenden Hügel, dessen Rücken dem Sebcha-es-Sedschum zugekehrt ist, giebt sie sich auf einen Blick dem Betrachter in dem Reichtum ihrer Häuser, Kuppeln, Minarehs und dem Kranze alter, noch unverletzten Mauerzinnen; ein Bild, welches an Pracht gewinnt durch zwei ansehnliche Hügel, welche im Süden wie im Norden den abschliessenden Rahmen bilden; nämlich dort das hoch aufragende Fort Sidi-ben-Hassan, hier der von den Baumwipfeln einer reichen •Parkanlage überzogene Hügel des Belvédère. Den Hintergrund bilden die gleichfalls über Höhen hingelagerten Trümmer alter Befestigungen aus spanischer Zeit.

Die Araber haben in ihrer beweglichen Einbildungskraft dieses Stadtbild verglichen dem Burnûs des Propheten, dessen ausgebreiteter Saum unten das Meer, dessen aufgedeckte Kapuze oben die Zitadelle der Kasba berührt.

Viele orientalische Städte, selbst Konstantinopel, halten bei einem Besuche ihres Innern nicht, was ihre bestechende Aussenseite versprach. Ein miserables Pflaster, nicht abgefahrene Kehrichthaufen, Rudel herrenloser Hunde, lückenhafte Strassenzüge bringen dort Enttäuschung.

Tûnis hält sein Wort! — Reinlich, wohlerhalten, originell gefärbt, bunt belebt und des Nachts gut beleuchtet, zeigt es sich im Innern, und



Tûnis: Die alte Araberstadt.

wer es einmal sah, empfängt die Zugkraft wie durch einen Magnet, um mit Freuden zurück zu kehren.

Rüsten wir uns jetzt zu einem Streifzuge durch das Innere der Stadt.

Wenn wir vor dem Bab el-Bahira, dem alten Seethore, stehen, durch welches meist die gefesselten Christensklaven gebückt einzogen, um dessen tiefe Halle zu durchschreiten, so gelangen wir alsbald auf einen kleinen viereckigen Platz, der heute den Namen Place de la bourse führt.

Von diesem aus ziehen sich im spitzen Winkel zwei Verkehrsadern eine leichte Anhöhe hinauf, für Fussgänger, Reittiere und auch für Wagen passierbar. Es ist rechts die Rue de la Kasba, links die Rue de l'église. Beide führen zu den so interessanten und weitläufigen Bazaren, hier Sûk genannt, und dann durch dieselben hindurch bis zu dem fürstlichen Stadtschlosse Dar-el-Bey, sowie zu einem Schmuckplatze, umgeben von Gebäuden der Regierung.

In diesen beiden Strassen wird der Fremdling zunächst mit vielem Vergnügen auf und ab gehen und sich an dem bunten Leben ergötzen. Er kann dies ohne Führer thun, zumal deutlich lesbare Schilder an den Strassenecken, in französischer Sprache, ihm Auskunft geben, auch Stadtpläne von übersichtlichem Druck in den Buchläden käuflich sind.

Zwischen diesen beiden Strassenzügen, und von ihnen nach rechts wie nach links ausgreifend, verbreitet sich allerdings dann ein Gewirr kleinerer und kleinster Gassen und Gässchen, welche der bunten Verästelung eines Korallenstockes nicht unähnlich sind. Hier habe ich mich, selbst nach einem dreijährigen Aufenthalte und trotz der Hilfe zurechtweisender Strassenschilder, allein auf mein Wissen gestützt, nur mit Mühe zurechtfinden können. Ein Neuling ist unbedingt gezwungen, in diesen Teilen der Stadt einem eingeborenen Führer sich anzuvertrauen. Es sind solche mit Sprachfähigkeit im Englischen wie im Französischen um den Preis von vier bis fünf Francs den Tag in allen Gasthöfen leicht zu haben. Solch ein Führer ist auch notwendig bei dem Besuch der Bazare, zumal, wenn man Einkäufe beabsichtigt, da diese Leute die Quellen und die Preise kennen, auch im stande sind, vor Ueberteuerung zu schützen, wenn man das Glück hatte, einen redlichen Burschen zu treffen, wofür der Wirt auf Ansuchen des Gastes zu sorgen hat.

Eine weitere Unternehmung, welche der Fremdling in der alten Korsarenstadt auf sich selbst gestützt wagen darf, ist das Durchstreifen jenes fast kreisrunden Boulevards, welcher, vom Bab el-Bahira ausgehend, die ganze Araberstadt durchschneidet, um dann wiederum zu demselben Thore zurück zu kehren. Auf dieser Strecke kommt ihm eine Pferdebahn zur Hilfe, welche in offenen Wagen, aus denen die Umschau nach allen Seiten hin möglich ist, diesen ganzen Boulevard durchläuft. Dieser Weg, welcher, in Strecken eingeteilt, verschiedene Namen führt, als Avenue de

Bab Djedid, Boulevard de Bab Menara, Rue Bab Suika u. s. w., ist entstanden auf der Fluchtlinie einer alten niedergeworfenen Stadtmauer, welche als Doppelbefestigung ehemals den inneren Kern der Stadt, La Medîna genannt, umzog. Der genannte Boulevard ist eine Hauptverkehrsader in der Araberstadt, reich belebt durch Wagen, Reiter, Fussgänger und Lastzüge von Kamelen. Eine ungezählte Menge von arabischen Kaffeehäusern, Kramläden, Garküchen fasst ihn ein. Märchenerzähler, Schlangenbändiger, marokkanische Jongleure wählen ihn mit Vorliebe zu ihren Schaustellungen. Von einem Kranz Neugieriger umstellt, zeigen sie auf offener Strasse, und meist in den Abendstunden, ihre originellen Künste. Kurz, eine Quelle der reichsten Beobachtungen bietet gerade diese Wegesstrecke, und der Fremdling wie der Langeingesessene, beide werden nicht ermüden, diesen Boulevard immer wieder mit frischem Interesse zu durchwandern.

Im Süden wie im Norden schliessen sich an das ebenbeschriebene Kreisrund zwei Vorstädte, welche beide aber noch innerhalb der grossen Umfassungsmauer der alten Korsarenstadt liegen. Die südliche Vorstadt nennt sich Bab el-Dschesira, die nördliche Bab el-Suika. Der letzteren gebe ich den Vorzug, als der interessanteren; denn sie enthält in ihrem Kerne den Platz el-Halfauyn, gegenüber der Moschee des Gross-Siegelbewahrers (Djâmâ-Sâhıb-et-Tâba); ein Platz, welchen ich nicht anstehe, als den für das arabische Leben am meisten charakteristischen in dem gesamten Oriente zu bezeichnen.

Er ruft diesen Eindruck keineswegs durch seine Gebäude hervor. Denn abgesehen von der genannten Moschee, welche, über einem hohen Sockel aufgebaut, stattliche Arkadenreihen dem Platze zukehrt, und der Prachtwohnung des früheren Premierministers Mustafa Khasnadâr, sind es nur einstöckige Häuser, welche den Platz sowie die darauf einmündenden Strassenzüge umfassen.

Nein, was diesen Verkehrsort so ungemein interessant macht, ist das sich auf demselben entfaltende bunte, durch keine modernen Zusätze entweihte, echt arabische Leben.

Kaffeehaus legt sich hier an Kaffeehaus. Jedes sucht es dem andern zuvorzuthun durch seine mit bunten Teppichen belegten Divans, durch seine blank geputzten Laternen, durch die weit auf die Strasse vorgespannten Zelte. Und alle sind sie besetzt mit einer reich geschmückten arabischen Gesellschaft. Natürlich nur Männer, da arabische Frauen niemals ein Kaffeehaus besuchen; aber Männer aller Altersstufen, Hautfarben, Trachten und Stände, indem der Orient eine Absonderung der einzelnen Gesellschaftsstufen, wie im Norden üblich, nicht kennt.

Nehmen wir auf einem der freien Stühle Platz. Der flinke Wirt erscheint, einen blühenden Orangenzweig zwischen Ohr und Turban gesteckt.

»Qahoua, mein Lieber. Dein brauner Trank soll uns nach dieser Wanderung munden!«

Und er bringt den Kaffee in einem kleinen Obertässchen, ganz frisch zubereitet.

Aus puderartig zerstossenen, gerösteten Bohnen, mit einem reichen Zusatz fein geriebenen Zuckers, heiss überbrüht mit Wasser und dann noch einmal jede Tasse einzeln in einer kupfernen Kasserolle über die glühenden Holzkohlen gebracht, bis es aufwallt, das giebt jenen anregenden Trank, welcher dem Moslim Wein, Bier und Schnäpse aller Art ersetzt, die zum Heile ihrer Seele und mehr noch zum Wohl ihres Körpers abzulehnen, der weise Prophet seine Gläubigen scharf verpflichtet hat.

Man ist gegen uns Franken höflich, und nie wird ein Wort oder ein Blick verletzender Art fallen. Selbst europäische Damen, deren Erscheinen noch viel fremdartiger auf den Orientalen wirkt, können dieser vollendeten Höflichkeit gewiss sein.

Mitten unter den bunt geputzten Scharen sitzen wir und können alles frei und ungehindert beobachten.

Hier sitzt der Arbeiter in seinem einfachen braunen Kadrûn, einer kurzen rehbraunen Friesjacke, weiss verschnürt, deren Kapuze er keck über den Kopf geworfen hat, dazu das weissleinene, faltige Beinkleid bis zum Knie, die nackten Füsse in den gelbledernen Pantoffeln.

Dort der Berber, seinen weisswollenen Haram (sprich chram) über den ganzen Körper geworfen, dass er vom Kopf bis zu den Füssen herabfallt, aber in wie weichen, malerischen Falten. Der rechte Arm ist frei. Dagegen nach hinten zu, über die linke Schulter, fällt der befranste Zipfel des Gewandes. Das tief bronzierte Gesicht hebt sich prächtig aus dem weissen Turban heraus. Er hat sich auf die Matte niedergeworfen, das linke Knie leicht angezogen, den rechten, nackten Fuss weit vorgestreckt, und raucht behaglich seine Zigarette.

Ein Bild frischer Jugend ist jener 20jährige Jüngling. Die purpurrote Schechîa sitzt ihm so keck im Nacken und lässt das kurz abgeschnittene tiefschwarze Stirnhaar frei. Unter einer gewölbten Stirn liegen die grossen dunkeln Augen voll träumerischer Sinnlichkeit, braune Wangen und ein voller Mund, dessen Oberlippe erst der leichte Flaum eines Schnurrbärtchens deckt.

Vom Mützenboden fällt die volle, blauseidene Quaste zwischen die Schultern schwer herab; so verlangt es die Mode in Tûnis. Eine Weste aus orangefarbener, gewässerter Seide umschliesst knapp die breite Brust und ist mit umsponnenen Knöpfen und Schnüren von der gleichen Farbe reich besetzt. Ein weisser Leinenkragen legt sich flach über dieselbe, und Aermel von dem nämlichen Stoff, an den Handgelenken eng geschlossen, decken die Arme. Die im Verhältnis zu der kräftigen Gestalt

kleinen Hände schmücken zwei mit Steinen besetzte Ringe. Denn Goldgeschmeide liebt der Orientale über alles. — Um die Taille ist wohl achtfach ein breiter seidener Gürtel gewunden, den ein Muster grau in rot grosskariert überzieht. Dieser hält das weisse, faltenreiche Beinkleid fest, welches dicht unter dem Knie die volle nackte Wade knapp umschliesst. Heute zum Fest hat der Galan kurze weisse Strümpfe angezogen, und seine Füsse stecken in schwarzen, nagelneuen Lackschuhen, deren Fersenteil er jedoch nach Innen niedertritt und so dieselben nur als Pantoffeln benutzt. Ein leichter, schneeweisser Wollenburnûs, am oberen Rande mit weisser Seide bestickt, hängt ihm nachlässig über der linken Schulter herab. Er spricht eifrig mit seinem ähnlich reich gekleideten Partner, der indessen statt gelber, grüne gewässerte Seide zu seinem Anzuge gewählt hat, und die Worte werden begleitet von äusserst sprechenden Handbewegungen.

Dort jene würdige Greisengestalt. Vielleicht ist es ein Kaïd, ein weltlicher, oder ein Kadi, ein geistlicher Richter. Der dunkelgrün umwundene Turban sagt ausserdem, dass sein Träger zu den Nachkommen des Propheten gehört. Das ausdrucksvolle Gesicht rahmt ein weisser Bart ein. Prächtig steht dazu die Igippa von dunkelroter Seide, grün verschnürt. Ein langer, bis auf die Füsse fallender, ungegürteter Talar mit aufgeschlitzten Aermeln. Ein Gewand, von älteren und wohlhabenderen Männern bevorzugt, zu dem dann in der Regel kein Burnûs getragen wird. Der Greis raucht zu seinem Kaffee nicht die moderne Zigarette, sondern die altherkömmliche Wasserpfeife (Nargile).

Wieder ganz in stahlgraues, feines Tuch gekleidet ist jener Kaufmann. Beinkleid (Seruâl), Aermelweste (Cedrîya), Mantel (Burnûs), alles von demselben Stoff und in der Grundfarbe des Tuches auf das reichste mit Seide bestickt, die rote Schechia mit einem weissseidenen, golddurchwirkten Schleier umwunden. Bis zum Knie reichende, schneeweisse baumwollene Strümpfe, und die Füsse steckend in rotledernen Schnabelschuhen. Der ganze Anzug mag wohl auf 500 Frcs. veranschlagt werden.

So sitzen sie in bunten Reihen, ein überaus fesselndes Gemisch von Hautfarben, Gesichtsbildung und den reizvollsten Kostümen; die einen nach europäischer Art auf Stühlen, die andern mit untergeschlagenen Füssen auf teppichbelegten Divans, die dritten über Matten am Erdboden lang hingestreckt. Hier spielt man Schach, dort Dame, dort wird ein leises Zwiegespräch geführt, diese endlich sitzen still für sich da, wie in Betrachtung versunken. Aber nirgends lauter Lärm, Streit oder Thätlichkeiten, wie sie die Begleiter des Alkohols in den Schenken unserer europäischen Welt zu sein pflegen, sondern alles überaus anständig, achtunggebietend und würdevoll.

Wie oft habe ich hier in der Folgezeit gesessen und mich zurückgeträumt in meine Jugend, wo wir als Knaben die Märchen von 1001 Nacht

verschlangen, und zu all jenen Lieblingsgestalten in unserer Phantasie die Umrisse suchten. Hier, hier nun sassen sie vor uns und lebten!

Die Kasse des Wirtes ist ein blank geputzter tiefer Messingteller mit einer Glocke von gleichem Metall darüber gedeckt, welcher auf einem Tischchen am Eingange steht.

Wir werfen unsern Sou dem behenden Manne hinein und gehen, für wenig Geld hochbefriedigt. Das ist der Orient, der reizvolle, welcher seine magischen Schlingen um uns zieht.

Dieser Eindruck verstärkt sich noch beim Besuch der Bazare.

Der Hauptbazar von Tûnis bildet ein ganzes Stadtviertel, welches zwischen dem Stadtschlosse des Bey und den beiden grossen Moscheen, der Djâmâ Ez-Zitûna und der Djâmâ Sîdi-ben-Arous sich ausbreitet. Er ist einem Roste sich kreuzender Strassen vergleichbar, welche sämtlich überdeckt sind, entweder massiv überwölbt oder mit einem Satteldach in Holzkonstruktion versehen, so dass, geschützt gegen Sonne, Regen und Wind, man jeder Zeit in denselben verkehren kann. Für hinreichende Beleuchtung und Ventilation sorgen Fenster und Luftlöcher in der Bedachung.

Dieser Hauptbazar ist in zehn Unterabteilungen oder Sûks eingeteilt, je nach den Waren, welche in denselben verkauft werden dürfen. So giebt es einen Sûk der Parfums, der Gewebe, der Sattler, der Mützenmacher, der Färber, der Schneider, der Teppichhändler, der Silberschmiede, der Schuhmacher, der Frauenkleider.

Jeder Sûk hat seinen Chef oder Amin, von den Kaufleuten selbst gewählt, welcher auf Ordnung hält und Streitigkeiten schlichtet. Ein Sûk ist von dem andern durch Thore geschieden, welche abends nach dem letzten Gebet gesperrt, morgens bei Zeiten geöffnet, und nachts von Wächtern mit bissigen Beduinenhunden scharf überwacht werden. Denn grosse Werte finden sich in ihnen aufgespeichert.

Laden reiht sich hier an Laden. Eigentlich sind es nur tiefe Nischen (Hanût), welche keine Wand von der Strasse trennt. Frei sieht man hinein und erfasst mit einem Blick die Waren, welche dort ausliegen, wie die Personen, welche darin verkehren. Prachtstücke sind dazu als Lockvögel hart an den Strassenrand vorgeschoben. Die Lokale sind von den Kaufleuten nur gemietet, denn fast der ganze Grund dieses Lagers nebst den daraufstehenden Gebäuden ist »Habous«, d. h. fromme, unveräusserliche Stiftung, im Besitz der benachbarten beiden Moscheen, und der reiche Mietsertrag wird zu Kulturzwecken wie zu Werken der Barmherzigkeit verwandt.

Da in diesen Sûks nicht bloss verkauft, sondern auch gearbeitet wird, von Schneidern, Seidenwirkern, Schuhmachern, Silberschmieden, Goldstickern, da ferner eine ungezählte Menge einheimischer wie fremder Per-

sonen beständig auf- und abflutet, so hat man hier wahrlich ein unerschöpfliches Feld für seine Beobachtungen.

Wählen wir eine dieser Strassen zu näherer Besichtigung. Es ist der Sûk der Gewebe. Eine parallele Reihe kurzer stämmiger Säulenschäfte aus Granit, welche hochgeschwungene Bogen tragen, trennt diese Strasse in drei neben einher laufende Schiffe, vergleichbar einer Basilika von unabsehbarer Länge. Den Mittelgang bildet ein etwas vertiefter, wohlgepflasterter Fahrweg, die beiden Seitengänge bilden erhöhte Fussstege von ansehnlicher Breite. Auf diese münden die Verkaufsläden, Wand an Wand und völlig offen gegen die Strasse, eine Ausstellung sondergleichen, und häufig angebrachte Oberlichter sorgen für tadellose Beleuchtung aller dieser Kostbarkeiten.

Es sind schwere Seidenstoffe, Teppiche, Divandecken, Gobelins, Tischdecken, Ruhekissen, Lamberkins, Shawls und Umhänge für Frauen, Stickereien auf Sammt, Seide und Leinwand, bald in Gold und Silber, bald in Seidenfäden ausgeführt, von dem einfachsten bis zu dem wertvollsten.

Es giebt darunter Stücke einheimischer Industrie, wie Teppiche aus Kairuân, Divandecken aus Gafsa, Seiden- und Wollengewebe aus Dscherba, auch schöne Stickereien werden in Tûnis ausgefuhrt; doch die Hälfte ist eingeführte Ware und kommt aus Bagdad, Persien, Damaskus, Anatolien, Egypten und Konstantinopel.

Doch man kann hier alles sehen und haben, was der Orient bietet. Und die Gefalligkeit der Kaufleute breitet Stück für Stück, eins prunkender als das andere, vor den staunenden Augen der Besucher aus. Dazu wird man noch bewirtet mit einer Tasse Kaffee. Selbstverständlich will jeder Händler verkaufen, auch der arabische, aber man wird nicht gedrängt. Man hat Zeit zum Vergleichen, zum Ueberlegen. Man kommt wieder, ein, auch wohl zweimal, und einigt sich schliesslich auf die Hälfte oder ein Dritteil des ursprünglich geforderten Preises.

Der soziale Bann, welcher Jahrhunderte lang auf den Juden auch in Tûnis lastete, untersagte ihnen ehemals, Verkaufsläden in diesem Hauptbazar sich einzurichten. Diese Bestimmung ist aufgehoben worden. Man findet jetzt in allen Sûks Juden etabliert, und es ist zu befurchten, die Beweglichkeit und die Gewandtheit dieser Rasse im Denken wie im Handeln werde bald den reellen, aber doch mehr passiv gerichteten arabischen Kaufmann überflügeln. Ebenfalls arabisch gekleidet und von sehr schöner Gestalt, lernt man erst nach und nach am Gesichtsausdruck den Juden vom Araber trennen. Wird aber der Fremde in den Sûks aus den Verkaufsläden heraus angerufen, oder gar verfolgt, um ihn zum Eintreten in den Laden und zum Kaufen zu überreden, so kann man sicher sein, dass es ein Jude ist; denn der arabische Kaufmann lebt der Ueberzeugung, der Kunde werde ihm von Gott gesandt und läuft ihm niemals nach.

Ist der hier beschriebene Sûk der Gewebe in seiner baulichen Anlage wie in seiner reichen Ausstattung auch der vornehmste, so sind doch die übrigen nicht weniger interessant, und der Fremde wird eine Freude darin finden, sie alle immer wieder aufzusuchen und zu durchwandern.

Gleich hinter diesem Hauptbazar befindet sich das fürstliche Stadtschloss Dar-el-Bey, welches, zur Zeit unbewohnt und darum stets zugänglich, der eingehendsten Besichtigung wert ist.

Um einen glasüberdeckten Patio, den sechzehn Säulen aus weissem Marmor umziehen, gruppiert sich eine Reihe von Sälen und Gemächern, deren Wandschmuck wie Kuppeln ohne Zögern mit den Prachtwerken der Mauren in Granada und Sevilla verglichen werden können. Nur stört ungemein das Eindringen europäischen Mobiliars in diesen Räumen. Wie passen Rokokofauteuils zu solchen Arabesken?

Diese Räume dienen gewöhnlich auswärtigen Fürsten zum Absteigequartier und wurden seiner Zeit auch von dem preussischen Prinzen Friedrich Karl bewohnt.

Man richte sich ein, mit der Besichtigung dieser Zimmer kurz vor zwölf Uhr mittags fertig zu sein, um dann sofort das stets zugängliche, flache Dach dieses Stadtschlosses, auf einer durchaus bequemen und gut beleuchteten Treppe, zu ersteigen.

Von diesen weiten Terrassen, auf denen ein ungehinderter Spaziergang gestattet ist, so lange man will, bietet sich der herrlichste Blick dar auf die ganze Stadt und deren Umgebung, und dieser Blick gewinnt an Interesse gerade um zwölf Uhr, wo von den Galerien sämtlicher Minarehs ringsumher die weissen Fahnen geschwenkt und, durch die Gebetsrufer laut gesungen, die arabischen Worte erklingen, welche die Gläubigen einladen, vor dem Höchsten ihre Kniee zu beugen. Das ist dann ein vollendet schönes orientalisches Bild.

Wie viel Moscheen die alte Korsarenstadt hat, ist schwer zu bestimmen. Eingeborene behaupten, es gäbe deren 500; auf dem grossen Stadtplan entdecke ich kaum die Hälfte davon. Doch es ist gleichgiltig, da ja in Tûnis kein Christenfuss die Schwelle einer Djâmâ betreten darf.

Indessen an öffentlichen Bädern (Hammâm) giebt es dort etwa 60, und ich stehe nicht an, da mir ein Vergleich sehr wohl möglich ist, sie für die besten im ganzen Orient zu erklären, selbst Stambul nicht ausgenommen. Einrichtung wie Bedienung sind gleich vorzüglich. Wiederholt und mit dem besten Erfolge fur die Gesundheit habe ich sie besucht. Jeder Führer kennt dieselben und weiss die besten vorzuschlagen. Im übrigen sei hier verwiesen auf das Kap. VII dieses Buches.

Die alte Korsarenstadt hat ihren orientalischen Charakter von allen Grossstädten des Orients am reinsten bewahrt. Das gilt von ihren Baulichkeiten, wie von den Sitten und der Tracht ihrer Bewohner.

Nur der Hof des Bey macht davon, befremdlicher Weise, eine Ausnahme. Dieser ist in seinem Aussehen halb europäisch geworden. Ein dunkler Ueberrock, ein helles Beinkleid, eine schwarze Kravatte, so gekleidet zeigen sich der Bey samt den kgl. Prinzen, und die Hofkavaliere thun es ihnen nach. Nur die Kopfbedeckung der Schechîa haben sie beibehalten, als das eigentliche Abzeichen eines Moslim, und diese, ihrem fürstlichen Range entsprechend, über der Stirne geschmückt mit einer Goldagraffe, darstellend das Wappen der Husseïniten.

Diese Europäisierung des Hofes geht in ihren Anfängen zurück auf die vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts.

Es war im Jahre 1846, dass Ahmed-Bey als der erste orientalische Fürst den Boden des christlichen Europa betrat, ein Gast Louis Philipps in Paris, und selbst diese Stadt durch seine Diamanten wie durch seinen unerhörten Luxus in Erstaunen setzte, dann aber, von dem Glanze der Tuilerien geblendet, zurück kehrte, um seine malerischen Maurenschlösser bedauerlicher Weise in Pariser Boulevardhôtels umzuwandeln und seinen Hof nach europäischer Art zu modernisieren.

Doch hat dieses Beispiel in der arabischen Bürgerschaft von Tûnis so gut wie keine Nachahmung gefunden. Der Hof tritt sehr zurück, zumal jetzt, wo der regierende Sidi-Ali-Bey, ein hoch betagter Mann, kaum noch seinen Palast zu La Marsa verlasst, um einmal in Tûnis sich zu zeigen, und der Kronprinz, Sidi-Mohammed meidet, orientalischer Sitte folgend, streng die Oeffentlichkeit. Er wohnt auf einer von Blumengärten umgebenen Villa am Fusse der Berge von Karthago, dicht am Meeresstrande.

Das breite und beschwerliche Auftreten der Franzosen aber in Tûnis zur Zeit, hat die Abneigung gegen das Fremde, wie die Liebe zu dem angestammten Wesen und Leben bei den Arabern nur bestärkt, und das mit vollem Recht! —

So hat denn die alte Korsarenstadt ihren orientalischen Charakter bis auf die Gegenwart rein bewahrt, und wer die unverfälschten Eindrücke des Orients sucht, wende vor allem zu ihr seine Schritte.

Hat jemand für seine Reisedispositionen völlig freie Hand, so wähle er ja den Monat Ramadhân zu seinem tûnisischen Aufenthalte. Er ist der neunte des mohammedanischen Mondenjahres und schiebt sich stets um einige Tage rückwarts. Zur Zeit fällt sein Anfang in die Mitte unseres Dezember. Während die Tage in ihm dem strengsten Fasten dienen, sind die Nächte der Lustbarkeit gewidmet. Alles ist erleuchtet und belebt! Schaustellungen, Musikaufführungen, Tänze, welche sonst schweigen, locken und laden um diese Zeit die Schaulustigen. Und die 27. Nacht dieses Monats bringt den Gipfel der Freude, denn in ihr soll, nach der Ueberlieferung, der Prophet den Korân vom Himmel erhalten haben.

Der Fremde gewinnt an seinem Beobachtungsfelde wesentlich, wenn er, in diesem Monat in Tûnis weilend, die Tage der Besichtigung der Stadt und ihrer Umgebung, die Nächte aber dem Studium des arabischen Volkslebens zuwendet, welches in jenen Wochen seine intensivsten Wellen schlägt. Zu jeder andern Zeit findet er des Nachts die alte Korsarenstadt in tiefstes Schweigen versenkt. Wenn auch hell brennende Gaslaternen in alle ihre Winkel hineinleuchten und eine gute Polizei dafür sorgt, dass gefahrlos zu jeder Stunde man ihre Gassen durchstreifen kann, es fehlt doch, was wir am meisten suchen, der Mensch, der Araber, mit seinem Weben und Leben. Sitte und Religion halten ihn zur übrigen Zeit des Jahres nachts in seinen Häusern zurück.



KAPITEL XXXI.

Die französische Besitzergreifung.

Bis zum Jahre 1881 war Tûnisien ein erbliches Fürstentum unter der Herrschaft des Bey aus dem Hause der Husseïniden. Der Bey erkannte die Oberhoheit der Pforte an, prägte sein Geld auf den Namen des Sultans, nahm von ihm die Investitur, zahlte aber keinen Tribut.

Jetzt ist Tûnisien ebenso sehr ein Teil des französischen Gebietes, wie die benachbarte Kolonie Algier. Es fehlt nichts weiter als der Name. Denn obwohl zur Zeit die Regierung hier durch französische Organe noch im Namen des Bey geführt wird, so wird sicherlich diese Vorspiegelung doch nur so lange fortgesetzt werden, als es Frankreich genehm ist.

In mancher Hinsicht ist es ja für Frankreich bequem, diese nominelle Regierung des Bey als Rückendeckung für sich zu haben; vieles kann im Namen dieses Bey jetzt geschehen, was nach dem französischen Gesetz seine Schwierigkeiten haben würde. Auch verschafft diese Regierungsform eine leichte und billige Maschinerie für die Beherrschung der eingeborenen Rassen.

Man vermeidet endlich auf diese Weise die Notwendigkeit eines sorgfältig ausgearbeiteten Regierungssystems, welches unvermeidlich werden würde, wenn man das Land als einen Bestandteil der französischen Republik erklären sollte.

Die Aufsaugung Tûnisiens in das französische Gebiet war aus mannigfachen Gründen schon lange von den Franzosen gewünscht worden. Beschleunigt wurde dieser Prozess nur durch zwei Zwischenfälle.

Zunächst durch den lebhaften Wettbewerb zwischen der italienischen Rubattino-Gesellschaft und der Gesellschaft der französischen Eisenbahn in Bezug auf den Ankauf des kurzen, aber wichtigen Schienenweges zwischen Tûnis und dem Hafenorte La Goletta.

Sodann veranlasste die Enfidia-Angelegenheit viel Aufregung! — Enfidia, das Rechteck zwischen den Städten Hammâmet, Susa, Kairuân

und Zaghuân, umfassend 120 000 ha mit 7000 Einwohnern, war vom Bey seinem Minister Kheïr-ed-Din für wichtige politische Dienste geschenkt worden. Als dieser 1879 nach Konstantinopel übersiedelte, suchte er den Besitz zu verkaufen; da aber seine Glaubensgenossen das ihnen in erster Linie angebotene Geschäft ablehnten, so schloss er dasselbe ab mit einer französisch-afrikanischen Gesellschaft.

Dieses missfiel ausserordentlich in der Umgebung des Bey und man suchte von hier aus durch Intriguen aller Art den abgeschlossenen Vertrag ungiltig zu machen. Prozesse und diplomatische Verhandlungen waren die Folge, und man kann wohl sagen, dass diese Enfidia-Angelegenheit eine Hauptursache gewesen ist, welche das französische Protektorat später nach sich zog.

Diese beiden Zwischenfalle trieben die französische Regierung zu einem raschen Schritte, nämlich zu der Erfindung der Gefahr, welche ihr angeblich von den Krumir drohen sollte.

Südlich von Tabarka, auf einem Grenzgebiete zwischen Algerien und Tûnisien, ca 50 qkm gross, sollte dieser räuberische Berberstamm der Krumir wohnen, gedeckt durch unzugängliches Gebirge.

Dem Bey wurde es nun von Frankreich zum Vorwurfe gemacht, dass er diese Räuber, seine Unterthanen, welche wiederholte Einfälle in das Gebiet von Algerien gemacht haben sollten, nicht zu züchtigen vermöchte.

Bis zu diesem Zeitpunkte hatten die französischen Truppen das Ueberschreiten der algerisch-tûnisischen Grenze gescheut, doch jetzt hielt man die Gelegenheit für gekommen.

Von Algier aus wurde in jene Berge eine bewaffnete Expedition entsandt, welcher man offiziell den Zweck beilegte, die Krumir zu züchtigen. Es war am 4. April 1881.

Aber selbst in Frankreich glaubte wohl niemand im Ernste an diese Begründung. Denn kaum hatte die einbrechende Macht ihre Operationen in jenen Bergen begonnen, so verschwanden die als so furchtbar hingestellten Krumir gänzlich vom Schauplatze.

Tabarka, etwa 15 km östlich von der algerischen Grenze auf tûnisischem Gebiet gelegen, wurde von den Franzosen mühelos besetzt; aber das nicht allein, sondern auch Bizerta, El-Kef und andere wichtige strategische Punkte, welche mit den Krumir in keinerlei Zusammenhang standen.

Ja, General Bréard näherte sich in Eilmärschen der Hauptstadt und besetzte eine dieselbe dominierende Anhöhe, den heutigen Park von Belvédère. Dann überreichte er dem Bey in seinem zu den Füssen dieser Anhöhe gelegenen Schlosse K'sar-Saïd einen Vertragsentwurf zur Unterzeichnung und gab ihm gerade zwei Stunden Bedenkzeit, um ein Dokument

14*

zu unterschreiben, welches nichts mehr und nichts weniger enthielt, als die Abtretung seines Landes unter der Maske des Protektorats, an Frankreich.

Die alte, einst so gefürchtete Streitmacht des früheren Raubstaates war ja längst gebrochen.

In dem Augenblick, als der französische Angriff erfolgte, betrug der Effektivstand der regularen tûnisischen Armee nur 2—3000 Mann Infanterie, von denen 1000 Mann die Garnison der Hauptstadt bildeten, der Rest in den Provinzen kampierte. Regulare Kavallerie war nur auf dem Papier vorhanden. Die ganze Artillerie bestand aus einer leichten Batterie von sechs Geschützen, ein Geschenk Victor Emanuels, und aus einigen verrosteten Kanonenrohren auf den Zinnen der Stadtmauer hin verteilt. Munitionsvorräte waren gar nicht vorhanden;*) ebenso fehlte, was das Wichtigste bei allen militärischen Operationen ist, in den Staatskassen das Geld.

So stand denn Tûnis nahezu machtlos da, als die Franzosen es überfielen.

Das Spiel war leicht. Schnell genug war alles gegangen. Am 4. April 1881 kündigten die Minister in Paris ihre Absicht an, die Krumir zu züchtigen. Am 12. Mai wurde der Vertrag von K'sar-Saïd unterzeichnet, und am 8. Juni erliess der Bey ein Dokument, in welchem er den französischen Residenten zu Tûnis als den einzigen Vermittler zwischen sich und den Konsuln der übrigen fremden Mächte einsetzte.

Damit war nun offiziell und endgiltig das Protektorat Frankreichs über Tûnisien proklamiert.

Herr Rustan, der hauptsächlichste Anstifter jenes bewaffneten Einfalls, jetzt zum Ministerresidenten seitens Frankreichs und des Bey ernannt, wurde nun der eigentliche Beherrscher von Tûnisien.

Italien besonders fühlte sich durch diese politischen Vorgänge schwer verletzt.

Die geographische Nachbarschaft hatte seit der Beendigung der punischen Kriege beide Länder, Italien und Tûnisien, stets in lebendiger Wechselwirkung erhalten. Eine starke Einwanderung hatte sonderlich seit der Mitte des abgelaufenen Jahrhunderts von Italien und Sicilien aus in Tûnis stattgefunden. Die Ein- und Ausfuhr auf dem tûnisischen Markte befand sich in Italiens Händen. Die italienische Sprache hatte sich neben der arabischen so sehr hier das Bürgerrecht erworben, dass selbst der nomadisierende Beduine dem Fremden auf italienisch seinen Gruss zurufen konnte. Und in einflussreiche Stellen der Verwaltung waren während der Zeit der Unabhängigkeit der beylikalen Regierung Italiener eingesetzt

*) v. Hesse-Wartegg: Tûnis, Land und Leute. Wien 1882.

worden. Bei Hofe bekleideten ebenfalls Italiener Vertrauensstellungen, z. B. als Köche, Pfeifenstopfer und Leibärzte.

Wenn irgend eine europäische Macht die Aussicht zu haben glaubte, dereinst Tûnisien annektieren zu können, so war es Italien.

Aus allen diesen Vorteilen sah es sich durch den raschen Schritt der französischen Besitzergreifung nunmehr verdrängt.

Doch keine der andern europäischen Grossmächte fand damals ihr Interesse darin, sich dieser Vergewaltigung zu widersetzen.

Namentlich am Berliner Hofe herrschte damals die Stimmung, den französischen Ansprüchen nicht in den Weg zu treten, sofern diese nicht auf eine feindselige Revision des Frankfurter Vertrages abzielten.

Die Besitzergreifung Tûnisiens war für Frankreich der erste Erfolg seit den schweren Niederlagen von 1870/71, die erste Befriedigung seines erwachten Ehrgeizes. Um so weniger wünschte wohl der grosse Kanzler, ihm hier ein Halt zuzurufen, wo deutsche Interessen kaum in Frage kamen.

So setzte sich denn Frankreich widerspruchslos zunächst in der Hauptstadt Tûnis fest.

Indessen erwachte in den Provinzen der mohammedanische Fanatismus.

Die grössere militärische Tüchtigkeit der Eingeborenen lag ohnehin nicht bei den disziplinlosen, ausgehungerten, kaum bezahlten, regulären Truppen, sondern bei den irregulären, den Spahis und den Zuaven, welche für den Guerillakrieg wie geschaffen sind. Dazu kamen noch die Beduinenhorden der Steppe.

Es entstand eine allgemeine Erhebung dieser mohammedanischen Kräfte im Lande, welche namentlich den Süden ergriff und um die Städte Kairuân und Sfax sich sammelte.

Die Franzosen, welche etwas voreilig ihr erstes Expeditionskorps zurück gezogen hatten, sahen sich nun genötigt, unter Aufbietung einer grösseren militärischen Macht im Innern Tûnisiens Stamm für Stamm, Stadt für Stadt, zu erobern. Truppenkörper marschierten über das ganze Land bis zur Ostgrenze, die an Tripolitanien stösst. Aber es gelang ihnen, den Aufstand niederzuwerfen, und schliesslich war jeder wichtige strategische Punkt in den Händen der französischen Besatzung.

Der Bey Mohammed-es-Sadok, welcher am 23. September 1859 den Thron bestiegen hatte, ein Mann von vornehmem und intelligentem Aussehen, aber wenig kriegerisch, hatte schon früher den Missmut seiner Unterthanen dadurch erregt, dass er, nach ihrer Meinung in einer zu weit gehenden Toleranz, durch Ausstellung von Schutzbriefen Christen das Betreten der heiligen Stadt Kairuân mehrfach erlaubt hatte.

Jetzt, da er nun auch noch seine politische Gewalt, ohne das Schwert zu ziehen, den Christen ausgeliefert hatte, verlor er jedes Ansehen bei seinem Volke.

Im Gefühl dieses doppelten Verlustes starb er an gebrochenem Herzen, den 27. Oktober 1882, in seinem Palaste K'sar-Saïd, und sein Bruder, Sidi Ali, der noch jetzt regierende Bey, trat die wenig erfreuliche Erbschaft an.

Am 31. Dezember 1883 gaben die fremden Mächte das bisher ausgeübte Recht ihrer konsularen Gerichtsbarkeit in Tûnis auf und willigten ein, dass ihre Unterthanen fortan vor den französischen Tribunalen, unter denselben Bedingungen wie Franzosen, abgeurteilt werden sollten.

Im übrigen blieben die alten Abmachungen in Kraft.

Obwohl nun das Land im Namen des Bey noch weiter regiert wird, so ist doch der wirkliche Herrscher im Lande der französische Resident.*) Er hat eine fast unbeschrankte Gewalt und ist nur dem französischen Minister des Auswärtigen verantwortlich. Alle Zivil- und Militärbehörden Tûnisiens, selbst der kommandierende General, sind ihm unterstellt.

Dem Bey sind nur einzelne Ehrenrechte verblieben. Er bestätigt Todesurteile, jedoch nur solche, welche von einem arabischen Tribunal über Araber gefällt werden. Er setzt seinen Namenszug auf die Landesmünze. Er hält sich eine Leibwache von 600 Mann, unter 32 eingeborenen Offizieren. Doch ist Inspekteur dieser Haustruppe der französische kommandierende General, und Frankreich lohnt und kleidet auch diese Soldaten mit einem Jahresaufwande von 614 979 Frcs.

Die Demütigung des Bey durch Frankreich geht so weit, dass er nicht einmal seinen Hausorden (Nischan Iftikar = Orden des Ruhmes) ohne die zuvor eingeholte Genehmigung des französischen Residenten an jemanden zu verleihen das Recht hat.

Während die Franzosen sämtliche Staatseinnahmen beziehen, erhält aus französischen Kassen als jährliche Abfindung:

1. der Bey für seine Person	900 000	Frcs.
2. die Prinzen und Prinzessinnen gemeinsam .	660 000	»
3. Palais und Dienerschaft	120 000	»
Summa	1 680 000	Frcs.

In den 20 Jahren ihrer Herrschaft über Tûnisien haben die Franzosen dem Lande auf mannigfache Art genützt, durch Hafenbauten, durch Anlegung von Schienen- und chaussierten Wegen, durch Erweiterung und Verbesserung der Städte, durch Beförderung des Schulwesens und des Ackerbaues.

Aber diesen Aufwendungen steht gegenüber ein weit grösserer Nutzen, den sie während dieser Zeit aus der erworbenen Kolonie gezogen haben.

*) Sein offizieller Titel ist: »Le Résident Général«. Dieses Amt bekleideten seit der Okkupation in Tûnis: 1. M. Rustan, 1881 ernannt. 2. M. Cambon 1882. 3. M. Rouvier 1892. 4. M. René Millet 1894. 5. M. Pichon 1902.

Export und Import, durch feste Schranken zu Frankreichs Gunsten und zum Schaden der fremden Wettbewerber geschützt, führen dem Mutterlande bedeutende Werte zu.

Eine grosse Anzahl von Franzosen findet in Tûnisien ein Unterkommen in meist hochbesoldeten Aemtern. Offizieren wie Unteroffizieren werden die Dienstjahre in Tûnisien als Kriegszeit gerechnet, was die Höhe ihres Ruhegehaltes verdoppelt.

Französische Kolonisten erhalten zu Vorzugspreisen sehr fruchtbares Land.

Während so die Franzosen in Tûnisien sich bereichern, schreitet die Verarmung der Eingeborenen dort zusehends fort. Jährlich wächst der auf ihnen lastende Steuerdruck. Und die Preise der Lebensmittel haben sich in diesen letzten 20 Jahren nahezu vervierfacht.

Dazu befleissigen sich die Organe der französischen Verwaltung, weniger in der Hauptstadt, wohl aber in den Provinzen, weder einer sehr grossen Höflichkeit, noch der versöhnenden Milde gegen die Araber.

Es wird das gewiss an leitender Stelle nicht gewollt, aber der Umstand schlägt hier durch, dass meist nicht Elitekräfte es sind, welche, fern vom Mutterlande, den Kolonialdienst hier suchen.

Besonders gegen den französischen Farmer, welcher dem fruchtbaren tûnisischen Erdboden seine Schätze an Weizen, Gerste, Wein entnimmt, wird der Vorwurf erhoben, dass er mit einem Gemisch von Roheit und Verachtung den Eingeborenen, seinen Knechten und seinen Nachbarn, sich gegenüberstellt.

Man kann auf einen einzelnen Menschen, wie auch auf ein ganzes Volk, erziehlich nur dann einwirken, wenn man Liebe zu beiden hat.

Ob diese Liebe zu den Arabern bei den Franzosen vorhanden ist, muss bezweifelt werden.

Beider Temperament ist schon ganz verschieden. Der cholerisch angelegte Franzose hat bereits hierin ein Hindernis, den bedächtigen und ernsten Araber zu verstehen, und er unterlässt es, dieses Hindernis zu bekämpfen. Im Gegenteil, nur ein kleiner Bruchteil unter ihnen wendet die Mühe auf, auch nur die Landessprache, das Arabische, sich anzueignen. Wie oft habe ich aus ihrem Munde die Aeusserung gehört:

> »Ce n'est pas à nous, les vainqueurs, d'apprendre la langue arabe: que les indigènes étudient la nôtre!«

So fehlt die notwendige Brücke für Verständnis und die erziehliche Einwirkung. Zudem expatriiert der Franzose sich schwer. Sobald er in der Kolonie ein kleines Vermögen zusammengebracht hat, kehrt er damit nach Frankreich zurück. Er leibt und lebt sich nicht ein in die neuen Zustände. Auf diese Art wird das Kolonisieren unter seinen Händen mehr zu einem Ausrauben als zu einem Einbauen.

Das Uebelste aber ist, der Franzose bringt dem Araber seinen Absinth und seinen Alkohol, seine Cafés chantants und seine Witzblätter mit zweideutigen Karikaturen, welche Gaben die Nüchternheit und den Ernst der Eingeborenen in einer überaus verhängnisvollen Weise zerstören.

Alles dieses wirkt zusammen, die französische Herrschaft in Tûnis wenig beliebt zu machen. Ja, man kann von einem Hass der Eingeborenen gegen dieselben sprechen.

Diese schmale moralische Basis, welche die französische Regierung hier zu Lande erworben hat, sucht sie durch eine um so breitere ihrer militärischen Machtentfaltung zu ersetzen.

Es werden an Truppen von ihr in Tûnisien gehalten 20880 Mann. Davon stehen in der Hauptstadt das vierte Regiment Zuaven mit 3700, das vierte Regiment Chasseurs d'Afrique mit 3700 und das dreizehnte Artillerieregiment mit 1200 Mann, im ganzen 8600 Mann. Die übrigen verteilen sich auf die Provinzen.

Auch wirkt auf die Franzosen sehr beunruhigend die fort und fort anhaltende starke italienische Einwanderung in Tûnisien.

Unter den 1800000 Einwohnern des Landes befinden sich 110000 Europäer. Von diesen sind aber nur 25000 Franzosen, dagegen mindestens 50000 Italiener. Der Rest Malteser, Griechen usw.

Kein Volk hält aber so sehr, auch im Auslande, seine Nationalität in zähester Weise fest, als die Italiener.

Im Falle einer politischen Verwicklung könnte nun dieses an Zahl so überlegene, für sein Vaterland feurig empfindende italienische Element leicht den Franzosen unbequem werden, zumal die älteren Ansprüche Italiens an den tûnisischen Besitz auch in diesen zwanzig Jahren nicht vergessen sind.

Aus diesem Grunde sind auch wohl die Hindeutungen auf Tripolis zu verstehen, welche im Sinne der Ablenkung von Paris aus nach Rom ergehen. Wie sehr zweifelhaft aber der Erfolg einer militärischen Expedition Italiens nach Tripolis sein dürfte, wo die Pforte über ganz andere Machtmittel verfügt, als wie sie einst im Jahre 1881 der schwache Bey von Tûnis den Franzosen entgegenstellen konnte, wird sich aus der ersten Hälfte dieses Buches ergeben.

Die Zeitungen von Tûnis werden nicht müde, immer wieder den Finger auf die Gefahr zu legen, welche seitens der heranflutenden italienischen Einwanderung den Franzosen in Tûnisien droht. Sie rufen mit lauter Stimme nach einer Vermehrung der französischen Kolonisten! — Aber wie soll diese ein Mutterland hergeben, welches bei einer eigenen so schwachen Vermehrung, jedes Ueberschusses an Seelenzahl ermangelt.



Tûnis: Die moderne Frankenstadt.

KAPITEL XXXII.

Die moderne Frankenstadt.

Unmittelbar vor dem Bab el-Bahira, dem alten Seethore, also nach Osten hin und dem Hafen zugekehrt, breitet sich die moderne Frankenstadt Tûnis aus, eine französische Schöpfung. Sie ist auf angeschwemmtem Boden gebaut, und die Fundamentierung ihrer durchaus modernen mehrstöckigen Häuser hat so grosse Schwierigkeiten wie Kosten verursacht.

Die Stadt wird von zwei im rechten Winkel sich schneidenden Hauptverkehrswegen durchzogen, der von West nach Ost streichenden Avenue de France, sich fortsetzend in der Avenue de la Marine, und der von Süd nach Nord laufenden Avenue de Carthage, sich fortsetzend in der Avenue de Paris. Die vier an Grundfläche ziemlich gleichen Quadrate, welche zwischen diesen Kreuzesarmen liegen, haben wiederum einen Rost sich im rechten Winkel schneidender Wege. Alles ist bereits gepflastert, kanalisiert, mit Alleebäumen bepflanzt und gut beleuchtet, wenn auch die einzelnen Strassenzüge noch reichliche Lücken aufweisen. Wir haben es eben mit einer im Werden begriffenen Stadt zu thun.

Auf diesem Grunde wohnen etwa 20000 Europäer. Hier sind auch die öffentlichen, zum Teil recht stattlichen Gebäude für den Kultus, die Staatsverwaltung und den Verkehr, zwei Bahnhöfe, eine interessante Markthalle, ein sehr zweckmässig eingerichtetes Hauptpostgebäude, bequeme Hôtels, elegante Cafés und reichliche Läden mit grossen Schaufenstern nach Pariser Geschmack.

Da diese moderne Stadt sich ohne jeglichen Uebergang an die Thore der alten, bereits beschriebenen Korsarenstadt anschliesst, so hat man in Tûnis stets die Gelegenheit und den Genuss, das moderne europäische Leben in seinem scharfen Gegensatz zu dem alten orientalischen zu beobachten. Noch nichts in einander geschliffen und vermengt! Eine Vermengung, die z. B. in Kairo und Algier, stark vorgeschritten, den Genuss dort ausserordentlich trübt.

Die belebteste Strasse, welche die moderne Stadt durchschneidet, ist unbestritten die Avenue de France mit ihrer Fortsetzung, der Avenue de

la Marine. Wo beide zusammenstossen, an einer sehr frequenten Ecke, liegt das moderne Café Tûnis, nach Pariser Geschmack eingerichtet. Auf einem seiner Stühle, weit auf die Strasse vorgeschoben, nehmen wir Platz, um von hier aus das rege Leben zu beobachten.

Die Umgebung ist vornehm. Zur rechten Seite liegt der Palast des französischen Residenten. Zwei Flügel umfassen eine Cour d'honneur, welche ein reich vergoldetes Gitter gegen die Strasse hin abschliesst. Vor ihm liegt ein Rondel, besetzt mit einem Springbrunnen und mit Palmen. Nördlich von diesem Schmuckplatz erhebt sich die stattliche Fassade des römisch-katholischen Domes, errichtet von dem bekannten Kardinal Lavigerie, und unserm Kaffeehause gerade gegenüber liegt der Cercle militaire; seine Terrasse ist stets besetzt von französischen Offizieren aller Uniformen und Grade, denen nicht selten die Musik der Zuaven ein Abendkonzert giebt, welches wir, in unserm bequemen Stuhle sitzend, dann auch gelegentlich mitgeniessen.

Hier steigert sich der Verkehr besonders an den Nachmittagen der drei aufeinanderfolgenden Wochenfesttage, als des Freitags für die Mohammedaner, des Sonnabends für die Israeliten und des Sonntags für die Christen. Dann strömt eine Menge geputzter Leute aus dem Innern der Araberstadt hervor, durch die Porte de France (das Bab el-Bahira), füllt die Arkaden der Avenue, mustert deren Schaufenster, drängt am Café Tûnis vorbei und verteilt sich lustwandelnd unter die Baumgruppen der Avenue de la Marine bis zum Hafen hinab, wo das Schauspiel der Ankunft oder der Abfahrt von Passagierdampfern stets neue Mengen Neugieriger anlockt.

Hier wird das Auge gefesselt durch die reiche Musterkarte der Vorüberziehenden.

Dort jene beiden Beduinen! Welch hohe, breitschulterige, imposante Gestalten! Das weissleinene Kopftuch haben sie mit braunen, fingerdicken Stricken aus Kamelharen wohl achtmal höchst kunstvoll umwunden; es sieht wie eine Krone aus. Darunter das dunkle, markige Gesicht mit der energischen Nase, den roten, vollen Lippen und den weissen Zähnen. In breiten Falten fällt der weisswollene Burnûs von den Schultern bis auf die Füsse herab, drapiert wie eine römische Toga. Wüstenkönigen gleich, schreiten sie stolz vorbei, um all das moderne Treiben zur Rechten und zur Linken sich wenig kümmernd.

Dann dieses reiche jüdische Ehepaar in seiner Festtracht. Der Mann ist arabisch gekleidet, aber in blassen Farben; das Untergewand ist rosa, der Ueberwurf lichtblau, der rote Turban mit einem dunkelblauen Schleier umwunden, ein sicheres Zeichen, dass er ein Israelit ist. Die Frau in behäbigster Breite neben ihrem Gatten, denn Fettleibigkeit, durch künstliche Diät hervorgerufen und gepflegt, macht erst die jüdische Frau hier

zu einer Schönheit. Ihr Gesicht ist im Gegensatz zu den arabischen Weibern unverschleiert. Das Kostüm dieser Dame ist so seltsam, wie kostbar. Ein weissseidenes, faltenreiches Beinkleid, um die Knöchel zusammengekraust und von unten aufwärts bis zum Knie in Silber reich gestickt. Eine blaue Atlasjacke mit langen Aermeln, am Halse geschlossen und nur zwei Hände breit über die Hüften herabfallend, ebenfalls reich in Silber gestickt. Das Haupt krönt ein hohes, spitzes Horn aus schwarzem Sammet in Goldstickerei; von seiner Spitze fällt ein weissseidener Schleier leichten, luftigsten Gewebes in vielen Falten bis auf die Füsse herab. Den hält die Dame mit gerundeten Armen so weit als möglich von sich ab. Der Wind setzt sich dann hinein, und so schreitet sie hin wie in einer Wolke, auf ihren kleinen Füssen, die in Ringelstrümpfen und schwarzen Lacklederpantöffelchen gar zierlich stecken, die schwere Last ihrer breiten, geputzten Gestalt mit Vorsicht balancierend.

Araber in den reichsten Kostümen wandern würdevoll Hand in Hand.

Und nun dieser Jüngling. Vielleicht erst 17 Jahre alt und doch schon voll entwickelt. Eine wahre Prachtgestalt! — Auf dem kurzgeschnittenen, schwarzen Haar sitzt eine nagelneue Schechìa mit dem schweren blauseidenen Quast. Das Auge ist gross geschnitten; sein Weiss wie von Elfenbeinfarbe, und darin schwimmen zwei sprechende Augensterne voll braunen Glanzes. Die Wange ist sammetweich und dunkel bronziert. Auf der aufgeworfenen Oberlippe liegt der erste Flaum. Er ist sorgfältig gekleidet. Ein Burnûs von feinstem weissen Wollenstoff ist um seine vollen Schultern geworfen und fällt in tadellosen Falten herab. Vom Knie ab ist sichtbar eine hellblaue Igippa mit Borten und verschlungenen Schnüren in derselben Farbe reich besetzt. Die nackten, wohlgeformten Füsse stecken in gelbledernen Pantoffeln.

Neben diesen Gruppen der Einheimischen zeigen sich Europäer. Französische Damen schreiten vorüber, alte und junge, nach Pariser Chik gekleidet, manche mit zu viel künstlichem Rot auf den Wangen. Und dieses tiefe Schwarz gab wohl kaum die Natur den Wimpern und den Augenbrauen.

Französische Offiziere in ihren kleidsamen, hechtgrauen, knapp anliegenden Jacken, deren Aermel reiche Goldverschnürung tragen, den hochroten weiten Beinkleidern mit breiten grauen oder schwarzen Tuchstreifen längs der Naht, sehen recht elegant aus.

Sie begegnen jenen Damen und tauschen mit ihnen Gruss und Wort.

Auch gemeine Soldaten der französischen Garnison benutzen ihren Sonntagsurlaub und zeigen sich truppweis. Zuaven und Spahis sehen noch am adrettesten aus. Weniger schon die Infanteristen mit den wunderbaren Epauletten, daran die rotwollenen Fransen. Die Artilleristen mit den unmässig weiten, roten, lederbesetzten Hosen. Dann Kavalleristen mit den schwarz und gelb verschnürten hellblauen Jacken. Aber keiner

von diesen ist knapp und fest angezogen, ja nicht einmal reinlich. Was aber am meisten auffällt, ist der höchst nachlässige, oft ganz unterlassene Gruss vor den Offizieren, welche drüben im Cercle oder hüben auf den Stühlen unseres Kaffeehauses sitzen

Kenner behaupten, das sei der demokratische Zug in der Armee der Republik.

Eine Gruppe gemeiner Soldaten, in die schäbige Uniform der Fremdenlegion gekleidet, lässt sich in unserer unmittelbaren Nähe nieder. Sie sprechen deutsch mit einander. Wir horchen auf. Es ist ein reiner Dialekt, in dem sie reden, und der eine zitiert mit gutem Vortrage eine Stelle aus Horaz. Also es sind Landsleute und augenscheinlich Söhne gebildeter Häuser, aber in freiwilliger und wie kummervoller Verbannung.

Auf dem Strassendamm rollen Equipagen vorüber. Jene Wagen müssen dem Bey gehören, denn die eingespannten Maultiere tragen goldene Halsbänder. Dieser geschlossene Brougham hat statt der Glasscheiben Jalousien aus poliertem Holz, ein Beweis, dass Haremsdamen darin sitzen. Auch Europäer schmücken ihre Equipagen mit Kutscher und Diener in arabischer Tracht. Und die blauen Tuchjacken mit der gelbseidenen Stickerei darauf sehen prächtig genug aus Dazwischen Reitpferde und Maultiere, arabisch gesattelt und flott geritten.

So gleiten im bunten Wechsel die Bilder an unsern Augen vorüber, während wir unsere Grenadine trinken und mit Bekannten behaglich plaudern.

Alle Stühle des Kaffeehauses sind besetzt, und der Wirt geht eifrig umher, um zu sehen, ob jeder seiner Gäste gut bedient wird. Er muss sich tummeln, denn für diese frequente Ecke hat er jährlich 15000 Francs Miete zu zahlen, und links, schräg gegenüber, that sich jüngst ein Konkurrenzunternehmen auf.

Arabische Strassenverkäufer treten herzu.

Jener bietet Blumen an. Eine dünne Holzscheibe balanziert der Mann auf seinem Kopfe. Ueber ihr liegen, in Kegelform gehäuft, kleine Bouquets, jedes bestehend aus einer Rosenknospe, gebettet in Orangenblüten.

Dieser trägt bunte Gafsadecken zusammengefaltet auf seinem Kopfe und eine über den linken Arm breit ausgelegt, als Schaustück, um deren Farbenpracht verlockend zu zeigen.

Ein dritter bietet, ausgelegt auf einem mit Orangenblättern gepolsterten Brette, selbstgebackenen Kuchen an, frisch und appetitlich, und namentlich die Makronen der Araber sind ganz vorzüglich.

Ein vierter trägt Erzeugnisse der tûnisischen Kunstindustrie umher, z. B. eingelegte Karabiner, vergoldete Dolche, mit Seide durchsteppte Ledertaschen.

Aber keiner von diesen Händlern ist aufdringlich. Eine verneinende Handbewegung, und sie ziehen sich bescheiden zurück.

Nun kommen die Stiefelputzerjungen gelaufen und wollen ihren Sou an unsern Füssen verdienen. Bettelkinder drängen sich zwischen die Reihen der sitzenden Gäste, suchen vom Erdboden die Stummel weggeworfener Zigaretten auf, stehlen auch wohl gelegentlich einen auf einen leeren Stuhl gelegten Handschuh. Ein Knabe hat sich darauf eingeubt, mit seiner Zunge eine Melodie zu schnalzen und macht uns dieses Kunststück hartnäckig vor, in der Hoffnung, unsere Börse zu erweichen.

Ein Neger, nur mit einem langen Hemde bekleidet, läuft und ruft die Abendzeitung aus.

In der That, der Abend ist leuchtend schön. An jenem Rondel mit seinen Palmen und Springbrunnen fährt der elektrische Tramway vorüber, hin nach dem Park von Belvédère. In 20 Minuten können wir dort sein und noch von seinen bewaldeten Höhen die Sonne über Tûnis untergehen sehen.

Der Weg führt durch die ganze Avenue de Paris, und da die Häuserreihen bald aufhören, so eröffnen sich die freundlichsten landschaftlichen Durchblicke.

Wir halten mit unsern Wagen am Parkthore.

Der Park von Belvédère überzieht mit seinen geschmackvollen Anlagen einen ansehnlichen Hügel, welcher im Norden die Stadt beherrscht. Diesen dominierenden Punkt hielten am 12. Mai 1881 die Franzosen mit ihrer Artillerie besetzt, die Lunten an den Zündrohren, während an dessen Fusse, im Schlosse K'sar-Saïd, der General Bréard dem Bey die Unterzeichnung der vorgelegten Abtretungsurkunde aufzwang.

Diese peinliche Erinnerung haben die Sieger versucht wettzumachen durch die Verwandlung dieses Hügels in einen Garten. Er umfasst zur Zeit 75 ha, und jährlich werden 80 000 Francs zu seinem Unterhalte, wie zu seiner Erweiterung verwandt.

Ueber saftige Wiesen ziehen sich Gruppen aller möglichen Blütensträucher, so reich, wie sie die afrikanische Flora nur bietet, untermischt mit Koniferen und mit Palmen. Fusspfade durchschlängeln diese Grasflächen, führen zu lauschigen Plätzen und zu Aussichtspunkten. Reit- und Fahrwege steigen bergan.

Alles ist höchst sauber gehalten, und auch in den Monaten Januar bis Mai, dank der häufigen Nachtregen, von grosser Frische.

Auch wir steigen die Parkwege hinan, den Gipfel erstrebend.

Hier, auf einer der vorspringenden Terrassen, wird soeben ein grosses Erfrischungslokal erbaut.

Das fehlte bisher. Unter seinen Veranden wird es sich dereinst prächtig sitzen. Denn entzückend ist von dieser Spitze aus die Rundsicht.

Nach Süden zu, im Mittelpunkte des Bildes, die Stadt. Den Vordergrund bilden die abfallenden Terrassen des Gartens. Baumgruppen und blütenbedecktes Gebüsch entsteigen den Wiesen. Dahinter Tûnis, weiss

gekleidet, wie seine Bewohner. Die wuchtigen Häuserterrassen, Linie über Linie, anklimmend den Berg, überragt von Kuppeln und beherrscht von zahllosen Minarehs. Dahinter ein welliger Bergrücken, besetzt mit alten Kastellen, deren Zinnen, wohl halb zernagt, aber noch trotzig aufragen in die Luft.

Eine Einsattelung des Bergrückens öffnet sich nach Südwest und lässt den Blick frei auf den Salzsee, der Tûnis im Rücken deckt. Den fernen Horizont umsäumen die Berge von Zaghuân, welche in feinen Schatten mit dem Abendhimmel zusammenfliessen.

Rechts bettet sich, dicht neben den stolzen Bogen eines Aquaeduktes, herstammend aus der spanischen Zeit, in ein grünes Thal das alte Beyschloss, der Bardo.

Links saftige Wiesen, durchsetzt mit einigen Baumalleen. Dann der See El-Bahira, aus seiner blauen Flut aufragend das altertümliche Fort Chekli, aus spanischer Zeit. Hinter dem See das weisse Rades, und weiter abwärts Hammam-el-Enf, überragt durch die zwei scharf geschnittenen Felsenspitzen des Djebel Bou-Kurnine, braun in violett gezeichnet, und markig von der klaren Abendluft sich trennend.

Und endlich nun, ganz im Osten, das schönste Stück unseres Bildes. Die weit vorspringende Halbinsel von La Goletta, dahinter die Berge von Karthago, heut überkrönt durch die erzbischöfliche Kathedrale, geweiht dem heiligen Ludwig; und diese wiederum überragt durch das unvergleichlich anmutige Sidi-bu-Saïd, anklimmend das Kap von Karthago, welches scharf und weit in das Meer vorspringt.

Das ist das Bild, welches vor dem Beschauer sich aufrollt von der Spitze des Belvédère aus.

Und nun taucht die Sonne flammend in den Salzsee nieder. Alle Umrisse des Bildes treten schärfer hervor, plastisch wölben sich die Stufen der Berge, und ein Hauch von unendlicher Zartheit, erst rosa, dann violett, überzieht alle Gegenstände! — So malt nur der Süden! —

Auf der Ebene zu unsern Füssen wohnt nun das Schweigen. Ein am Horizonte verschwindender Karawanenzug ist der letzte Zeuge thätigen Tageslebens.

Erst tauchen die fernen, dann die nahen Gegenstände zurück in die Schatten der Nacht, welche rasch, nach kurzer Dämmerung, in diesen Gegenden dem verlöschenden Tage auf dem Fusse folgt.

Gesättigt von diesem unvergleichlichen Anblick, steigen wir, zwischen Blütensträuchen hinwandelnd, zum Parkthore hinab, um den Tramway aufzusuchen.

Inzwischen hat der Sternenhimmel sich aufgerollt, und kräftig, wie Weintrauben am Spalier, funkeln diese Sternenbündel zu uns hernieder.

Das war ein Tag in dem modernen Tûnis.



KAPITEL XXXIII.

Der Bardo und das Museum Alaoui.

Ausser dem bereits beschriebenen Stadtschlosse (Dar-el-Bey) besitzt Sidi Ali Pacha in der Umgegend von Tûnis noch andere Paläste.

Zunächst das Schloss zu La Marsa, wo er zur Zeit samt seinem Hofstaate, Winter und Sommer, residiert. Dann der sehr weitläufige Palast in dem nach Süden zu gelegenen Badeorte Hammam-el-Enf, welcher wohl lange nicht benutzt worden ist. Dann in dem Villenorte La Manuba, inmitten herrlicher Gärten, das durch Vertragsunterzeichnung vom 12. Mai 1881 wichtige Schloss K'sar-Saïd, ein Haus, welches die Franzosen in jüngster Zeit sich wohl »schenken« liessen, um seine stolze Pracht in eine Kaserne umzuwandeln.

Diese Schlösser sind teils nicht mehr zugänglich, teils bieten sie des Schauenswerten wenig.

Dafür bleibt uns, als der höchsten Aufmerksamkeit wert, der Palast des »Bardo«, sowohl wegen seiner gut erhaltenen und stattlichen Binnenräume, als ganz besonders auch wegen des Museums Alaoui, welches in einem Flügel dieses Schlosses seine Aufstellung gefunden hat.

Es empfiehlt sich, den Besuch des Bardo zu verbinden mit einer Spazierfahrt, welche den westlichen Teil der Stadt sowie den Villenort La Manuba umfasst.

Zu dem Zwecke mieteten wir eine der eleganten zweispännigen Droschken, welche in der Avenue de France stets zur Verfügung stehen, den Nachmittag für 6—7 Frcs.

Wir verliessen die Stadt durch das Südthor Bab el-Gorjani und verfolgten die schöne, breite Strasse, welche zwischen der hoch aufsteigenden, noch völlig erhaltenen Stadtmauer und dem Salzsee Sebkhat-es-Sejumi hinführt.

Die Aussicht, welche sich von hier aus in das Gelände nach Westen hin darbietet, ist wahrhaft entzückend.

gekleidet,
Linie, an
zahllosen
Kastellen
die Luft.
Ein
lässt der
fernen I
Schatten
Re
herstam
schloss,
Li
See El
Chekli,
weiter
Felsens
markig
Die w
Kartha
dem
gleich
welch

Spitz

Umri
der I
über

am
Tag

Sch
Geg

Blü
auf

W

[illegible]

[illegible] ein Weg für den F[illegible] [illegible] auf de[illegible] [illegible] und erreich[illegible] [illegible] das Schloss de[illegible]

[illegible] war [illegible] das »Winds[illegible] [illegible] an dem viele Herrscher und [illegible] nach einander [illegible] von [illegible] und Graben [illegible], eine eige[illegible] [illegible] Stadt.





Ansichten aus den Sûks von Tûnis.

Wir stiegen bei dem Thore Bab Sidi-Abdallah aus, um das Wasserschloss zu sehen, das grosse Reservoir, in welches sich die vom Zaghuân hergeleiteten Wasser ergiessen, um von hier aus sich durch die Alt- wie Neustadt zu verzweigen.

Bis zum Jahre 1862 war Tûnis lediglich auf Zisternenwasser angewiesen. Da entstand dann der Plan, unter Benutzung der altrömischen Leitung, von der noch ansehnliche Reste standen, die frischen Quellwasser aus den Bergen von Zaghuân der Hauptstadt zuzuführen. Eine französische Gesellschaft übernahm die Instandsetzung dieses Werkes. Die Entfernung von Ort zu Ort betrug nicht mehr als 46 km, und bedeutende Strecken der Hadrianischen Leitung waren noch benutzbar. Dennoch verschlang das Unternehmen 13 Millionen Frcs. Diese wurden gedeckt durch eine erste Anleihe des bis dahin schuldenfreien Staates. Allein dieser erste Schritt auf der schiefen Ebene hatte eine anscheinend so ergiebige Goldmine aufgedeckt, dass, umstrickt durch die werbenden Künste des europäischen Geldmarktes, diesem ersten Anlehen bald ein zweites und drittes u. s. w. folgten. So geriet Tûnis tief in Schulden, und es musste im Jahre 1870, nach Einsetzung einer internationalen Finanzkommission, die gesamte Staatsschuldenlast auf 160 Millionen Frcs. festgesetzt werden, mit der Verpflichtung einer jährlichen Verzinsung derselben durch 19½ Mill. Frcs., denen indessen nur 13½ Millionen Frcs. aus Staatseinkünften gegenüberstanden.

Diese finanziellen Verlegenheiten mussten schwächend vor allem auf die Wehrkraft des Staates zurückwirken und wurden auf diese Weise eine mitwirkende Ursache für die Katastrophe vom 12. Mai 1881.

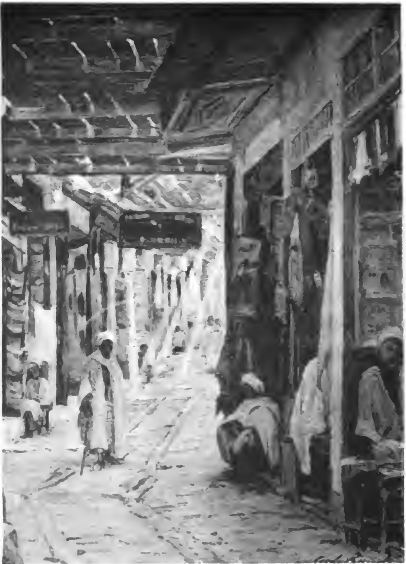
Das ist die historische Berühmtheit, welche dieser Wasserleitung anhaftet, deren Reservoir mit dem vorgelegten Schmuckgarten wir uns soeben betrachteten.

Dann bestiegen wir den Wagen wieder und erreichten bald, auf derselben Strasse weiterfahrend, an dem Thore Bab el-Alluch, zur linken Hand, das in Gärten gebettete grosse Hôpital civil, eine Anlage der Franzosen.

Von hier aus verfolgten wir den Weg längs der Stadtmauer bis zu dem Thore Bab bu-Saadun.

Nun bricht die Rundfahrt um die Stadt ab, ein Weg für den Fremden um so fesselnder, als viele Kamelzüge und Beduinentrupps auf demselben uns begegnen. Wir bogen nun nach Nordwesten ein und erreichten auf einer gut gehaltenen Strasse, nach etwa 3 km Fahrt, das Schloss des Bardo.

Es war einst ein sehr weitläufiger Schlossbau, das »Windsor« von Tûnis, an dem viele Herrscher und Jahrhunderte nach einander gebaut hatten, von Wall, Mauer und Graben umschlossen, eine eigene, befestigte Stadt.





Ansichten aus den Sûks von Tûnis.

Heute sind die Mauern teilweise niedergelegt, die Gräben zugeschüttet, ganze Hügel abgetragen, und es steht nur noch ein Rest alter Macht und Herrlichkeit; dieser Rest aber nicht etwa ruinenhaft, sondern wohlerhalten.

Das Schloss wird nicht bewohnt. Der Bey erscheint nur zuweilen im Bardo, um im dortigen Gerichtssaale über seine Unterthanen Recht zu sprechen, oder bei festlichen Gelegenheiten, wie z. B. am grossen Beiram, im Thronsaale die Glückwünsche des Konsularkorps entgegen zu nehmen.

Dann schmücken die stillen Höfe und schweigenden Säle sich auf kurze Stunden mit dem buntesten Leben.

Um Zutritt in die Repräsentationsräume des Schlosses zu erhalten, bedarf es einer Einlasskarte, welche kostenlos der Adjutant des Bey, General Valenci, oder der französische Resident ausstellen. Ihre Besorgung übernimmt bereitwillig jeder Hôtelwirt.

Unser Wagen hält an der sogenannten Löwentreppe. Ein imposanter Aufgang. Achtzehn breite Stufen aus weissem Marmor werden rechts und links von vier Absätzen eingeschlossen, auf denen acht nicht völlig lebensgrosse Löwen ruhen, jedes Tier in einer besonderen Stellung gedacht. Eine Arbeit, welche Canova zugeschrieben wird. Diese Stufen führen hinauf zu einer Vorhalle, von doppelter Säulenreihe getragen, deren Wände mit jenen schönen, in Stuck vertieften Arabesken (Nuksch-hadida) überzogen sind. Diese Halle nebst der vorgelegten Treppe gehört zweifellos zu den schönsten architektonischen Kunstwerken von Tûnis.

Die Halle durchschreitend, gelangt man in einen quadratischen Hof, umstellt von 26 Säulen aus weissem Marmor, welche Bogen, gemustert in schwarz und weiss, tragen. Die Wände dieses Säulenhofes sind mit den schönsten Fayencekacheln bekleidet, keine moderne Schablonen-, sondern alte kunstvolle Handarbeit, indem jede Platte von der andern in einzelnen Details abweicht. Die Gesamtwirkung ist so reich, wie heiter.

Dann wird man über eine breite, ziemlich steil aufsteigende Treppe in ein oberes Stockwerk geführt, welches zwei Säle enthält, den Thronsaal und den dahinter liegenden Saal des »Handkusses«. Ersterer imponiert durch seine gewaltige Grösse und Höhe. Doch ist die Einrichtung beider völlig modern und nicht einmal geschmackvoll, eine Frucht jener im Jahre 1846 beim Hofe einsetzenden europäisierenden Epoche. Statt der uns so anmutenden orientalischen Teppiche überdeckt ein grossblumiges, geschmackloses Pariser Fabrikat, den Fussboden. Längs der Fensterwand zieht sich eine moderne Draperie von Gardinen hin, Krystalllustres hängen vom Plafond herab, und die gegenüberstehende volle Wand wird überdeckt von verblassten Spiegeln und Oelporträts, darstellend orientalische und europäische Herrscher, meist in Lebensgrösse, Arbeiten von äusserst mässigem Kunstwerte. Hervorragend unter ihnen erschien

mir nur ein Gobelinbild, darstellend Louis Philipp, dann der verstorbene Bayernkönig Ludwig II. und unser roter Prinz, der Sieger von Metz, Friedrich Karl, welcher auf seiner Orientfahrt einst Gast des Beys im Stadtschlosse zu Tûnis war. Im Hintergrunde steht ein goldüberladener Thron mit rotsammtenem Baldachin darüber. Auf Tischen glitzern Rokoko-Armleuchter, Sèvresvasen und Bronzependulen, ein keineswegs fürstlicher Anblick.

Hinter diesem Raum öffnet sich der Saal des Handkusses, in gleichem verdorbenem Geschmack gehalten, darin müssen die Prinzen, Minister und Würdenträger vor jeder Zeremonie dem Bey den Handkuss leisten, zum Zeichen ihrer Unterwerfung.

Nicht ungern verlassen wir diesen Flügel, um wieder hinabzusteigen.

Hier im Erdgeschoss finden sich noch zwei sehr bemerkenswerte Säle. Sie sind von maurischer Struktur und Ausstattung. Der eine erhebt sich auf der Grundfläche eines gleicharmigen Kreuzes. Die Wände und gewölbten Decken sind mit Fayencen vertäfelt, über welche eine Goldverstäbung in ähnlichen Figuren wie bei den Stuckarabesken geflochten ist. Die Wirkung ist wahrhaft glänzend. Ein Thronsessel und mit arabischen Stoffen überzogene Divans bilden die Ausstattung. Ich stehe nicht an, diesen sogenannten Krystallsaal für eine Perle maurischer Kunst zu erklären.

Es bleibt für die Besichtigung übrig noch der grosse Gerichtssaal. Zu ebener Erde gelegen, öffnen sich seine Pforten unmittelbar auf jene oben beschriebene Eintrittshalle. Zwei Reihen von Marmorsaulen, Monolithen aus Karthago, teilen den ansehnlichen Raum in drei Schiffe. Im Hintergrunde erhebt sich auf einer Estrade der fürstliche Thron. Zu beiden Seiten desselben stehen mit rotem Sammet überzogene Divans für die Minister und die Generäle. Buntfarbiges Marmor-Mosaik überkleidet die Wände, und wo diese mit der Decke zusammenstossen, läuft längs aus ein breiter Fries, ausgefüllt mit Korânsprüchen, in schönen kufischen Schriftzügen, welche über Gerechtigkeit und Rechtspflege sich aussprechen.

Unter den Arabern giebt es keinen abgesonderten Richterstand. Vielmehr ist die Rechtspflege den Verwaltungsorganen übertragen, und der höchste Richter im Lande war stets der Bey. Die durchaus öffentlich gehaltenen Gerichtssitzungen desselben gehören zu den Lichtseiten seines Berufs. Hier tritt der Herrscher aus seiner orientalischen Abgeschlossenheit heraus und mit seinem Volke in die unmittelbarste Berührung, dazu mit dem leidenden Teile desselben. Seine Urteilsprüche, auf gesunder Auffassung beruhend, sind meistens milde und gerecht und entbehren nicht jener salomonischen Weisheit, welche die morgenländischen Khalifen schon vor Jahrhunderten ausgezeichnet hat.

Da der Bey jeden Samstag Morgen in irgend einem seiner Paläste Recht zu sprechen pflegt, so kommt auch dieser Gerichtssaal im Bardo zu Zeiten in die entsprechende Benutzung.

Nun begaben wir uns zur Besichtigung des Museums Alaoui. Es führt diese Bezeichnung nach dem Namen des zur Zeit regierenden Herrn Sidi-Ali-Bey, in dessen Gegenwart am 7. Mai 1888 es eröffnet wurde. Die Sammlung ist täglich von 2—5 Uhr nachmittags geöffnet und wird kein Eintrittsgeld erhoben.

Wenn wir in den soeben besichtigten Höfen und Sälen manch einer Säule begegnet sind, die aus dem römischen Karthago stammt, so öffnet sich uns hier eine überraschend schöne Sammlung römischer Altertümer, und dieselbe fand ihre Aufstellung in Räumen, welche schon durch sich selbst das höchste Interesse wecken. Es sind die Säle und Gemächer des Harim von Sidi-Mohammed-es-Sadok, dem verstorbenen Bey.

Besonders der sogenannte grosse Festsaal der Ausstellung ist überkrönt von einer achteckigen Kuppel, reich in Gold und Farben geschmückt, welche als ein Meisterstück maurischer Flächendekoration bezeichnet werden muss. Sie biegt sich in ihrer Mitte zurück und endigt in einem dicken vergoldeten Zapfen, aus dem noch die vergoldete Kette herabhängt, an der ehemals der mächtige Kronleuchter hing. Man wird in der That nicht satt, diese Wölbung zu betrachten und an den wunderbar schönen, farbensprühenden Arabesken reinsten Stils sein Auge zu weiden.

Dann kommt der überdeckte Patio mit einer umlaufenden Galerie, welche von 24 Säulen getragen wird.

Dann der frühere Konzertsaal mit drei flachen, ovalen, sehr reich verzierten Kuppeln aus geschnitztem Holz.

Dann der Frauensaal auf der Basis eines griechischen Kreuzes erbaut, die Quadrate zwischen den Kreuzesarmen ausgefüllt mit vier von den Harimsdamen ehemals als Schlafzimmer benutzten Gemächern. Der Mittelraum ist überkrönt von einer Kuppel, welche vier Lichtöffnungen durchbrechen. Alles von grosser Pracht und Feinheit in der Flächenbehandlung.

Von den in diesen Räumen aufgestellten Antiken möchte ich nun den Mosaikfussböden die Palme reichen.

In keiner andern Sammlung, weder zu Neapel noch Rom, Paris oder London oder St. Petersburg habe ich, in Rücksicht auf Grösse und Zeichnung, gleich Ausgezeichnetes gefunden. Sämtlich sind es Fundstücke aus der römischen Provinz Afrika, und zwar dem Gebiete des heutigen Tûnisien. Anzuerkennen ist die Sorgfalt, mit welcher diese Kostbarkeiten hierher überführt wurden; denn die meisten zeigen sich unverletzt.

Beginnen wir in dem grossen Festsaale mit dem ansehnlichen Mosaikfussboden, dem grossten, welcher bisher aufgefunden wurde, denn er umfasst 137 qm; ein Fundstück aus dem alten Hadrumetum, heute

15*

Susa, aufgedeckt im Jahre 1886 durch Soldaten des 4. Regiments der Tirailleure.

Die Grundidee dieses Steinteppichs ist eine Verherrlichung des Neptun. Sie kommt zum kräftigsten Ausdruck in dem Mittelbilde, wo man den Gott auf einem Wagen, bespannt mit Seepferden und geleitet von Sirenen, Tritonen und Neoniden, über die Wogen dahin fahren sieht.

Um dieses Mittelbild gruppieren sich 35 kreisrunde, durch abwechselnd grune und braune Laubkränze eingefasste Medaillons. Die von diesen aneinander stossenden Kränzen nicht bedeckten Zwischenflächen erhalten dadurch die Form sechseckiger Sterne mit nach innen gekrümmten Linien. Durch solche Einteilung entstanden demnach 56 selbständige Felder, von denen jedes als Mittelpunkt einen besonderen figürlichen Gegenstand aufweist, welcher zum Herrscher der Meere in einem bestimmten Verhältnisse steht, als Seepflanzen, Seetiere und dienende Halbgötter. Eine reiche Borte aus Laub mit eingewundenen Früchten umzieht den ganzen Teppich. Die Zeichnung ist bis in die Einzelheiten überaus korrekt, die Farben vollkommen frisch und der grosse Teppich fast ganz unbeschädigt.

Er mag die vornehme Villa eines Handelsherrn in Hadrumetum geziert haben, welcher durch solchen Schmuck dem Herrscher der Meere und Beschirmer der Seefahrer seinen Dankeszoll für glücklich beendigte Handelsgeschäfte zahlen wollte.

Aber welche hohe Kunstblüte und welch einen Reichtum, herrschend an dieser Nordküste Afrikas zu römischer Zeit, setzen solche Besitztümer voraus!

Die Museumsverwaltung hat in dankenswerter Weise dafür gesorgt, dass man von diesem Kunstwerke einen einheitlichen Eindruck gewinnt. Sie führte an der Wand des Saales eine 4 m hohe Holztribüne auf, von deren Plattform man in bequemer Weise den ganzen grossen Teppich übersieht. Und da unmittelbar über demselben jene oben beschriebene herrliche Kuppel sich wölbt, welcher man durch diesen Platz auf der Tribüne vorteilhaft nahe gerückt wird, so bietet sich der grosse Genuss dar, zwei Meisterstücke, dieses der antiken, jenes der arabischen Kunst, in so seltener Weise neben einander gestellt, zu bewundern.

Und doch ist dieser Neptunsteppich, wenn schon der grösste, doch nicht der schönste in unserer Sammlung.

Das Prädikat »Numero eins« möchte ich zusprechen einem um vieles kleineren Teppich, welcher in dem anstossenden Patio den Boden deckt. Er entstammt der Villa des Laberius in dem alten Uthina, halbwegs zwischen Tûnis und Zaghuân gelegen, und hat vermutlich dort das Tablinum geschmückt.

Die Grundidee des Kunstwerkes ist der Preis des Dionysos, als des Spenders der Reben, und die Zeichnung ist folgende:

In den vier Ecken des Teppichs sind aufgestellt vier Vasen. Diesen entsteigen Ranken des Weinstocks, geschmückt mit Trauben. ·In graziöser Verschlingung teilen diese Ranken die Flächen in Felder. Solche sind ausgefüllt mit 28 Amoretten, welche, bald schwebend, bald reitend auf den Ranken, jene Trauben zu brechen versuchen. Und umspielt von diesem reizenden Gefolge, zeigt sich im Mittelfelde der Gott Dionysos selbst, welcher an den König Ikarios das Geschenk eines Weinstocks verabreicht.

Es ist wohl die schönste musivische Arbeit des Altertums, welche wir besitzen.

An diesen Teppich lehnt sich ein kleinerer von länglich viereckiger Form. Zwei Knaben zu Pferde, begleitet von Hunden und einem Treiber, hetzen auf Hasen. Die Fläche umschlingt ein gewundenes Band.

Der zweite Preis gebührt wohl einem im Sechseck gezeichneten Steinteppich, aufgestellt im Saale der Frauen, unmittelbar unter dessen grosser Kuppel und durch deren Oberlicht voll beleuchtet.

Es ist die sogenannte Mosaike von Bir-Chana, aufgefunden in der Nähe von Zaghuân. Die Zeichnung des Teppichs ist folgende:

In ein Sechseck legen sich zwei konzentrische Sterne, deren Spitzen auseinander fallen. Der obere Stern zeigt auf seinem Mittelbilde die Büste des Saturn, des Schutzgottes von Afrika, und rings um ihn, in sechs Medaillons angeordnet, die Sinnbilder der übrigen Wochentage, als der Sonne, des Mondes, des Mars, des Merkur, des Jupiter und der Venus. Der untere Stern aber trägt in seinen Zacken die 12 Zeichen des Zodiakus.

Ausser den hier eingehender beschriebenen Hauptstücken unserer Sammlung finden sich viele andere Mosaiken, grössere und kleinere, welche weniger durch die Reinheit ihrer Zeichnung, als durch den dargestellten Gegenstand von Interesse sind, wie z.B. ein Kaufmannsschiff, dessen Fracht gelöscht wird, oder die Darstellung eines Zirkus, dessen vier Ränge sich mit Zuschauern dicht besetzt zeigen.

Gegen diese Sammlung musivischer Schätze, ganz einzig in ihrer Art, treten allerdings die übrigen ausgestellten Gegenstände weit zurück, als Terrakotten, Basreliefs, Statuen in Marmor, Bronzen und Gläser. Doch da sie sämtlich afrikanischen Fundorten entstammen, so sind sie für die Verdeutlichung des einstmaligen römischen Lebens an dieser Küste von Wichtigkeit.

Nicht unerwähnt möchte ich noch lassen eine in dem früheren Speisesaale des Harîms aufgestellte ovale Silberplatte, aufgefunden in Bizerta, dem alten Hippo Zarytos. In Gold eingelegt, stellt sie auf einem kreisrunden Mittelbilde dar den Kampf des Apollo gegen den Marsyas. Die Seitenteile sind leider sehr zerstört. Man hält diese Servierplatte, denn das scheint ihre Bestimmung gewesen zu sein, für ein Werk alexandrinischer Silberschmiedekunst.

Ueber die Einzelheiten der Sammlung orientiert ein Führer: »Guide du visiteur au Musée du Bardo«, im Museum selbst käuflich und abgefasst von einem Herrn P. Gauckler, dem derzeitigen Direktor der Sammlung. Unter seiner Hand befindet sich ein abschliessender Katalog in Bearbeitung.

Elsässer von Geburt, hat Gauckler sich unbestritten grosse Verdienste um diese so bedeutende Kunstsammlung erworben. Dazu kommt ein weiteres Verdienst. Seinem Eifer verdanken wir in Tûnis die Erhaltung der altarabischen Kunst, vertiefte Arabesken in Stuck herzustellen — Nuksch-hadida — eine Wanddekoration, welche die maurischen Bauwerke in so hervorragender Weise auszeichnet.

Nur wenige Greise in Tûnis verstanden sich noch auf diese Technik, litten aber, beschäftigungslos, Not, da niemand für eine aus der Mode gekommene Kunstrichtung ihnen einen Auftrag gab.

Gauckler hat diese Männer gesammelt, ihnen in Nebenräumen des Museums ein Atelier überwiesen und Schüler zugeführt, talentvolle arabische Knaben, auf welche die Alten nun ihre Kunstfertigkeit übertragen können, um sie vor dem Aussterben zu schützen.

Es gelang mir, Zutritt in jene Werkstätte zu erhalten, wo ich längere Zeit den Arbeiten zusah. Ich sah die Ausübung dieser altandalusischen Kunst, diese feine Filigranarbeit in Gips, vor meinen Augen entstehen, mit ihren phantastischen Zeichnungen in fast unentwirrbarer Verschlingung.

Einen sehr wertvollen Zuwachs erhielt das Museum El-Alaoui verflossenes Jahr durch die Eröffnung einer Abteilung für arabische Altertümer.

Sie befindet sich gegenüber der römischen Antikensammlung, aufgestellt in reizvollen Gemächern orientalischer Struktur, welche einen offenen arabischen Säulenhof umziehen.

Dreimal die Woche sind diese Schätze, bei freiem Eintritt, jedermann zugänglich.

Der erste Saal, in Kreuzform gehalten, birgt Gefässe in Thon, Glas und Kupfer für Hausgebrauch und Schmuck, sowie eine reiche Sammlung arabischer Waffen.

Die Gemächer rechts und links vom Säulenhofe enthalten Musterstücke für die Technik in Fayencekacheln sowie in Arabesken, durch vertiefte Linien in einer Stuckfläche hergestellt. Sie zeigen den Fleiss wie die Begabung der Araber für eine überraschend schöne Behandlung der Wandflächen, Künstlern wie Kunstfreunden ein reiches Studienmaterial.

Doch im Hintergrunde des Hofes ist das Hauptzimmer, ein Gemach von jener den Arabern ganz eigenen Dreiteilung. In seiner Grundfläche eigentlich ein halbes griechisches Kreuz, dessen einer Arm nach hinten greift. Dieser bildet den Salon. Rings um seine drei Wandflächen läuft ein Divan. Das Holzgestell in reichster Vergoldung, mit Auflage von Grün und Rot. Die Polster in schwerer, orientalischer Seide. In seiner

Mitte steht ein runder, zierlicher Tisch, geschnitzt in Holz und reich bemalt. Borden von gleicher Art ziehen sich oben unter der Decke hin. Teppiche, in Zeichnung und Farbenschimmer wetteifernd, fallen von ihnen herab über die Wände. Gleich wertvolle Teppiche decken den Fussboden.

Der nach rechts greifende Arm zeigt in seinem Hintergrunde ein orientalisches Paradebett, überzogen mit verschwenderisch reichen Stoffen; der nach links greifende Arm eine Schmucktruhe und einen in Kupfer getriebenen orientalischen Ofen für Holzkohlen.

Zwischen diesen drei Kreuzesarmen befinden sich zwei viereckige, gleich grosse Kabinette. Im praktischen Gebrauch dienen sie als Garderobe und als Kinderstube.

Hier jedoch enthält das eine arabische Schmucksachen und Gefässe in Edelmetallen, reich mit Steinen besetzt, das andere eine Sammlung auserlesener Teppiche und Stickereien für Boden- und Wandbekleidung.

Das Licht fällt auf alle diese Herrlichkeiten, soweit geöffnete Thüren es nicht spenden, durch farbige Fenster, nicht nach unserm Sinne; denn figürliche Darstellungen verbietet der Korân, sondern wieder in Arabesken hergestellt, doch so, dass den Hintergrund dieser Vertiefungen buntfarbige Gläser bilden. Auf diese Weise entsteht ein reichschimmerndes Transparent. Man gewinnt die Vorstellung, durch ein prächtiges Kaleidoskop zu blicken.

Der lebendige Eindiuck, den diese Räume hervorbringen, wird noch gehoben durch die geschickte Art, mit der man lebensgrosse Figuren, Männer wie Frauen, in reicher orientalischer Tracht, zwischen diese Gegenstände hingestellt hat.

Ein Besuch dieser Säle, welche einem Zauber gleich unsere Seele umspinnen, zeigt, wie nichts anderes, so deutlich das arabische Leben in seinem Reichtum, wie in seiner farbenfreudigen Pracht! —

Und dennoch, aus diesen marmorgepflasterten Palästen in das Freie hinausgetreten, wie dehnt sich die Brust in der weichen, sonnendurchwobenen Luft, die belebend in alle Poren einzieht. Natur, in deiner reichen südlichen Fülle, du giebst uns noch mehr! Aber auch nur dein schwellender Schoss konnte jener üppigen Kunst zum Leben verhelfen! —

Nach der Besichtigung des Bardoschlosses und der Sammlungen des Museums Alaoui setzen wir unsere Wagenfahrt nun fort.

Eine Viertelstunde hinter dem Bardo kommt, in Orangengärten gebettet, das Schloss K'sar-Saïd, jetzt bedauerlicherweise eine französische Kaserne. Weiter führt uns der Weg durch den Villenort La Manuba, wo noch viele vornehme Araberfamilien, die ehemals der im nahen K'sar-Saïd residierende Hof anzog, ihre stattlichen Villen besitzen.

Erübrigt es die Zeit, so kann man, rechts abbiegend, auch einen Besuch dem zweiten, nach Norden zu gelegenen Villenorte El-Ariana abstatten. Es liegt derselbe einige Kilometer hinter dem uns bereits be-

kannten Park von Belvedère, und ist eine kleine Araberstadt, umgeben von schmucken Landhäusern und Gärten. Auf dem Boden ihres Weichbildes vollzog sich einst ein historisches Ereignis. Hier stellte der römische Konsul Regulus, welcher im ersten punischen Kriege mit 330 Segeln und einem starken Heere bei Clupea (dem heutigen Kelibia, südöstlich vom Kap Bon) auf Afrikas Boden gelandet war, sich siegesgewiss den eingeschüchterten Karthagern gegenüber, welche der spartanische Söldnerhauptmann Xanthippos anführte. Regulus wurde hier so völlig aufs Haupt geschlagen, dass er selbst in Gefangenschaft geriet und nur 2000 Mann seines stolzen Heeres flüchtend zu den Schiffen sich retteten. Davon erzählt uns El-Ariana.





Sîdi-bu-Saïd mit dem Stadtgrunde des alten Karthago.

KAPITEL XXXIV.

Karthago.

Karthago! Mit welch einem Zauber schlägt dieser Name an unser Ohr! Und wie brennen wir, die Stätte so vieler einschneidender historischer Ereignisse mit eigenen Füssen zu betreten.

Den Besuch von Karthago, Sîdi-bû-Saïd und La Marsa kann man erforderlichenfalls in einem Ausfluge vereinigen, für welches Unternehmen ein Tag genügen würde.

Doch bei längerem Aufenthalte mag der Reisende sich diese Aufgabe zerlegen, zumal Sinn und Neigung ihn antreiben werden, oft zu diesen historischen Stätten zurückzukehren.

Man verlässt Tûnis vom Italienischen Bahnhofe aus um 11 $^{3}/_{4}$ Uhr vormittags mit einem Fahrscheine für Malga — (Bahnhof von Karthago) — hin und zurück in der I. Klasse für 3 Francs, in der II. Klasse für 1,75 Francs. Dritte Klasse zu benutzen ist nicht rätlich, weil viele Arbeiter, namentlich Sicilianer, diese Strecke befahren.

Nach einer halbstündigen Fahrt, die längs des Sees El-Bahira zwischen blumenüberdeckten Wiesen uns dahinträgt, steigt man in Malga aus und geht bequem in 20 Minuten hinauf zur Kathedrale St. Louis de Carthage.

Diese Kirche, von dem verstorbenen Kardinal Lavigerie 1884 gegründet, ist nach der guten Sitte der Katholiken des Tages geöffnet und der Besichtigung im hohen Grade wert.

Sie ist eine grosse dreischiffige Basilika, auf welche die byzantinischen Bauformen angewandt sind, der Hufeisenbogen, die nach arabischen Mustern bemalten flachen Holzdecken, die geschnitzten Galerien.

In Rücksicht auf die Moslimin, deren Bekehrung der Kardinal eifrig anstrebte, ist in der Kirche jede figürliche Darstellung vermieden. Man sieht keine Heiligenbilder. Nur ein schönes grosses Kruzifix schmückt den geweihten Raum. Im übrigen ist alles farbenfrisch und heiter, wie der Orientale das liebt.

Seitlich vom Hauptaltare, dem einzigen der Kirche, ruht der Kardinal in die Erde gebettet, und ein einfacher Stein deckt die Gruft. Doch dicht daneben in einer Seitenkapelle steht sein Sarkophag aus grauem Stein. Darauf, in weissem Marmor gebildet, ruht die lebensgrosse Gestalt Lavigerie's, halb aufgerichtet, den rechten Ellenbogen auf ein Polster gestützt, die linke Hand auf die Brust gelegt, das Auge forschend in die Ferne gerichtet. Eine herabhängende, halb geöffnete Buchrolle, von den Fingern der rechten Hand gehalten, trägt folgende Inschrift:

»C'est à toi, que je viens maintenant, o ma chère Afrique, je t'avais tout sacrifié, lorsque, poussé par une force, qui était visiblement celle de Dieu, j' ai tout quitté pour me vouer à ton service!« —

Rechts von diesem Sarkophag, in Lebensgrösse gebildet, steht ein Beduinenweib mit einem Kinde auf ihrer Schulter, links ein gefesselter Neger mit einem Knaben zur Seite. Diese Gruppen der Eingeborenen sind aus dunkler Bronze.

Auf den mittleren Stufen dieses Sarkophags knien, in tiefe Andacht versunken, zwei Mönche in Ordenstracht, Mitglieder der pères blancs, welchen Orden der Kardinal zu Missionszwecken für Afrika gegründet hat. Diese beiden Gestalten sind aus weissem Marmor. Das Ganze ist von weihevollster Stimmung und hat hohen Kunstwert.

Dicht hinter der Kathedrale befindet sich das Kloster der pères blancs, welche neben ihren Andachtsübungen sich mit Ausgrabungen auf dem Trümmerfelde des alten Karthago beschäftigen.. Diese Arbeiten stehen unter der sachkundigen Leitung des hochverdienten, gelehrten Archäologen Pater Delattre, und der Ertrag derselben fand Aufstellung in dem Museum Saint Louis, welches seitlich von dem Kloster inmitten eines Gartens steht. Die Sammlung, in drei Sälen angeordnet, ist täglich von 2—5 Uhr nachmittags jedem ohne Eintrittsgeld geöffnet.

Um dorthin zu gelangen, durchschreiten wir den Vorgarten, längs dessen Wegen Fragmente von Kapitälen, Säulenschäften, Architraven und Statuen angeordnet sind, alles Reste aus römischer Zeit.

Inmitten der Beete steht eine kleine, sehr unschöne Kapelle, geweiht dem heiligen Ludwig und bereits 1841 errichtet auf diesem Grunde, welchen die entgegenkommende Freundlichkeit des Bey 1830 der französischen Regierung abtrat, ohne damals ahnen zu können, wie schlecht dereinst dieser Liebesdienst ihm von derselben Macht vergolten werden würde.

Von den drei Sälen, welche das Museum umfasst, ist der zur linken Hand des Einganges ebenfalls dem Andenken jenes heiligen Ludwig gewidmet. Seine vier Wände zeigen sich bedeckt mit Fresko-Gemälden, welche in lebensgrossen Figuren Kriegsthaten dieses Königs darstellen.

Frankreichs König Ludwig IX. hatte zu einer Zeit, als in der abendländischen Christenheit der Eifer für die Kreuzzüge zu erkalten begann, in seiner ritterlichen Frömmigkeit (1248—50) den Zug nach Egypten unternommen, aus welchem Lande die Jerusalem bedrängenden Moslimim ihre Hauptkraft schöpften; aber mit geringem Erfolge.

Zwanzig Jahre später gelobte Ludwig IX., »den kein Missgeschick von der Liebe Christi zu trennen vermochte«, abermals einen Kreuzzug, welchen er aber zunächst nach der Nordküste Afrikas, nach Tûnis, wendete, in der Hoffnung, hier das Kreuz aufpflanzen zu können.

Er landete und belagerte die Stadt Tûnis. Indessen die Pest dezimierte sein Heer und tötete den König. Im Jahre 1297 kanonisierte ihn Papst Benedict VIII.

Kriegerische Vorgänge, unter den Mauern von Tûnis damals geschehen, werden zur Darstellung gebracht auf diesen Fresko-Bildern, welche jedoch auf Kunstwert keinen Anspruch erheben können.

Die beiden grösseren Säle rechts vom Eingange enthalten in Glaskästen und -Schränken, übersichtlich geordnet, den Ertrag der von den pères blancs mit vielem Fleiss, aber leider mit geringen Mitteln betriebenen Ausgrabungen. —

Die hier ausgelegten Sachen gehören vier Epochen an, welche Karthago erlebte, der altpunischen und der neupunischen Zeit, der heidnisch-römischen und der christlichen Aera. Die wertvollsten Stücke entstammen der punischen Epoche. Es sind Funde, jenen Gräbern enthoben, welche P. Delattre zuerst auf dem Ludwigshügel aufgedeckt hat. — Diese Altertümer stehen meines Wissens ohne Wettbewerb da. Es sind kleine Idole, Schmucksachen in Gold, namentlich viele schöne Ringe, Perlen, geschnittene Steine, Votivtafeln für Götter, Griffe und Haken aus Bronze, scheinbar für Feldarbeiten bestimmt, endlich eine grosse Anzahl von Rasiermessern. Diese letzteren, gleichfalls in punischen Gräbern gefunden, zeigen auf beiden Seiten der Klinge reiche figürliche Darstellungen, durch vertiefte Linien gebildet, welche die Anlehnung an egyptische Vorbilder deutlich zeigen. Die Griffe dieser Messer laufen aus in Vogelhälse, endend in Schnäbel.

Ueber die Resultate dieser Ausgrabungen geben Bericht semesterweise erscheinende, reich illustrierte Quart-Hefte unter folgendem Titel:

Carthage.
Nécropole Punique
voisine de Sainte-Monique
. . . . . semestre des fouilles
par
Le R. P. Delattre, des Pères Blancs,
correspondant de l'institut.
Paris.

Der Hügel, auf dem alle diese modernen Gebäude stehen, ist die alte Byrsa und trug ehemals die Akropolis des zerstörten punischen Karthago. In kegelförmiger Gestalt erhebt er sich 63 Meter über dem Meeresspiegel, und ganz abgesehen von dem Genusse, von dieser historischen Stätte aus in geistigen Blicken rückwärts die thatenschwere Vergangenheit aufzusuchen und durch seine Einbildungskraft zu beleben, bietet in der Gegenwart der unmittelbare Rundblick, von diesem Hügel genommen, höchsten Genuss.

Denn das Panorama, welches sich hier uns zeigt, gehört zu den schönsten Landschaftsbildern in dieser Welt.

Zu den Füssen, in unvergleichlich reizvollen Einbuchtungen, das reich gegliederte Gestade, vor demselben ausgespannt die schimmernde Fläche des blauen Golfes von Tûnis, rechts die weit vorspringende Landzunge von La Goletta, dem Galabras der Alten, drüben das weisse Rades, ein Nachfolger des alten Maxula, in dessen Olivenhainen einst Scipio Africanus das Holz zu seinen Belagerungs-Maschinen schlagen liess; weiter östlich der Badeort Hammam-el-Enf, der Erbe des durch seine heissen Quellen berühmten Gumi, und dahinter der zweigehörnte Berg und die schroff aufsteigende Felsenwand des Djebel-Râs, auf dem die grossen Lämmergeier horsten. Nach Norden, links vom Beschauer, zeigt sich das malerisch wirkende Sîdi-bu-Saïd, ehemals ein reiches, mit Tempeln und Palästen geschmücktes Stadtviertel des punischen Karthago, heute ein unvergleichlich schönes arabisches Städtchen, hinaufgelagert das kühn ansteigende Kap von Karthago, dessen braunen Felsenfuss nie rastende Wogen umrauschen. Im Rücken des Beschauers La Marsa, die derzeitige Residenz des Bey, mitten in baumbepflanzter fruchtbarer Ebene, zu punischer und römischer Zeit das alte Megara, wie heute, eine Villen- und Gartenvorstadt, und noch weiter nach Westen endlich das Kap Kamart, über dessen Terrassen die Totenstadt der Alten sich hinzog.

Das ist das freie, grosse und schöne Rundbild, welches, von der Byrsa aus genommen, sich vor uns aufrollt. Indessen alles, was zum römischen oder gar punischen Karthago einst gehört hat, muss man sich hier hinzudenken. Das Auge wird durch keinen irgendwie erheblichen Rest aus der Vergangenheit aufgehalten. Es ist nicht wie in Pompeji, wo aufgedeckte Strassenzüge und Häuser sich breit vor uns hinlegen und man fast erwartet, die Männer in der Toga müssten kommen, um dies alles wiederum zu bewohnen. Nein!

Das Wort des Cato: »Praeterea censeo, Carthaginem esse delendam!« ist hier auf diesen Feldern zur Wahrheit geworden.

Und doch, da unten rechts schimmern aus der Ebene zwei Wasserbecken herüber, das eine in runder, das andere in viereckiger Form. Man sagt uns, jenes sei der Kriegs-, dieses der Handels-Hafen des alten Karthago gewesen.

Sie erscheinen, von dieser Höhe aus gesehen, fast zu klein für solche Bestimmung. War es doch die stärkste Flotte der alten Welt, welche in diesen beiden Wasserbecken ihre Unterkunft finden sollte. Doch die Entfernung täuscht.

Ausgemessen, ergeben diese beiden Teiche noch heute zusammen einen Flächeninhalt von 26 Hektar 16 Ar, eine Grösse, welche dem alten Hafen von Marseille gleichkommt.

Zieht man nun in Rechnung, dass die Schiffe der Alten um vieles kleiner waren als unsere heutigen, so würden 1100 Fahrzeuge reichlichen Platz in diesen beiden Wasserbecken, wie sie sich jetzt zeigen, gefunden haben.

Ausserdem hat ohne Zweifel die Zeit durch Verschüttung ihre Ränder verengt, und Anschwemmungen haben sie vom offenen Meere abgeschnitten. So können wir den Kern jener alten Wasseranlagen ganz wohl in diesen beiden Teichen besitzen.

Dazu kommt noch eins. Wir wissen aus der Ueberlieferung, dass die Masse der karthagischen Kauffahrer in Friedenszeiten nur zum Löschen und zum Laden den inneren Hafen aufsuchten, sonst aber draussen auf der Reede lagen, an dem längs dem Golf aufgeschütteten Quai, dessen Fluchtlinie unter dem Wasserspiegel man noch heute deutlich verfolgen kann.

Ausser dieser nächstgelegenen Reede besassen die Karthager noch zwei entferntere, nämlich die eine längs dem Küstenstrich zwischen Sidi-bu-Saïd und Kap Kamart, dort, wo heute der Badestrand von La Marsa sich ausbreitet, und die andere noch etwas nördlicher gelegen, zwischen Kap Kamart und dem Djebel Ahmar, heute durch Anschwemmung verschüttet und sich darstellend in der Ebene und der Lagune von Sukra.

Jene beiden Wasserbecken, welche heute getrennt vor uns liegen, hingen im Altertume zusammen. Aus dem kreisrunden Kriegshafen gab es eine Einfahrt in den viereckigen Handelshafen und aus diesem nach Süden zu gerichtet dann eine Ausfahrt in das Meer, welche, nur 25 Meter breit, mittelst Ketten geschlossen werden konnte.

Der Kriegshafen war eine Anlage nicht bloss von grosser technischer Vollkommenheit, sondern auch von überraschender künstlerischer Wirkung.

Die kreisrunde Wasserfläche war eingefasst von einem hohen, in zwei Etagen aufsteigenden Quai. Die untere Etage gliederte sich in eine fortlaufende Reihe von Logen, welche nach dem Hafen sich öffneten, indem eine jede Raum bot zur Einfahrt einer Trireme, welche hier geborgen wie in einer Schiffsscheuer stand. Es konnten 220 Triremen auf diese Weise untergestellt werden. Die Wände, welche diese Logen von einander trennten, endeten nach dem Hafen zu in je eine Säule von jonischer Struktur, so dass dieses imposante Wasserrund wie umspannt von einer fortlaufenden Säulenhalle sich zeigte.

Die obere Etage des umfassenden Quais diente als Bergungsort für Stücke der Schiffsausrüstung.

In der Mitte dieses Kriegshafens lag eine kreisrunde Insel. Auch sie umschloss ein Quai, gegliedert in Logen, wie jener andere. Indessen auf seiner Plattform erhoben sich keine Magazine, sondern in ebenfalls kreisrunder Anlage ein Palast mit drei sich gegen einander verjüngenden Stockwerken. Es war die Dienstwohnung des kommandierenden Admirals, der von hier aus die ganze maritime Anlage übersehen konnte. Die oberste Plattform dieses Palastes wurde als Signalstation benutzt.

Beide Häfen, der Kriegs- wie der Handelshafen, waren durch eine Mauer gedeckt und führten als ein besonderer Stadtteil den Namen »Cothon«.

Hier von der Byrsa aus, wo wir unsern Standort gewählt haben, können wir in Gedanken auch die übrigen Teile der Punierstadt uns wieder herstellen.

Quelle für die Rekonstruktion dieses Bildes ist die eingehende Darstellung des Historikers Appian, der zwar erst um 150 unserer Zeitrechnung seine 24 Bücher römischer Geschichte in griechischer Sprache schrieb, aber in der Schilderung Karthagos und seines Falles ganz auf Polybius sich stützt, einen der vorzüglichsten griechischen Geschichtsschreiber, welcher an der Seite von Scipio Aemilianus Augenzeuge jener erschütternden Vorgänge war, so dass wir durch Appians Vermittlung den uns verloren gegangenen Polybius hören können, welcher die Anlage der Stadt und ihre schrittweise Eroberung lebendig beschrieben hat.

Die Byrsa war eine viereckige Festungsanlage, umzirkt von steil abfallenden Mauern, welche von aussen nur mittelst einer Leiter von 60 Sprossen erstiegen werden konnten. Ihre Dicke war so beträchtlich, dass in ihrem Innern geräumige Kasernements für Soldaten eingerichtet waren. Auf der Mauer erhoben sich in kurzen Abständen noch zweistöckige Verteidigungstürme. Inmitten dieser Byrsa zeigte sich stolzaufragend der Tempel des Eschmoun (Aesculap).

Zwischen Byrsa und Cothon breitete sich das Geschäftsviertel der Stadt aus. Es wurde durchzogen von drei parallelen Strassen, welche zu den Häfen hinabführten. Diese Strassen zeigten sich eingefasst von Häusern, Wand an Wand gestellt und aufgebaut bis zu sechs Stockwerken. Ohne Zweifel trieb man sie derart in die Höhe, um an der theuren Grundfläche zu sparen; denn zur Entwicklung dieses Geschäftsviertels stand lediglich ein Raum von 600 Meter im Quadrat zur Verfügung.

Zwischen dieses Geschäftsviertel und den Kriegshafen schob sich dann noch das Forum, ein ansehnlicher Platz, auf welchen sich öffneten der Palast des Senats und der Tempel des Baal-Ammon mit einem Kolossalbilde dieses Gottes.

Die soeben genannten Teile bildeten den eigentlichen Kern der Stadt und wurden umfasst von einer eigenen Mauer, deren Länge 3867 Meter betrug.

Ausserhalb dieser inneren Mauer schloss sich die sehr ausgedehnte Vorstadt Megara an, reichend im Osten bis zu dem heutigen Sîdi-bu-Saïd und im Westen sogar bis zum Kap Kamart.

Demnach überdeckte die Gesamtstadt Karthago den Kopf der ganzen Halbinsel, sich dehnend vom Sinus Carthaginiensis im Osten, bis zum Sinus Uticensis im Westen.

Zum Schutze der Gesamtstadt, welche also auf drei Seiten vom Meere umspült wurde, hatten die Bürger auf der Landseite, wo ihre Achillesferse lag, eine dreifache Mauer gezogen, welche von Busen zu Busen sich streckte.

Sie setzte dort an, wo die schmale Landzunge Taenia (das heutige La Goletta) an das Festland sich ansäumt, also im heutigen Badeorte Kram, mit einem Turme von sehr starken Dimensionen, und lief dann in nordwestlicher Richtung fort, bis sie den Sinus Uticensis erreichte, in einer Länge von 9395 Metern.

Dieses Verteidigungswerk war in drei parallelen Linien angelegt und hatte folgende Anordnung:

Dem angreifenden Feinde zugekehrt zeigte sich zuerst ein pallisadierter Erdwall mit vorgelegtem Graben. Das war die äusserste Verteidigungslinie.

Dahinter lief im Abstande von 40 Metern eine Vormauer (*ὡροτείχισμα*), deren Masse nicht angegeben werden können. Doch war sie von der Stärke, dass in ihrem Innern sich Quartiere für die Verteidigungsmannschaften befanden.

Endlich wiederum im Abstande von 40 Metern rückwärts zog sich die eigentliche Stadtmauer — (*Τὰ ὑψηλὰ τείχη*) — in einer Höhe von 18 und einer Dicke von 11 Metern. Auf der Krone dieser Mauer standen viereckige Verteidigungstürme im Abstande von 60 zu 60 Metern. Diese innere Mauer barg zwei übereinander laufende Stockwerke gewölbter Räume. Die unteren dienten als Stallungen für 300 Elefanten, deren Wärter und Fourage; die oberen zu Stallungen für 4000 Pferde, zur Bergung von Futtermitteln und als Quartier für Mannschaften der Kavallerie und Infanterie.

Diese drei Linien ergaben ein Schutzwerk von ausnehmender Stärke.

Auch hat Scipio Aemilianus den Angriff auf dasselbe gar nicht gewagt, vielmehr setzte er bei seiner Eroberung auf dem schwächsten Punkte der Verteidigung ein, welcher sich darbot auf der Halbinsel Taenia zwischen dem Ansatzturm der grossen Mauer und dem Meeresstrande, also im Weichbilde des heutigen Kram.

Aber auch auf den drei andern Seiten, wo Karthago vom Meere umspült ward, blieb es nicht ohne künstliche Deckung. Längs dieser Küste, die übrigens auf den meisten Punkten steil zum Meere abfällt, zog sich eine Mauer, freilich nur eine einfache, auf welche im Abstande von 80 zu 80 Metern ebenfalls Verteidigungstürme aufgerichtet waren. Die Länge dieser Mauer betrug fast 14 Kilometer (genau 13643 Meter).

Demnach ergab sich für sämtliche in und um Karthago aufgeführten Mauern eine Totallänge von 26 905 Metern.*)

In Wahrheit ein Verteidigungswerk, mit dessen Grossartigkeit keine andere befestigte Stadt des Altertums sich messen konnte.

Es ist zu Paris, Librairie Ch. Delagrave, 15 rue Soufflot, käuflich auch für 20 Frcs. bei den pères blancs zu Karthago, ein Panorama erschienen, welches dieses von uns beschriebene punische Karthago darstellt. Der Beschauer ist als auf der Byrsa stehend gedacht und sieht von hier aus über die Handelsstadt, das Forum und die beiden Häfen hinweg. Bild und dazu verabfolgte Beschreibung rühren her von Paul Augler. Die dankenswerte Arbeit wirkt sehr anschaulich.

Vergegenwärtigen wir uns jetzt noch die Erstürmung der Stadt, im Frühling 146 a. Chr. n. geschehen, in knappen Zügen nach des Polybius, des Augenzeugen, Bericht.

Scipio glaubte nur durch Aushungerung die feste Stadt nehmen zu können.

Gegen die Landseite, welche nur ca. 10 000 Meter betrug, schnitt er sie ab durch ein befestigtes Lager.

Aber auf der Seeseite? —

Hier versuchte er, von dem heutigen Kram aus, die oben beschriebene südliche Ausfahrt des Handelshafens durch einen vorgeschütteten Steindamm von 96 Fuss Breite zu sperren, dessen Fundamente noch heute unter dem Wasser sichtbar sind.

Die Karthager durchbrachen aber die östliche Wand dieses Handelshafens und schufen sich dadurch eine neue Ausfahrt, welche durch einen Damm nicht mehr zu verlegen war.

Dennoch hatte jene erste breite Aufschüttung für die Römer den Vorteil, dass sie ihnen eine feste Operationsbasis gab zu einem Angriff auf den Côthon.

Dieser gelang. Man erstieg zuerst die Mauer, welche die Hafenanlagen umgab. Von dort aus nahm man den Markt ein. Hier wurde von dem römischen Heere die erste Nacht in der Stadt unter Waffen zugebracht.

---

*) Diese Angaben sind entnommen dem Werke: Géographie comparée de la province romaine d'Afrique par Charles Tissot, ancien ambassadeur. Paris 1884.



Zaghuân mit dem Djebel Sîdi-bu-Gobrin.

Am nächsten Tage ging es an die Eroberung der drei Strassen, welche durch das Kaufmannsviertel zur Byrsa hinaufführten. Doch von jenen sechs Stock hohen Häusern, welche diese Strassen einfassten, musste jedes einzelne wie eine Festung erstürmt werden.

Dieser Strassenkampf dauerte sechs volle Tage, während die Flammen in dem Viertel wuteten.

Scipio, welcher Sieger blieb, liess nun zunächst die Brandstatte aufraumen, Trümmer und die Reste verkohlter Leichen, soweit das ging, entfernen.

Jetzt blieb noch die Byrsa übrig. Eine heisse Aufgabe. Sie zu erstürmen, war wohl kaum möglich. Doch, was der Sturmbock nicht that, schuf der Hunger.

Die Thore der Byrsa öffneten sich eines Tages, und 50000 von Hunger erschöpfte Männer und Frauen, welche in jene Zitadelle sich zusammengeflüchtet hatten, traten hervor, um dem Sieger sich zu Füssen zu werfen.

Nur 900 römische Ueberläufer, welche auf Gnade nicht rechnen konnten, und Hasdrubals Weib, welche, stolzer und kühner als ihr Gatte, solche Gnade nicht annehmen wollte, samt ihren beiden jungen Söhnen schlossen sich noch einmal in die Byrsa ein.

Da hier jede Aussicht auf Rettung versagte und das Gespenst des Hungertodes immer näher rückte, zündeten die Entschlossensten den inmitten der Byrsa stehenden Tempel das Eschmoun an, und alle begruben sich in diesen Flammen.

Der Kampf war nun zu Ende! —

Der Jubel im Lager der Römer war ohne Grenzen. Nicht so bei Scipio Aemilianus. Thränen der Wehmut über die Vergänglichkeit aller irdischen Pracht und Macht drängten sich ihm in die Augen, und seine Lippen sprachen vor den Ohren seines griechischen Freundes Polybius, der ihm zur Seite stand, diese Worte aus Homer:

»Einst wird kommen der Tag, da die heilige Ilios hinsinkt!«

Im Schicksale Karthagos erblickte er, vorausschauend, das Los seiner eigenen Vaterstadt.

Dennoch war durch diese Katastrophe nur ein kleiner Teil der weitläufigen Stadt in Trümmer gelegt. Die ganze Vorstadt Megara nebst dem grössten Stück der Mauern standen unverletzt.

Doch der Senat sandte Befehl, alles dem Boden gleich zu machen.

Es geschah, und 17 Tage brannten die Trümmer. Dann wurde der Stadt in Form Rechtens die Zukunft abgesprochen, indem man den Pflug über ihren Grund hinzog.

Und wo die fleissigen Phöniker ein halbes Jahrhundert geschafft und gehandelt, weideten fortan römische Sklaven die Herden ihrer Herren.

Der ganze Küstenstrich von Tabarka bis Sfax mit dem entsprechenden Hinterlande, also das heutige Tûnisien, wurde zur römischen Provinz erklärt.

In aller Kurze sei hier folgendes hinzugefugt. Im Widerspruch mit diesen Bestimmungen des Senats entstand bereits 24 Jahre später auf diesem Trümmerfelde das lateinische Karthago des Gracchus. Ja, zu den Zeiten des heiligen Cyprian (drittes Jahrhundert) hat sich dieses lateinische, jetzt christliche, Karthago entwickelt wiederum zu einer Stadt von 450000 Einwohnern.

Indessen die Wiederherstellung der Mauern liess die Eifersucht des römischen Senates niemals wieder zu.

Die Eroberung durch den Vandalenkönig Geiserich 439, sowie die Rückeroberung durch die Byzantiner 534 brachten der Stadt keine neue Zerstörung.

Diese erfolgte erst durch die Araber 698, als der General Hassan-iben-En-Noman das lateinische Karthago, welches sich inzwischen mit, wenn auch nur schwachen, Mauern umgeben hatte, belagerte, einäscherte, zerstörte und es in jene Ruinenstätte verwandelte, welche wir heute vor uns sehen.

Doch, dass so wenig Trummer hier zur Zeit auf der Erdoberfläche sich finden, hat seinen Grund darin, dass dieselben nach allen Seiten hin verschleppt wurden, um neue Gebäude daraus zu errichten. Selbst bis jenseits der Meere. Denn auch die Kathedrale zu Pisa soll, nach der Ueberlieferung, ganz aus Marmorstucken aufgebaut sein, welche dem Trümmerfelde Karthagos entstammten.

Von all diesem Schauen und Denken ermüdet, bieten uns ganz nahe bei dem Museum auf der alten Byrsa zwei gute Hôtels Erfrischungen, und zu diesen, von der breiten Terrasse aus, eine entzückende Aussicht auf den Golf und seine Umgebung. So gestärkt, setzen wir unsere Wanderung fort.

Von dem lateinischen Karthago finden sich, durch Ausgrabungen aufgedeckt, ein Amphitheater, ein Zirkus, eine Basilika, welche etwa noch besucht werden können.

Dann begeben wir uns zu Fuss querfeldein, in nordöstlicher Richtung, nach dem herrlich gelegenen, stimmungsvollen Sidi-bu-Saïd.

Auf dem Wege dorthin passieren wir die Zisternen des Hadrian, welche einer eingehenden Besichtigung wert sind. Leicht erhält man in einem Nachbarhause den Schlüssel.

Es ist ein fest gefugter, überwölbter Bau von 136,6 Metern Länge, 37,4 Metern Breite und 11,95 Metern Höhe. Achtzehn neben einander liegende Bassins werden von einem Transversalgewölbe in der ganzen Längenachse durchschnitten. Da die Scheidewände uberall durchbrochen sind, kann man den imposanten Bau in seiner vollen Ausdehnung überschauen. Kreisrunde Oeffnungen, im Scheitel der Gewölbe angebracht, sorgen für Luftwechsel und Beleuchtung. Schon in alter Zeit wurden die Wasser von Zaghuân in diese Zisternen geleitet. Auch heute speisen sie die Ortschaften La Goletta, La Marsa und Sidi-bu-Saïd.

Weiter wandernd, besuchen wir die Kapelle der heiligen Monica, der Mutter Augustins, mit der Aufschrift: »Lacrimis sanctae Monicae«, und geniessen von hier aus die besonders schöne Aussicht über den Golf.

In zwanzig Minuten gelangen wir dann, an Villen vorüber, nach Sîdi-bu-Saïd, welches mit seinen schmucken arabischen Häusern bis zur Spitze des Kaps von Karthago hinaufsteigt.

Da viele mohammedanische Würdenträger von Tûnis ihre abgeschlossenen reichen Sommerresidenzen hier besitzen, unter ihnen auch der Schêch-ul-Islâm, so war noch bis vor wenigen Jahren selbst der vorübergehende Besuch in dieser Stadt den Christen untersagt.

Jetzt ist das anders! —

Ich habe, seiner reizvollen Lage wegen, den Ort mit Vorliebe besucht, und bin in dem arabischen Café Marabut, zu welchem eine hohe, malerische Treppe hinanführt, stets auf das freundlichste bedient worden.

Hier, in der Veranda sitzend, öffnet sich ein Blick, der geradezu köstlich ist, und noch schöner kann man ihn haben, wenn man zu dem etwas höher gelegenen Leuchtturm hinaufsteigt.

Von Sîdi-bu-Saïd führt eine breite, aussichtsvolle Kunststrasse an vielen wohlgepflegten Weinbergen vorüber nach der Residenz des Bey, La Marsa. Diesen Weg von einer kleinen Stunde legt ein rüstiger Fussgänger mit Vergnügen zurück. Die genannte Strasse führt uns übrigens quer durch das Terrain, wo einst das punische Viertel »Megara« stand.

Der fürstliche Hof lebt zwar, der gegenwärtigen politischen Lage entsprechend, sehr zurückgezogen in La Marsa; dennoch gewinnt der kleine, zwischen Gärten anmutig gelegene Ort durch die Gegenwart so vieler Prinzen und Prinzessinnen, von Würdenträgern und Hofbeamten ein gewisses Leben, und der Europäer findet Gelegenheit, vieles ihm Fremde zu beobachten, was sicher sein Interesse wecken wird.

Darum lässt sich hier, auch ohne einen Besuch Karthagos, ein Nachmittag sehr wohl verbringen, zumal der Aufstieg auf das ganz nahe gelegene Kap Kamart recht sehr sich empfiehlt. Denn über seine Terrassen hin zog sich die Totenstadt der alten Punier. Auch sie fand sich noch in den Mauerring des alten Karthago eingeschlossen. Und von dem Gipfel dieses Vorgebirges öffnet sich nach Nordwesten hin der Blick auf die historisch berühmten Küsten des alten Utika.

Ein bequemer Abendzug führt uns dann etwa um sieben Uhr in kurzer Zeit nach Tûnis zurück.



KAPITEL XXXV.

Zaghuân.

Zaghuân, das alte Zeugis, welches diesem ganzen Bezirke einst den Namen der Provincia Zeugitana gab, ist eines besonderen Besuches wohl wert. Will man nur die Stadt und ihre nächste Umgebung kennen lernen, so genügt ein einziger Reisetag, soll indessen der Djebel Zaghuân erstiegen werden, um die weite, reich gegliederte Fernsicht zu geniessen, so müssen zwei Tage aufgewandt werden.

Die Verbindung zwischen Tûnis und Zaghuân ist bequem. Man legt den 62 km langen Weg mittelst Eisenbahn in $2^1/_2$ Stunden zurück, und die Züge sind so gelegt, dass zwischen dem von Tûnis aus dort einlaufenden Morgenzuge und dem nach der Hauptstadt zurückkehrenden Abendzuge fünf Stunden dem Besucher verbleiben, welch ein Zeitraum genügt, um das Programm des ersten Tages zu erledigen.

Ich hatte mich auf zwei Tage eingerichtet. Mohammed füllte eine kleine Tasche mit dem erforderlichen Nachtzeuge und einigen Büchern und wir verliessen zu Fuss mein Haus, um den nahen Bahnhof aufzusuchen.

Es war ein grauer, kühler Morgen, ganz ungewöhnlich für diese Jahreszeit, denn wir standen an der Schwelle des Mai. Vor einigen Tagen hatte ein siedend heisser Sirokko geweht, welcher diesen Umschlag der Witterung zur Folge hatte.

Der Zug war in den drei Wagen, welche er mit sich führte, nur schwach besetzt.

Da die Stadt Zaghuân ca. 1000 Fuss über dem Meeresspiegel liegt, so befanden wir uns auf dem 62 km langen Wege von der Küste aus in einer beständigen Steigung.

Im wesentlichen halten wir uns in dem Thale, welches der Oued Milian (der Volle) durchströmt, so genannt, weil er das ganze Jahr hindurch Wasser hat. Anfangs ist das Gelände fruchtbar und gut angebaut, dann aber kommen Gersten- und Haferfelder von grosser Dürftigkeit. Die

Halme sind kurz geblieben und die ihnen aufsitzenden Aehren sind notreif. Man besitzt heute weder die Klugheit noch den Fleiss der alten Römer, welche die voll hinströmenden Wasser des Winters, von den Bergen herabkommend, nicht ungenützt in das Meer abfliessen liessen, sondern sie in Stauwerken festhielten und in grossen Sammelbecken auffingen, um sie dann portionsweise durch das Mittel verzweigter Kanäle den dürstenden Feldern während der regenarmen Zeit zuzuführen. Verständige Kolonisten suchen das noch heute den alten Römern nachzumachen, und zwar mit dem besten Erfolge, wie ich das auf der Farm eines Schweizers, Herrn F. Terrisse in La Manuba, gesehen habe. Jene Gegend, deren zum Teil dürftiger Anbau uns jetzt erschreckte, war es ja, welche in alter Zeit Roms Kornkammer bildete.*)

Bei der Station Oudna fällt in die Augen die lange Linie geschlossener Mauerbögen, über welche hin einst die frischen Bergwasser des Mons Zeugitanus dem späteren römischen Karthago zugeführt wurden. Denn das ältere punische Karthago hatte sich mit dem in seinen Zisternen aufgesammelten Regenwasser zu begnügen. Es war erst Hadrian, welcher jenes grosse und wohlthätige Werk der Wasserleitung begann, dessen Beendigung Septimius Severus bewirkte. Der alte Aquaedukt besass eine Länge von 132 km.

Trümmer, welche dem altberühmten Uthina, östlich von unserer Bahnlinie gelegen, etwa angehören, sind aus unsern Wagenfenstern leider nicht sichtbar.

Bei der Station Djebel-Oust wird das Terrain gebrochener. Die Bergzüge von Osten her nähern sich stark der Bahn. Weinberge, welche besser gehalten sind und kräftigere Belaubung zeigen, lösen die mageren Getreidefelder ab. Die vorspringenden Bergkuppen bedecken sich mit wildem Lorbeer, Evonimus, Tuja; alles frisch und markig. Man sieht, wir nähern uns der Brunnenstube befruchtender Wasser. Nun noch ein Gürtel alter, knorriger Olivenbäume, und dann hält unser Zug am Perron des kleinen Bahnhofes von Zaghuàn. Er liegt von dem Städtchen selbst, welches oben auf einer vorspringenden Bergterrasse hängt, gut 3 km entfernt. Darum ist es sehr erwünscht, dass an der Rückseite des Bahnhofes ein überdeckter Wagen steht mit der einfachen Aufschrift »Hôtel«. Denn der Morgennebel, welcher über Tûnis sich ausbreitete, hat hier in den Bergen sich in einen feinen Regen verwandelt.

Wir durchfahren eine Porta romana, welche die Hauptstrasse Zaghuàns eröffnet. Es sind wenig gut erhaltene Reste. Der Stirnziegel

*) Einen guten Ueberblick über die Bewässerungsanlagen der alten Römer giebt das Buch: L'Aménagement de l'eau et l'installation rurale souterraines: R. M. du Coudray la Blanchère, Paris. Leider zur Zeit vergriffen. Auch ist zu vergleichen: Enquête sur les installations hydrauliques romaines en Tûnisie sous la direction de Paul Gauckler. Fortlaufende Hefte: 1897, 98, 99.

des Bogens zeigt noch in den schwachen Umrissen eines Flachreliefs die Gestalt eines Widderkopfes, das Wappen des Jupiter Ammon, dem schon die alten Punier den dahinter liegenden, 1600 m hohen Bergrücken weihten.

Wie der Wagen, welcher uns abholtè, mit der simplen Aufschrift »Hôtel« sich begnügte, so trägt denselben einfachen Namen auch die einzige Herberge für Fremde, welche der Ort anbietet.

Das Hôtel besitzt in dem Erdgeschoss neben Stallung und Küche eine allgemeine Gaststube. Dieser angrenzend ein kleineres Speisezimmer für bessere Fremde, und dahinter ein etwas grösserer und mehr wohnlich eingerichteter Raum, aus dem ich jedoch durch die dralle Wirtin, Frau Charles, höflich herauskomplimentiert wurde, weil er den Offizieren der kleinen französischen Garnison reserviert sei.

Im oberen Geschosse hat das kleine Hôtel dann noch einige leidlich eingerichtete Zimmer zum Uebernachten. Eins davon musste ich mit meinem Diener teilen.

In dem Mittelraume des Erdgeschosses nahm ich mein Mittagbrot ein. An den gedeckten Tisch setzte sich mir gegenüber ein junger Engländer, sehr stutzerhaft gekleidet. In seinem blonden, ausdruckslosen Gesicht schwammen ein Paar wasserblauer Augen. Die wenigen Haare der Oberlippe waren sorgfältig in die Höhe gestrichen. Mit seinen in Handschuhen steckenden Händen, die er auch beim Essen nicht ablegte, ergriff er jeden der drei vor ihm stehenden Teller, goss einige Tropfen Wasser hinauf und fing nun an, sie regelrecht einen nach dem andern abzuwaschen. Dann reinigt er Löffel, Messer und Gabel. Auch die Weinflasche fasst er nur mit darumgeschlagener Serviette an und den Pfropfen mit seinem Taschentuch, um sich dann einzuschenken.

Die Geräte gaben dazu keine Veranlassung, denn ich fand sie nicht schlechter und nicht besser gehalten, als in irgend einer andern Herberge hier zu Lande.

Diese übertriebene Feinheit und Reinlichkeit hindern ihn aber nicht, während des ganzen Frühstücks mir gegenüber mit dem Hute auf dem Kopfe dazusitzen, der ich ihn doch an Alter dreimal übertreffe.

Das erinnert mich wieder an die Wohlerzogenheit der Araber, bei denen ein jüngerer Mann, Aelteren gegenüber, niemals dergleichen Flegeleien sich erlauben dürfte.

Ich erhielt eine Genugthuung! Als die Wirtin die Teller wegräumte, um den Nachtisch aufzusetzen, entglitt ihrer zu raschen Hand ein Teller, dessen Speisereste sich nun in den Schoss des Dandy ergossen.

Ich konnte mich nicht enthalten, dabei etwas schadenfroh auszurufen: »Voilà la chute de l'Afrique du sud!« Der Fant, welcher von Rechts wegen auf das Schlachtfeld gehörte, um sein geschlagenes Vaterland zu

verteidigen, und nicht auf eine Vergnügungsfahrt, hatte bei all seinem überflüssigen Raffinement diese Züchtigung reichlich verdient.

Trotz des am Morgen niedergegangenen Regens konnte man am Nachmittage ziemlich trockenen Fusses eine Promenade durch die ungepflasterten Strassen des Städtchens machen.

Das bewirkte seine günstige Lage. Denn die Hauptstrasse läuft über den Bergrücken hin, während die rechts und links ausgreifenden Nebengassen, wie Rippen diesen Grat umfassend, auf beiden Seiten dem Thale sich zusenken. So entwässern sie sich bald, zumal der Untergrund ein Fels ist.

In alle Strassen blicken von oben hinein die ringsum liegenden hohen Berge, und von unten her aus dem Thale winkt allenthalben das frische Grün der Gärten. Es sind Anpflanzungen der einst aus Spanien vertriebenen und hier angesiedelten Mauren, bekannt von altersher als geschickte Gärtner und Baumzüchter.

Dazu umweht die Terrassen der meist einstöckigen, sauber in Weiss abgetünchten Häuser frische, gewürzige Bergluft. So bekommt man denn im ganzen einen gar anmutigen Eindruck von diesem kleinen Orte.

Das Städtchen, heute 6—800 Einwohner zählend, war früher volkreicher. Das bezeugen die weit auseinander gezogenen, schwach besetzten Häuser mit den mancherlei Lücken in den Strassenlinien. Wie auf andern Gebieten, seit dem Eindringen der Franzosen, ist auch hier ein früher blühender Zweig arabischer Industrie in den Rückgang gekommen.

Zaghuân war seit Jahrhunderten berühmt wegen der leuchtenden Purpurfarbe, welche seine Einwohner den runden Kopfbedeckungen der Orientalen zu geben verstanden. Sämtliche anderswo aus weisser Wolle gestrickten Kappen wurden hierher gesandt, um in diesem schönen Purpur gefärbt zu werden.

Diese Leistung beruhte teils auf der künstlichen Mischung verschiedener Färbestoffe, welche als ein Geheimnis von Vater auf Sohn vererbte, teils in der Zuthat des nur hier sich findenden krystallklaren Bergwassers.

Zaghuân versorgte früher mit diesen hier gefärbten, leuchtend roten Kappen (man nennt sie Schechîa in den Staaten der Barbaresken, Tarbûsch in Egypten, Fez in der Türkei) fast den ganzen Orient. Mit dem Eindringen der Franken sind in Europa nachgemachte und in Anilin gefärbte Schechîas von billigerem Preise überallhin auf die Märkte des Orients geworfen worden. Unter dem Druck dieses Wettbewerbes ist die früher so blühende einheimische Industrie hier stark zurückgewichen.

Man muss jetzt mit besonderer Vorsicht wählen, will man in den Bazaren von Tûnis eine echte, in Zaghûan und nicht in Europa gefärbte Schechîa sich kaufen.

Ich erwarb hier von einem Färber selbst zwei Stück, zusammen für den Preis von 10 Frcs., allerdings ohne die noch anzuhängende lange Quaste von dunkelblauer Seide (Kubbita), deren Dazuerwerb den Preis noch nahezu verdoppeln würde.

Ein zweites Uebel traf Zaghuân in der Verminderung seiner Wasservorräte durch die für Tûnis angelegte Leitung; ein Verlust, unter welchem die heimische Gartenkultur zurückging.

Es ist bereits oben gesagt worden, dass nach Zerstörung des punischen Karthago dem durch Cajus Gracchus aufgebauten römischen Karthago die Bergwasser Zaghuâns zugeführt wurden durch eine Leitung, deren Bogen als imposante Trümmer noch heute die Landschaft durchziehen.

Seit deren Zerstörung durch Vandalen, Araber, Spanier, verfügten die Bürger von Zaghuân ungeteilt über ihre Wasserschätze zu Gunsten der eigenen Gärten. Das änderte sich, als der Bey Mohammed-es-Sadok im Jahre 1862 die neue Wasserleitung für Tûnis unter Benutzung der alten Reste anlegte.

Für Zaghuân war diese Anlage kein Segen. Denn durch den starken Verbrauch von 32 Millionen Liter pro Tag, welchen Tûnis erfordert, ward die Benutzung der Quellen für Zaghuân so eingeschränkt, dass hier Stadt und Gärten nicht selten an dem unentbehrlichen Nass in empfindlicher Weise Mangel litten.

Auch dieses hat, neben jener Einschränkung der einheimischen Industrie, den Rückgang in der Anzahl wie in der Wohlhabenheit der Bevölkerung ganz wesentlich veranlasst.

An öffentlichen Gebäuden besitzt Zaghuân vier Moscheen und zwei gut eingerichtete Bäder, beides aus alter Zeit; aus neuerer Zeit aber eine römisch-katholische Kirche, deren Grösse sicher das Bedürfnis dieses Konfessionsstandes am Orte weit überschreitet. Flankiert von einer Missionsschule, liegt dieser Bau auf einer freien Terrasse am Nordende der Stadt, mit einem herrlichen Blick hinab in die baumüberdeckten Thäler.

Dieser Besichtigung schloss sich die Benutzung eines arabischen Bades an. Damit schloss dann die Arbeit des ersten Reisetages.

Der nächste Morgen war wenig versprechend. Ein grauer Himmel, staubförmiger Regen, kalter Ostwind und dabei nur 11 Grad Wärme. Kurz, wie ein heimischer, unfreundlicher Septembertag. Man sollte nicht meinen, auf Afrikas Boden und dazu an der Schwelle des Mai sich zu befinden.

Dennoch wollte ich auf den Ausflug in die Umgegend nicht verzichten.

Reitpferde waren dazu erforderlich, um so mehr, als bei dem durch den Regen schlüpfrig gewordenen Boden an eine Fusswanderung von vornherein nicht zu denken war.

Mohammed trieb zwei Pferde in einem Fondûq auf. Freilich waren sie nicht schön an Gestalt wie an Ausrüstung. Die Steigbügel hingen an Stricken, aus dem gleichen Material war der Zaum geflochten, und den Sattel ersetzte ein übergeschnalltes Schaffell.

Dennoch, es ging!

Der Besitzer der Pferde ritt mit uns und hatte sich zugleich die Schlüssel von der Munizipalität besorgt, um die Quellengärten zu öffnen. Ausserdem begleitete mich ein Knabe, um an schwierigen Stellen, wo der Bergpfad steil und steinig wurde, mein Pferd zu führen. Es zeigte sich hierin wieder, wie aufmerksam und gefällig diese Araber sind. Ich hatte an das Mitnehmen jener Schlüssel nicht erinnert, und mein kleiner Page achtete nicht der spitzen Steine, welche seine nackten Füsse zerkratzten, sondern hütete mein Tier und suchte ihm seine Tritte durch Auswahl der besten Fährte zu erleichtern. Dabei drehte er sich öfter um und sah mit seinen leuchtenden Augen mich freundlich an, als wollte er fragen: »Hab' ich es nun gut gemacht? — Bist du mit mir zufrieden?« — Es sind durch und durch freundliche Menschen, mit einem sicheren Takt, um in die Bedürfnisse anderer sich hineinzufinden.

Die beiden Quellengärten der tunisischen Leitung, von der Stadt ziemlich weit abgelegen, trennt unter sich ein Weg von etwa 3 km.

Der eine von diesen Gärten ist eine römische Anlage und war nach dem guten Geschmack der Alten zugleich als Schmuckplatz eingerichtet, wie die noch vorhandenen Baureste das bestätigen.

Die Anlage erhebt sich in zwei Terrassen.

Als ein Oval stellt sich die untere dar, eingefasst von einem Rande, gegliedert in drei Stufen. In der Mitte dieses Ovals gewinnt man durch eine wegzuschiebende Steinplatte den Einstieg in eine Grotte, deren Schoss die Quelle entspringt. Aus den Fugen des Gemäuers brechen überall Rosenbüsche hervor, bedeckt mit Blüten, von denen mein aufmerksamer Page mir einen Strauss bricht.

Von dieser unteren Terrasse führen rechts und links geschwungene Steintreppen zu der oberen, welche an Umfang die grössere ist.

Sie hat die Form eines Halbkreises von ca. 50 Schritt Durchmesser und lehnt sich nach hinten zu an eine steil ansteigende Bergwand. Der Bogen, welcher sie nach dieser Richtung hin abschliesst, wird gebildet durch eine aus Quadersteinen errichtete Mauer, in deren Fläche auf jeder Seite sechs Wandnischen noch sichtbar sind, offenbar Plätze zur Aufstellung von Statuen. Im Scheitel dieses Halbkreises befindet sich eine kreisrunde Tempelanlage, in welcher zuverlässig das Standbild der einst hier verehrten Gottheit, der Schirmerin dieses Quellengartens, aufgestelltgewesen ist. Dagegen die zu beiden Seiten dieses Tempels errichteten 24 Bögen sind eingestürzt, nachdem ihre Säulen in eine benachbarte Moschee entführt wurden.

Die ganze Anlage, in dieser waldreichen Felsenlandschaft von ausserordentlicher Wirkung, verrät im hohen Grade Eleganz und Feinheit und lässt um so minderwertiger erscheinen die rohen Ergänzungsstücke, mit denen eine spätere Zeit die Lücken dieser alten Umfassungswände ausgefüllt hat.

Die 1860 gegründete Wasserleitungsgesellschaft machte sich diesen alten Bau zu Nutzen. Die hier aufgefangenen Wasser werden in den etwa 3 km entfernten zweiten Quellengarten hinüber geführt. Eine durchaus moderne Anlage. Sie stellt sich dar als ein von schlichter Mauer umgebenes Quadrat, welches zwei niedrige Gebäude einschliesst: die Dienstwohnung des Wächters, sowie ein überdachtes Wasserbecken, das sogenannte »Embranchement«, welches nun das Hauptreservoir des gesamten modernen Leitungswerkes enthält und 275 m über dem Meeresspiegel liegt.

Das Wasser, welches ich hier kostete, ist von grosser Klarheit und kräftigstem Wohlgeschmack.

Von hier aus ritten wir bergauf zu der optischen Station. Auf einer Terrasse des Djebel Sîdi-bu-Gobrin gelegen, beherrscht dieselbe ein weites Gebiet und hat die Verpflichtung, über jede irgendwie verdächtige Bewegung in der weiten Ebene zu wachen, um dieselbe dann sofort allen französischen Waffenplätzen der Provinz zu melden, mit welchen sie telegraphisch verbunden ist. Auf diese Weise hofft man jeden etwaigen Araberaufstand, sollte er kommen, im Keime ersticken zu können. Die Besichtigung und Benutzung der hier aufgestellten optischen Apparate bedarf eines Empfehlungsbriefes an den kommandierenden Offizier.

Der hinaufführende Weg ist ein Serpentinenpfad, dürftig in die schroffe Bergwand eingeschnitten. Unregelmässiges Gestein engt und deckt ihn auf allen Seiten. Das Pferd braucht alle seine Vorsicht, um zu treten, und mein Führer hält die Hand fest am Gebiss. So kamen wir durch.

Zu den Füssen weitete sich das Bild. Zunächst lag das Städtchen Zaghuân in seiner ganzen Freundlichkeit über den waldbedeckten Grat hingeworfen. Dann schlossen sich nach und nach die ringsum liegenden Thäler auf. Eine echte Berglandschaft. Buxus, Juniperus, Ribes, Evonimus, Laurus wucherten zwischen moosbedecktem Gestein. Nur eins fehlte, die Sonne, welche uns niemand nehmen und niemand geben kann, als allein der allmächtige Gott, und die doch alles verklärt.

Sie konnte heute die Nebel nicht durchbrechen, welche zwischen den Bergwänden hingen und manches verschleierten, was sonst noch klarer und anmutiger sich gezeigt haben würde.

Nach einem einstündigen Aufstieg hatten wir das Ziel erreicht. Die optische Station öffnete sich uns auf Grund der mitgebrachten Empfehlung. Von der Galerie des Hauses hat man jenen herrlichen Blick, der mit Recht so gerühmt wird. Das Rundbild schliesst sich auf von Tûnis im Westen

bis Hammamet und Kairuân im Osten; dazwischen das reich gegliederte Bergland; am nördlichen Horizonte das Meer.

Die Besteigung des Djebel Sîdi-bu-Gobrin, des höchsten Gipfels der Zaghuângruppe, man schätzt ihn auf 1340 m, erfordert eine sechsstündige harte Arbeit. Wir verzichteten auf dieselbe.

Als wir den Abstieg unternahmen, brach die Sonne durch die Wolken. Die Nebelschleier zerrissen und flüchteten zu den Schluchten. Der befreite Tag erhob sein Haupt.

Hochbefriedigt kehrten wir zurück, zunächst nach Zaghuân, und dann, nach Deckung der wirklich sehr bescheidenen Rechnung bei Madame Charles, um 4 Uhr nach Tûnis, wo der Zug einfuhr, als die Lichter der Stadt sich entzündeten.



KAPITEL XXXVI.

Utika.

Utika, das semitische עַתִּיקָא, das griechische 'Ιτυκη, ist eine erheblich ältere punische Niederlassung, als die von Karthago. Man schätzt den Unterschied dieses Alters auf ca. 300 Jahre. Es ist nicht wahrscheinlich, dass Utikas Name herzuleiten sei von »Atika« = alt, da der Blick auf die weit später zu gründende Nachbarstadt Karthago, deren Namen manche mit »Neustadt« (karth-khadeschath) übersetzen wollen, doch kaum von Anfang an schon bestimmend wirken konnte. Vielmehr ist der Name Utika, mit Olshausen, abzuleiten von »Itouk« (עַפּדק) = Colonia.

Denn ursprünglich waren alle diese punischen Niederlassungen au der Nordküste Afrikas nichts weiter als befestigte Faktoreien, bewohnt von den Vertretern der heimischen Handelsfirma. In der Nähe von jeder dieser fremden Niederlassungen entstand dann ein libysches Dorf. Der Platz aber, welcher beide Siedelungen von einander trennte, diente als Markt zum Austausch der Rohprodukte des Landes gegen die eingeführten Reichtümer Asiens. Aus solchen Anfängen sind in gleicher Weise Utika, Karthago, Hadrumetum, Leptis major und minor entstanden.

Jenen Platz, welcher in der alten Geschichte eine so erhebliche Rolle gespielt hat, ebenfalls zu besichtigen, nachdem Karthago uns so eingehend beschäftigt hatte, lag ausserordentlich nahe.

So war es denn am 23. Mai 1901, früh 8 Uhr, dass, begleitet von einem englischen Freunde Mr. F., ich Tûnis verliess, um in einem leichten, halbverdeckten Wagen, den zwei kräftige, von einem Malteser geführte Pferde zogen, mich zu dem Ruinenfelde von Utika hin zu begeben.

Wir verliessen die Stadt durch das nach Westen gerichtete Thor Bab-Saadûn und nahmen die Richtung über den Bardo und das Schloss K'sar-Saïd nach der Villenvorstadt Manuba. Es breitet sich dieses alles aus in einer wohlangebauten Ebene, besetzt mit Gärten, Weinbergen und Gerstenfeldern, deren Frucht schon schnittreif war.

Mit dem 8. Kilometersteine betreten wir ein Berggelände. Es ist dieses der Djebel achmer, so genannt nach der tief rot gefärbten Erde, welche seine Hügel bedeckt. Dieser Bergrücken streift von Südwest nach Nordost. Wir durchschneiden denselben auf einer wohlgebauten Strasse und haben zu beiden Seiten üppige Olivenpflanzungen in einem Bestande alter Bäume, welche soeben in ihrer Blüte stehen. Bis zum 15. Kilometersteine durchfahren wir diesen Wald.

Nördlich von dem Djebel achmer öffnet sich wiederum eine Ebene. In derselben liegt zunächst zur Linken ein arabisches Gut mit einem stattlichen Herrenhause und zahlreichen Nebengebäuden, welche ein Garten, besetzt mit Feigen und Caruben, umschliesst. Die Felder dieses Gutes sind meist mit Gerste und Weizen bestellt, weniger mit Hafer, welcher allerdings hier vorzüglich gedeiht, jedoch mehr von Ausländern angebaut wird.

Die Strasse, welche wir nun verfolgen, ist der breite Weg, welcher nach dem französischen Kriegshafen Bizerta (dem alten Hippo diarrhytus) führt. Er ist lebhaft begangen.

Am 26. Kilometersteine überschreiten wir den Oued Medjerda (den alten Bagrada) auf einer festen, gut gemauerten Brücke; ein Werk des Bey, wie das eine arabische Inschrift auf der Binnenwand des Geländers angiebt. Der Fluss, welcher mit starker Strömung dahinfliesst, ist hier etwa 300 m breit und seine Ufer sind schlammig.

Am 31. Kilometersteine biegen wir von der grossen Strasse ab in einen Feldweg, welcher nach einer kurzen Strecke von etwa 3 km (die Marksteine fehlen hier), uns zu demjenigen Platze hinführt, wo einst das alte Utika gestanden hat.

Zu dem Platze! — Denn keine geschlossene Ortschaft bezeichnet diese Stelle. Das alte Utika ist durch kein neues ersetzt worden. Nicht einmal ein armseliges arabisches Dorf hat es versucht, diesen historischen Namen festzuhalten.

Etwas westlich von der Stelle, welche als der Kern des alten Utika bezeichnet werden kann, erheben sich die Gebäude einer französischen Farm; ein einstöckiges Herrenhaus, umgeben von einem Garten, daneben einige Wirtschaftsgebäude und in einer Linie aufgestellt, mehrere Arbeiterwohnungen.

Diese Besitzung führt den Namen Farm (henschir) »Bu-Chater« oder »la ferme du garde du palais«. Der Besitzer ist ein Graf Chabane, welcher, unterstützt von einigen jungen Elsässern, persönlich die Verwaltung seines Gutes leitet.

Ich fand Gelegenheit, später diesen Herrn zu sprechen und etwas über die Grösse und die Nutzung seiner Landfläche von ihm selbst zu hören, Nachrichten, welche von weiterem Interesse sein dürften, da es sich hier ja um ein afrikanisches Gut handelt.

Von Westen nach Osten sich streckend, misst die ihm zugehörende Landfläche 18 km in der Länge und 6 in der Breite. Davon sind 6000 bis 7000 ha unter dem Pfluge und werden bestellt mit Gerste, Weizen und Hafer, doch bearbeitet der Graf mit seinen eigenen Kräften davon nur 300 ha. Die übrigen Stücke sind, abgeteilt in grössere Parzellen, an Italiener, Malteser, Araber ausgethan, welche als Pachtzins die Hälfte der von ihnen geernteten Früchte einzuliefern haben. Für das ausgedroschene Getreide werden befriedigende Preise erzielt; namentlich die Gerste, welche hier im Lande ein grosses und rundes Korn giebt, wird zu Brauzwecken lebhaft gesucht, und auf dem Markt von Marseille, da sie bereits im Mai angeboten werden kann, teuer bezahlt.

Die verbleibende Fläche des Gutes wird mittelst Viehzucht ausgenutzt, was um so mehr sich empfiehlt, als weite Strecken im Anschwemmungsgebiete des Medjerda liegen und vorzügliche Wiesen darstellen.

Zwar werden auf denselben nur 300 Schafe gehalten und geweidet, der gedrückten Wollpreise wegen, dafür aber 10000 Stück Rindvieh; auch dieses lediglich im Interesse der Fleischproduktion, denn kein Tropfen Milch war auf dem Gute zu haben.

Man verfährt in dieser Weise, dass man mageres Vieh in der Regentschaft, namentlich in der Umgegend von Kairuân, aufkauft, hier auf die Wiesen austreibt, innerhalb von etwa 6 Monaten fett macht und dann in der Regel mit einem Gewinn von etwa 70 Frcs pro Stück wieder verkauft.

Für diesen Zweck hat sich das afrikanische Rind kleineren Schlages besser bewährt als Holländer und Schweizer Kühe, welche nach den angestellten Proben das hiesige Klima nicht haben ertragen können.

Da die Tiere das ganze Jahr hindurch im Freien weiden, sind Ställe entbehrlich. Auch findet weder Wiesenschnitt noch Trockenfütterung statt; das alles vereinfacht und verbilligt ja sehr die Bewirtschaftung eines solchen Gutes. Als Hüter der Herden haben sich die Beduinen sehr bewährt.

Ausser den beiden hier aufgeführten Kulturen finden sich dort auch 300 ha bedeckt mit Weinreben. Es ist die rote Bordeauxtraube, welche hier ausnehmend gut gedeiht. Doch hat das Produkt zur Zeit mit gedrückten Preisen zu kämpfen, da die bessere Sorte 25 Centimes, die geringere aber nur 10 Centimes pro Liter, sogar im Kleinhandel, erzielt.

Unter der Veranda eines Arbeiterhauses, bedient von meinem arabischen Diener Mohammed, nahmen wir das aus Tûnis mitgenommene kalte Frühstück ein, wozu Teller und einige Flaschen gekühlte Limonade ein bescheidenes Restaurant lieferte, welches in diese Reihe der Arbeiterwohnungen sich eingeschaltet fand.

Dann gingen wir, um die Reste des alten Utika aufzusuchen.

Diese waren nicht unerheblich! —

Zunächst erstiegen wir die abgeplattete Spitze eines Hügels, auf dem einst die Akropolis gestanden hat. Ihre Grundfläche, ein Rechteck, bedeckte einen Raum von 6232 qm. Der Fuss ihrer krenelierten Mauern lag 32 m über dem Meeresspiegel; an den vier Ecken erhoben sich mächtige Türme. Auf zwei Seiten durch steile Abhänge verteidigt, wurde sie gedeckt auf den beiden andern Seiten durch einen Graben von 13 m Breite. Ihren Zugang bildeten vier Thore.*)

Den zweiten Hügel im Weichbilde der Stadt nahm das Amphitheater ein. Es war ganz in den Hügel eingegraben und mass von Norden nach Süden in seiner grossen Achse 118 m, und 98 m in seiner kleinen Achse. Der Zugang wie die Sitzreihen sind noch heute deutlich erkennbar. Es wird von dem Grafen Chabane benutzt, um über Nacht die Schafe des Gutes dort eintreiben zu lassen.

Die Hauptanlage war der Militärhafen, von dem noch bedeutende Reste erhalten sind. Er muss ganz ähnlich gebaut gewesen sein wie der Kriegshafen von Karthago. Auch in seiner Mitte erhob sich eine Insel für den Admiralitätspalast. Die für Kriegsschiffe dort benutzbare Wasserfläche soll betragen haben 33 000 qm = $3^1/_2$ ha.**) Auf drei Seiten wurde diese Wasserfläche eingefasst von Schiffsscheunen und Magazinen in erheblicher Höhe und Tiefe. Diese ganze Hafenanlage stellte sich dar als eine starke Festung.

Das Theater, von dem Caesar, Bellum civile II, 25, sagt: »theatrum, quod est ante oppidum«, hatte 95 m im Durchmesser. Nur wenige Mauerreste sind von ihm noch vorhanden.

Ein Aquaedukt von $11^1/_2$ km Länge führte aus den Bergen des Djebel Keehbatia der Stadt ihr Trinkwasser zu.

Die Stadtmauer lässt sich auf der Südseite noch recht gut verfolgen, und es ist wahrscheinlich, dass das alte phönikische Utika keinen grösseren Umfang als 4270 m hatte, dagegen zur römischen Zeit vergrösserte es sich erheblich durch den Zuwachs von Vorstädten. Dieselben stiessen im Süden an das Weichbild von Karthago, im Norden an das von Hippo diarrhytus, dem heutigen Bizerta.

Utika, erheblich früher gegründet als Karthago, war stets die freundliche Beschützerin dieser benachbarten jüngeren Stadt. Es blieb ihm dies nicht unbelohnt. Denn als später Karthago zu jener glänzenden Machtstellung sich erhob, dass alle Küstenstädte der Libyphöniker, von Kyrene an bis hin nach Marokko ihm zinsen, Mannschaften stellen und auf seinen

*) Die hier mitgeteilten Masse sind entnommen dem Werke: Géographie comparée de la province romaine d'Afrique par Charles Tissot. Paris 1884.

**) Charles Tissot, pag. 62.

Befehl die Mauern schleifen mussten, da war es Utika einzig und allein, welches von diesen demütigenden Gewaltstreichen befreit blieb. Der Grund war die Pietät Karthagos gegen seine alte Beschützerin. Utika behielt seine Mauern und seine politische Selbständigkeit. Beide Plätze traten fortan an die Spitze des libyphönikischen Städtebundes, wie ein Paar Schwesterstadte. Und in Akten der auswärtigen Politik sind es stets Karthago und Utika, welche gemeinsam festsetzen und abschliessen.*)

Aus diesen gegenseitigen Beziehungen ergiebt es sich schon, dass wir Utika als eine sehr ansehnliche und reiche Stadt uns zu denken haben; eine Wohlhabenheit, welche sich aufsammelte, auf der Wasserseite durch die Früchte eines lebhaft betriebenen Handels, auf der Landseite aber durch die Erträge der so ausgedehnten wie fruchtbaren Thäler des Bagrada, welche fur die Stadt das Hinterland bildeten.

Utika hielt darum auch treu zu Karthago im ersten wie im zweiten punischen Kriege, indem es sich mit Erfolg gegen eine Belagerung des Scipio wehrte. Erst vor Ausbruch des dritten punischen Krieges unterwarf es sich Rom.**)

Nach der Zerstörung Karthagos wurde das unverletzt erhaltene Utika der Regierungssitz für die Verwaltung der neu gegründeten afrikanisch-römischen Provinz, und Augustus schenkte seinen Bewohnern das römische Bürgerrecht.

Erst im 2. Jahrhundert christlicher Zeitrechnung sank Utikas Einfluss. Es musste seine Machtstellung in politischer wie kommerzieller Beziehung abtreten an das aufblühende Hadrumetum, das heutige Susa. Und die Ursache dieses Niederganges war die eintretende Versandung seiner Häfen.

Auf den alten, schuttüberdeckten Hügeln heute stehend, sieht man das Meer erst in der Entfernung von nahezu zehn Kilometern. Zu den Zeiten, als punische und römische Kultur hier blühten, umspülten seine Wellen den Fuss dieser Berge. Utika war eine Seestadt von günstigster Lage. Sein Hafen zog sich hin im weiten Bogen vom Kap Ras Tarf (Sidi Ali-el-Mekki) im Nordwesten bis zum Kap Kamart im Südosten, unter Einschluss des Sebkha el-Ariana. Diese ganze einst so beträchtliche und wohlgeschützte Hafenfläche, welche 5—6 Quadratmeilen umschloss, ist heute durch die Erdablagerungen des Medjerda völlig ausgefüllt worden, und stellt sich dar als eine ununterbrochene üppige Wiesenfläche. In dem Grade hat sich die Küste hier verändert.

Dieses an Ort und Stelle untersucht zu haben, ist von höchstem Interesse.

*) Theodor Mommsen, pag. 496 der 2. Abteilung, 1. Band: Romische Geschichte, 5. Aufl. Berlin 1868.

**) Utica . . . priusquam ullae copiae in naves imponerentur, legatos Romam misit se suaque omnia dedentes. Livius, Epit. XL, IX.



Corbos mit seinen heissen Quellen.

Ausgrabungen auf diesen Ruinenfeldern haben bisher nicht stattgefunden, doch werden dieselben nach Angabe des Grafen Chabane geplant durch den Direktor des archäologischen Instituts, Herrn Gauckler in Tûnis.

Ohne Zweifel würde dieselbe Schätze zu Tage fördern helfen, welche heute noch ein unberührter tiefer Schutt zudeckt.

Wir kehrten gegen Abend nach Tûnis zurück; ein Weg von etwa drei Stunden.

Dieser für den Archäologen wie für den Historiker gleich interessante Ausflug kann also bequem in einem Tage von der Hauptstadt aus unternommen werden.



KAPITEL XXXVII.

Corbos.

Die heissen Bäder von Corbos wurden oft in Tûnis genannt, obwohl keiner der mir bekannten Europäer dort gewesen war. Sie sollten weit ab von der Heerstrasse hinter einem unzugänglichen Bergrücken liegen, nur von Eingeborenen besucht werden, und jeder Art von Bequemlichkeit entbehren; doch schrieben die Araber diesen Quellen eine unbedingte Heilkraft zu! —

Alle diese Mitteilungen, für welche sich jedoch kein Augenzeuge fand, reizten mich, den Platz aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Selbst wollte ich die Umstände dort prüfen.

So verliess ich denn eines Morgens um 6 Uhr Tûnis mit dem nach Susa bestimmten Zuge. Ich hatte in meiner Begleitung nur meinen Diener Mohammed, der eine leichte Tasche mit Nachtzeug und einigen Instrumenten trug. Weder Bettstücke noch Proviant hatten wir mitgenommen, was ich später sehr bedauern musste.

Auf der Station Fondûq-Djedid verliessen wir den Hauptzug, um auf ein Nebengleis überzugehen, welches in nordöstlicher Richtung nach dem Landstädtchen Soliman (Salomo) führt. Nach einer Fahrt durch ackerbares, aber entweder gar nicht oder doch äusserst nachlässig angebautes Land kamen wir um 8 Uhr morgens dort an.

Von dem bescheidenen Bahnhof aus zu Fuss in die nahe Stadt pilgernd, warfen wir zunächst unsern Anker aus in einem arabischen Kaffeehause. Von hier aus, während ich ein leichtes Frühstück nahm, machte Mohammed seine Endeckungsreise in die Stadt, um in einem Fondûq Reittiere für uns beide aufzutreiben; denn hier hörten alle offiziellen Verbindungen auf.

Nach einer halben Stunde etwa kam er zurück, und nicht mit leeren Händen. Es hatte sich für mich ein Reitpferd gefunden, ein Schimmelhengst von mittlerer Grösse, und für ihn ein Esel. Natürlich war mein Pferd weder gut gepflegt noch gut gesattelt. Es sah recht ruppig aus.

Ueber einem gepolsterten Kissen, welches ein Bauchgurt festhielt, lag ein loser Riemen, an dem zwei unförmliche Steigbügel herabhingen. Doch der Zaum war von Leder und kein einfach zusammengedrehter Strick. Das Tier war indessen viel besser als sein Schein. Es erwies sich später als durchaus leistungsfähig, und auch dieser schmucklose Sattel war fur die Dauer nicht unbequem.

Wir stiegen vor dem Kaffeehause auf und ein 15-jähriger Bursche lief zu Fuss mit uns, um die Reittiere von Corbos wieder heimwärts zu treiben. Es war mittlerweile 9 Uhr geworden.

Während dieser Zurüstungen hatte ich den kleinen Ort durchstreift, was bald genug geschehen war. Eine etwas breitere Hauptstrasse, wenige tausend Schritte lang, und, von dieser sich rechts und links abzweigend, einige engere Nebenstrassen, sämtlich ungepflastert. An der Hauptstrasse gelegen vier Moscheen, einige arabische Kaffeehäuser, etliche Barbierstuben und hier und dort ein Kramladen, feilbietend Esswaren, sowie die einfachsten gewebten Stoffe. Das war alles! — Und doch leider nicht alles! — Auch hier schon hatte ein Franzose seine »Buvette« eröffnet! — Mit ihren gleissenden, bunt bemalten Etiketten standen die Flaschen voll des alkoholischen Gifttrankes in Reih und Glied gestellt auf den Borden. Und zu meinem tiefsten Bedauern sah ich bereits des Morgens neben den dunkeln Schlapphüten der Italiener auch einzelne rote Kappen der Araber rings um die weissen Marmortische sitzen. Das ist die vordringende europäische Kultur! — Es ist tief bedauerlich, wie so der Araber von seiner Nüchternheit gelöst und nach und nach verdorben wird! —

Die Bevölkerung des Städtchens mag, alles in allem gerechnet, höchstens 1000 Seelen betragen.

Wir sassen nun auf! —

Zunächst ging der Weg eine Stunde lang auf gut gehaltener Strasse durch ein Flachland, besetzt mit kräftigen Olivenstämmen, unter welchen der Erdboden soeben sorgfältig aufgepflügt wurde, um den Baumwurzeln Luft und Feuchtigkeit zuzuführen. Auch standen die Gerstenfelder, welche mit diesen Baumplantagen abwechselten, besser, als wie ich sie anderswo in Tünisien gesehen hatte.

Doch bemerkte ich nirgends eine künstliche Bewässerung, auch der Felder, aus Brunnen geschöpft, wie ich dieses Verfahren allenthalben in Tripolitanien angetroffen hatte.

Im scharfen Trabe hatten wir zehn Kilometer zurückgelegt, als uns der Fuss des Gebirges aufnahm.

Zwischen Meer und Ebene erhebt sich ein isolierter Bergrücken von 419 m Höhe, den wir durchqueren mussten. Es ist der Djebel-Corbos.

Ohne vorgelagerte Hügel steigt er sofort in ziemlich schroffen Terrassen auf.

17*

Er liegt auf dem Westrande jener breiten Landzunge, welche, sich ausbreitend zwischen dem Golf von Tûnis und dem Golf von Hammamet, in das Kap Bon ausläuft.

Hier ist historischer Boden! — Denn wenn wir von Corbos aus diese Halbinsel nach Nordost durchschneiden, so stossen wir gerade auf die Ortschaft Kelibia, das alte Clupea, wo einst Marcus Regulus im Sommer 256 a. Chr. n. landete und ein verschanztes Schiffslager bezog, um dann später in der Nähe von Tûnis seine Winterquartiere zu nehmen.

Wie unglücklich diese erste Landung römischer Truppen auf afrikanischem Boden endete, ist bekannt, und doch hätte schon zu jener Zeit den punischen Kriegen mit grosser Wahrscheinlichkeit ein Ende gemacht werden können, wenn der römische Senat in einer angemessenen Erwägung der Sachlage seinen Feldherrn kräftiger unterstützt hätte.*)

Unter diesen Erinnerungen zogen wir weiter. War bisher die Strasse breit, gut gehalten und bequem für den Reiter gewesen, so bogen wir jetzt in einen Saumpfad ein, der jeder Pflege entbehrte. Oft war es nur eine Rinne, von den Bergwassern ausgewaschen, überdeckt mit grobem Geröll, zugespitzte Steinblöcke mitten in dem Wege liegend, und oftmals abfallend in ganz nackten, fast spiegelglatten Steinstufen. So beschaffen zog sich der Pfad bergauf, bergab, an seiner Seite nichts weiter als niedrige Tamariske, kriechender Juniperus, kurzer Buxus. Das Pferd zeigte sich sehr vorsichtig im Treten und ist auf diesem unsagbar schlechten Wege auch nicht ein einziges Mal gestrauchelt.

Nachdem wir eine Stunde lang das Berggelände durchquert hatten, kamen wir an das Meer und blieben nun wieder eine Stunde lang in seiner unmittelbaren Nähe, auf einem Wege hinreitend, der in halber Höhe einer senkrecht abstürzenden Bergwand in den Felsen eingeschnitten war. Zur Linken sah man tief unten die Wellen ihre Schaumkronen an den Klippen brechen, zur Rechten stieg die Steinwand jäh aufwärts. Der Weg war dazu nicht übermässig breit. Aber bei aufmerksamer und fester Zügelführung hatte es keine Gefahr.

Dafür schloss sich mit jedem Schritte weiter der Blick auf über den breiten Golf, und man sah drüben im Westen, weit hinter den tanzenden Wogen aufschimmern das liebliche Sidi-bu-Saïd, das klassische Karthago und den Strand von Kheïr-ed-Din. Ein Bild voll Anmut und voller Frische.

Da bog der Weg um die Rundung eines Kaps, und zu den Füssen, in einer warmen, kleinen Bucht, umgürtet von braunen, baumlosen Felsen, zeigte sich eine Gruppe von etwa 25 weiss getünchten Häusern. Es war Corbos! —

Wir hatten unser Reiseziel um zwölf Uhr, also nach dreistündigem Ritte, erreicht.

*) Th. Mommsen: Römische Geschichte. Berlin 1868. 5. Aufl., 1. Band, Abteil. 2, pag. 528 ff.

Corbos war unter dem Namen »Aquae, calidae, Carpitanae« bereits den Römern bekannt, und es haben dieselben vermutlich auch diese Heilquellen benutzt, wie antike Baureste das anzudeuten scheinen. In christlicher Zeit war Carpi oder Carpos Sitz eines Bischofs, und werden in den Akten der in Karthago abgehaltenen Konzile sechs Bischöfe*) von Carpi mit Namen aufgeführt. Auch entdeckte ich am nächsten Tage, in südlicher Richtung die Gegend durchstreifend, geführt von einem Eingeborenen, auf einer schwer zugänglichen, mit uralten Feigenbäumen besetzten Terrasse, unmittelbar über dem Meeresspiegel hängend, die Reste eines überwölbten Gebäudes, welches nach der noch lebendigen Ueberlieferung der Araber einst eine christliche Kirche gewesen sein soll. Die Eingeborenen nennen diesen Platz »Kenesia«, offenbar entstanden aus dem griechischen Worte »*Ἐκκλησία*«.

Zur Zeit ist äusserst wenig für Corbos geschehen, im Verhältnis zu der Wichtigkeit, welche dieser Ort durch den grossen Reichtum seiner heissen Quellen beanspruchen kann. Denn fünf derselben, mit zum Teil sehr starkem Erguss, entspringen dem Boden dieser kleinen Stadt:

1. Aïn kebira (die Grosse)	welche	in	der	Sekunde	4 l	giebt,
2. Aïn seria (die Kleine)	»	»	»	»	1 l	»
3. Aïn haraga (die Schwitzbadquelle) .	»	»	»	»	7 l	»
4. Aïn sbia (die Mädchenquelle) . .	»	»	»	»	4 l	»
5. Aïn gusta**)	»	»	»	»	3 l	»

Zusammen 19 l in jeder Sekunde, also in der Stunde 68 400 l.

Die elf vorhandenen Badezellen, sowie der Transpirationssaal sind bald gespeist, und dann ergiesst sich der grösste Teil dieser heilkräftigen Wasser ungenützt in das Meer.

Alle Quellen haben die gleiche chemische Zusammensetzung nach der unten angegebenen Tabelle***), und sie kommen so heiss aus dem

*) Aus dem Jahre 255: Secundinus; aus 411: Antonius; aus 419: Pentadius; aus 482: Felix; aus 525: Venerius; aus 646: Bassus; pag. 156—59 der Géographie de l'Afrique chrétienne, proconsulaire, Paris 1892.

**) Den Namen »gusta« hat mir niemand deuten können.

***) Nach dem Werke: »Les eaux minérales et thermales de la Tunisie«, Paris 1900 bei Armand Colin, pag. 18, ergiebt die Analyse auf ein Kilogramm Wasser folgende Bestandteile:

Carbonate de chaux	0,350
Carbonate de magnesie	0,015
Carbonate de fer	0,015
Sulfate de chaux	1,815
Sulfate de soude	0,230
Sulfate de potasse	0,165
Bromure de magnésium	0,015
Chlorure de sodium	6,550
Chlorure de calcium	0,750
Chlorure de magnésium	0,620
Perte et résidu	0,095
Acide phosphorique	0,340
	10,960

Erdboden hervor, dass ihr Wasser für den Gebrauch erst längere Zeit hindurch abgekühlt werden muss.

Man hat diese Quellen im Gebrauch gegen alle Arten von Hautkrankheiten, Skrophulose, Nervenschwäche, Diabetes, Gicht, Rheumatismus, Zustände der Lähmung, und zwar mit so grossem Erfolge, dass die Eingeborenen nicht nur aus Tûnisien hierher kommen, sondern selbst solche aus Algerien und Tripolitanien die Weite des Weges nicht scheuen, um hier ihre Heilung gegen die oben genannten Schäden zu suchen.

Es finden sich durchschnittlich, Sommer wie Winter, dort etwa 400 Badegäste zusammen, und zwar lediglich Eingeborene.

Die Araber, meist nicht sehr kapitalkräftig und in ihren Ansprüchen auf Bequemlichkeit äusserst bescheiden, haben sich die Badezellen allzu primitiv eingerichtet. Die Franzosen aber, obwohl sie seit 1881 das Land regieren, haben noch nichts für diesen wichtigen Ort gethan.

Man sprach von einem Konsortium französischer Kapitalisten, welches eine Konzession erworben habe, in der Absicht, diesen Ort in ein Bad nach europäischen Begriffen und Ansprüchen umzuwandeln; allein man spricht davon nichts mehr, und Worte nützen der Gegenwart wenig.

Ich stieg an der Treppe eines der stattlicheren Häuser, an dem kleinen Marktplatze gelegen, aus meinem Sattel, in der Erwartung, hier ein Hôtel zu finden. Allein das war eine Täuschung. Es gab in Corbos überhaupt kein Hôtel.

Ein Malteser trat uns in den Weg und erbot sich, mich zu einem arabischen Hauswirte zu bringen, welcher Zimmer an Badegäste abzugeben pflege, und Mansur, mit dem ehrenden Beinamen »Hadji«, weil er die so verdienstvolle wie beschwerliche Pilgerfahrt nach Mekka zurückgelegt hatte, war bereit, gegen Geld und gute Worte uns ein Dachzimmer seines Hauses abzutreten. Es war eine weiss getünchte Kammer mit einem ganz kleinen Fenster, einen Fuss im Quadrat und ohne Glas, nur durch einen Holzladen verschliessbar, nebst einer einflügeligen Thür, welche auf die Terrasse des Hauses mündete. Man gelangte zu diesem Gemach direkt von der Strasse aus, auf einer mit Fayencefliesen belegten Treppe.

Für die Verhältnisse ein annehmbarer Raum, doch entbehrte er jeder Einrichtung. An seiner schmalen Seitenwand stand nur eine nackte Holzpritsche, auf welcher zur Not drei Personen ausgestreckt neben einander liegen konnten. Doch Mansur erbot sich, die Kammer nach seinen Kräften für mich zu möblieren.

Auf die Pritsche wurde mit Hilfe meines Dieners Mohammed zunächst eine grosse Matte gelegt, welche jene ganz und dann noch einen Teil des Steinfussbodens unserer Kammer überdeckte. Auf diese Matte kamen zwei grosse weiche Schaffelle, darüber eine Gafsadecke, rot und weiss gestreift, mehrere Kopfkissen, und endlich zum Zudecken ein grosser

weisser Haïk, etwa von der sechsfachen Grösse unserer Reisedecken. Man bezahlt solch einen Haïk hier, namentlich, wenn er aus weicher Kamelwolle gewoben ist, mit 100 Frcs. Genug, es war eine ganz einladende Lagerstätte geworden. Ausserdem stellte Mansur in die Kammer eine Holzbank und davor einen kleinen Tisch. — Das war nun unsere Einrichtung!

Wir wurden einig für diesen also ausgestatteten Raum um den Preis von 5 Frcs. den Tag. Das war teuer! Doch geringes Angebot bei starker Anfrage steigert ja überall die Preise.

Auch mit der Verpflegung stand es überaus schwierig in Corbos. Es gab dort zwar arabische Kaffeehäuser, aber deren Wirte lieferten ausser Kaffee und Thee höchstens noch ein gesottenes Ei. Wir bestellten daher bei unserm Wirte auch das Abendessen; und da nach meiner Reiseerfahrung in diesen Ländern aus der arabischen Küche am schmackhaftesten stets die aus Hühnerfleisch bereiteten Speisen sind, so bestellte ich ein fettes gekochtes Huhn unter Zugabe der Brühe und aufgequollenem Reis. Mansur brachte, um seinen Eifer zu zeigen, mir zur Auswahl drei lebende Hühner in die Kammer, denen mein Diener die Brust befühlte, um danach seine Entscheidung zu treffen. Ausserdem konnte Mansur gute Kuhmilch besorgen und Brot von seinem Herde liefern. Genug, wir sollten nach den Umständen ein ganz lukullisches Mahl haben. Ja, was mich in das höchste Erstaunen versetzte, mein Wirt durchbrach die arabische Sitte und stellte mir persönlich seine unverschleierte Frau vor, welche mir in die Hand das Versprechen ablegen sollte, alles tadellos zuzubereiten.

Sie war ein auffallend hübsches Weib von etwa 25 Jahren, welches sich neben dem alternden Gatten ausnahm wie eine schwellende Rose, an einen dürren Stecken gebunden. Kadija hatte ihr dunkles Haar schlicht gescheitelt, ihre Wangen waren von frischestem Rot und die Augen voll schwärmerischer Glut. Ein rotseidenes Mieder umschloss den vollen Busen und ein bunt gestreifter, eng anliegender Rock die breiten Hüften; doch reichte er nur wenige Spannen über das Knie herab und liess die kleinen nackten Füsse frei, welche in zierlichen, rotledernen Pantoffeln steckten. Sie reichte mir mit freundlicher Unbefangenheit ihre zierliche Hand und versprach ein gutes Abendessen.

Um 5 Uhr wollte ich ein Bad nehmen, um aus eigener Probe die Quelle, wie die gesamte Badeeinrichtung kennen zu lernen. Es ist die Aïn kebira, welche, dem nahen, fast senkrecht aufsteigenden Bergrücken entspringend und in einen offenen Kanal gefasst, über den Marktplatz läuft, um die elf Badekammern zu speisen, welche dort hart an der Südseite dieses Kanals in Reih' und Glied nebeneinander stehen. Aus schlichtem Mauerwerk aufgeführt, ist jede dieser Zellen mit einem Tonnengewölbe überdeckt. Den Zugang, direkt von der Strasse aus, bildet eine schmale und niedrige Thüröffnung, durch welche man nur in gebückter Haltung in

diesen, durch kein Fenster anderweitig erhellten Raum eintreten kann. Der Fussboden ist uneben gepflastert und in denselben ein ausgemauertes Viereck gesenkt, welches bequemen Raum jedoch nur für einen Badenden hat. Im Hintergrunde dieses schmucklosen Gemaches steht eine mit der Wand fest verbundene Steinbank, welche zum Niedersitzen und Auskleiden dient. Obwohl direkt von dem vielbegangenen Marktplatze aus der Zugang in diese Badezellen führt, so ist derselbe doch bei keiner durch eine Thür verschlossen. Um sich nun gegen die Oeffentlichkeit zu decken, hilft man sich auf eine sehr einfache Weise. Man hängt vor die Innenseite der Thüröffnung einen alten Sack, und da an der Oberschwelle Haken, um die Schnüre einzuhängen, meistens fehlen, so klemmt man diese eben zwischen zwei Steinfugen.

Hängt nun solch ein Sack vor einer Thüröffnung und hockt davor auf der Strasse gar ein dunkelfarbiger Diener oder eine Dienerin, so heisst das soviel, als: »Halt, die Badekammer ist besetzt!« — Ist der Sack aber hinweggezogen, dann steht der Raum zur Verfügung.

Diese bescheidene Einrichtung wird von der Regierung des Bey unterhalten, und der Gebrauch dieser Kammern, für jedermann freistehend, ist kostenlos.

Um 5 Uhr nachmittags betrat ich eine dieser Zellen und fand die Badewanne schon mit Wasser angefüllt. Denn dieses ergänzt sich von selbst, indem aus dem Hauptkanal der Therme eine Seitenrinne in jede Badewanne einmündet. Und damit bei diesem beständigen Zustrome keine Ueberschwemmung des Raumes entsteht, hat das Bassin an seiner entgegengesetzten Seite im oberen Rande einen Einschnitt, durch welchen die überflüssige Menge rückwärts aus der Kammer entweicht.

Einige Diener scheinen damit beauftragt zu sein, diese Badekammern notdürftig reinzuhalten und die Zuflüsse des Wassers zu regeln. Ihre Arbeit beaufsichtigt der Schëch des Ortes. Dieser, ein freundlicher alter Herr, machte mir alsbald in meiner Badekammer, nachdem ich dieselbe betreten hatte, seinen Besuch und erkundigte sich höflich, ob ich alles in guter Ordnung gefunden hätte? —

Ein Arzt fehlt am Orte. Die Kranken beraten sich in dem Gebrauche der Bäder untereinander.

Als ich, entkleidet, in das Bad einsteigen wollte, fuhr ich erschrocken zurück. Siedend heiss kam mir die Flut vor, und mein eingesenktes Thermometer ergab + 40° Réaumur. Da trug mir mein Diener Mohammed schnell aus dem nahen Meere sechs grosse Eimer kalten Wassers herbei, und wir stimmten auf diese Weise die Temperatur des Bades um zehn Grad herunter. Nun war es benutzbar! —

Später erfuhr ich, dass man den kleinen Kanal, welcher die Haupttherme mit der Wanne verbindet, durch ein zwischen seine Wände ge-

klemmtes Tuch verstopfen muss, um so den Zufluss zu unterbrechen und das dort eingeführte Wasser durch Verdunstung sich abkühlen zu lassen. Doch sind zwei Stunden erforderlich, um einen solchen Verlust von zehn Grad Wärme zu erzielen. Man sieht, es ist alles überaus einfach eingerichtet.

Obwohl ich nur ¼ Stunde in dem Wasser mich aufgehalten hatte, so kam doch mein Zustand einer Betäubung nahe. Mir schwand die Besinnung, und, mit Hilfe meines Dieners dem Bade entstiegen, sank ich ohnmächtig auf jener Steinbank zusammen. Ohne meinen treuen Mohammed hätte die Sache gar übel für mich ablaufen können. Er kleidete den Willenlosen dann an und führte mich durch die frische Luft nach Hause. Hier fiel ich in einen zweistündigen, festen Schlaf. Mein Aussehen muss während desselben sehr bleich gewesen sein, denn als ich erwachte, fand ich den Jungen weinend an meinem Bette sitzen. »Was hast du?« fragte ich. »Ich fürchtete, Herr, du könntest sterben!« sagte er mir treuherzig, und wischte sich dabei die hellen Thränen aus den Augen. Ich habe ihm später auf Grund dieses Augenblickes manches Schuldkonto gestrichen! —

Da ich eine sehr kräftige Konstitution besitze, so kann ich nur annehmen, dass die Wirkung dieser Bäder eine ausserordentlich starke ist.

Das bestätigten mir auch die Erzählungen, welche des Abends in dem arabischen Kaffeehause ich von den dort versammelten Badegästen zu hören bekam. Einer derselben schleppte sich vor sechs Wochen, gestützt auf zwei Krücken, hierher; jetzt stand er leicht auf und verliess den Raum, gestützt nur auf einen leichten Stock. Ein junges Mädchen, von vier Männern über die Berge getragen, verliess nach einigen Monaten Corbos auf ihren eigenen, tanzenden Füssen. Ein Franzose, in Karthago jetzt wohnhaft, der aus dem Feldzuge des Jahres 1870 einen quälenden Rheumatismus behalten, verlor denselben schon nach zwölf Bädern, wie mir seine Frau, eine Deutsche, erzählte. Ich sah Leute mit den stärksten Hautausschlägen im Gesicht, welche hier Heilung suchten. Neuralgien und Fieber, vor allem aber Syphilis, selbst in den vorgeschrittensten Stadien, sollen hier radikale Heilung finden.

Noch einfacher als die Badezellen ist die Schwitzstube eingerichtet. Eine schmale Steintreppe führt zu derselben hinab. Zunächst betritt man einen bescheidenen Raum, der als Ruhesaal dient. Eine Oeffnung von nur 80 cm Höhe giebt die Verbindung mit der Schwitzstube her. Durch diese wird die Quelle »Aïn haraga« geleitet. Ein Holzgitterwerk überdeckt die heisse Flut. Ueber dieses Gitter streckt sich der Badende hin. Eine gewölbte Kuppel, welche auf den umfassenden Steinwänden ruht, deckt den Raum. Nach fünf Minuten ist der Körper des Badenden rosenrot gefärbt und schweisstriefend, dann frottiert man sich selbst oder mit Hilfe eines mitgebrachten Dieners. Hier aber unterliess ich die persönlichen Versuche.

Getrunken, wirkt das völlig klare und geruchlose Wasser als Purgativ.

Unter den Arabern ist der Glaube verbreitet, dass vierzig solcher Bäder, in Corbos genommen, erforderlich sind, aber auch ausreichen, um jedes eingewurzelte, noch so schwere Uebel zu heilen.

Es ist überaus schade, dass Wissenschaft und Kapital sich diesen so wertvollen Heilquellen bisher nicht zugewandt haben, um sie den weitesten Kreisen nutzbar zu machen.

Einen grossen Uebelstand hat Corbos in dem Mangel jeglichen Trinkwassers. Dasselbe wird aus entlegenen Gebirgsquellen durch Eseltreiber täglich gebracht und für zwei Sous die Kanne verkauft.

Am nächsten Morgen machte ich in nördlicher Richtung einen Gang langs dem Strande, der klippenreich, aber doch gangbar ist. Hier entdeckte ich, in kurzen Abständen, noch zwei heisse Quellen von ca. + 40° R., welche unbenutzt dem Meere zuströmen. Zerstreut in weiten Abständen lagen hier Hütten, bewohnt von eingewanderten Sicilianern, welche aus dem festen Basalt dieser Berge Pflastersteine zuhauen, die nach Tûnis und Bizerta zu Wasser überführt werden.

Aus einer dieser Hütten trat mir entgegen eine jugendliche Frauengestalt im weissen Gewande, mit einer Blume im Haar. Sie trug ein Küchengerät in der Hand, um es am nahen Meeresstrande zu reinigen. Eine überraschende Erscheinung in dieser Felseneinsamkeit! Für wen mochte dieses junge Weib sich geschmückt haben? Und wer konnte sich hier ihr darbieten zur Sättigung des jedem weiblichen Herzen innewohnenden Triebes nach Geselligkeit?

Obwohl Corbos dicht am Meere liegt, so belebte doch keine Barke seinen Strand. Kein Bewohner dieser 25 Häuser schien die Lust zu empfinden, des Meeres Schätze für sich zu heben.

Ich war mit dem Plane hergekommen, den Rückweg über Wasser zu nehmen und mit einer Segelbarke den Golf in der Richtung auf Goletta hin zu durchschneiden. Mich lockte die blaue, sonnenbestrahlte Flut, doch tot lag der Strand, und keine Barke zeigte sich in der Ferne, auch nicht eine derjenigen, welche gelegentlich herüberkommen, um zugehauene Pflastersteine abzuholen.

So musste ich mich denn entschliessen, den Rückweg wiederum über Land zu nehmen.

Mohammed trieb ein Maultier auf für mich, für sich aber einen kleineren Reitesel, doch einen Sattel gab es in dem ganzen Orte nicht zu mieten. Schliesslich entschloss sich der Schêch, den seinigen mir zu borgen. Derselbe hatte sogar feste Steigbügel. Mit einem herzlichen »Esselâm«, »Friede sei mit dir!« trennten wir uns.

Der Ritt über die Berge war frisch, trotzdem die Sonne des 1. Mai uns schien. Ein Westwind wehte Kühlung von den nahen Wellen her-

über. Frisch und dabei doch anmutig! Wie sollte das auch ausbleiben da, wo Wald, Berg und Meer zu einem Gesamtbilde sich vereinigen?

Auf der Hälfte des Weges, bei einem kleinen Marabut, auf einem Hügel gelegen, machten wir Halt. Die Reittiere mussten umgesattelt werden.

Es war ein kleiner quadratischer Bau, überkuppelt, schlicht weiss abgetüncht aussen wie innen. Die Thür stand offen.

Im Innern zeigte sich ein kunstloser, aus Holz zusammengezimmerter, grün angestrichener Sarkophag. Auf ihm stehen einige mit Olivenöl gespeiste Thonlampen, angezündet dem Heiligen zu Ehren, der hier sein Grab hat.

Ich lege im Namen meiner beiden mohammedanischen Begleiter einige Kupfermünzen auf den Sarg. Der Wärter wird sie finden und dafür Oel kaufen, um die Lampen frisch aufzufüllen.

Die beiden knieen sich auf die Matten nieder und verrichten fromm ihr Abendgebet. Während dessen betrachte ich schweigend die seltsamen Figuren, auf den weissen Kalk der Wände gezeichnet. Sie sind meistens aus fünf Strichen zusammengesetzt, der glückbringenden Zahl, darstellend eine Hand oder einen Fisch! Die Farbe ist braun. Mohammed belehrt mich, das sei Blut, hergenommen von Lämmern, welche hier zu Zeiten dem Heiligen geopfert werden.

Wer erinnert sich hierbei nicht an das bewahrende Blutzeichen auf der Thür israelitischer Häuser, in jener Schreckensnacht, vor jener Flucht aus Egyptenland? — Also ein semitischer Brauch, durch die Tradition von den Bekennern des Islâm aufgenommen.

Von dem Marabut brechen wir auf, verlassen das Gebirge und eilen der Ebene von Soliman zu. Bevor die Sonne sinkt, haben wir, durch Gerstenfelder und Olivenhaine rasch dahinreitend, den kleinen Bahnhof rechtzeitig erreicht und so die Verbindung mit Tûnis wiedergewonnen.

Um acht Uhr nähern wir uns seinen gasbeleuchteten Strassen. Munteres Getriebe und nicht zu unterschätzender Comfort nehmen uns wieder auf.

Nun, diese Nacht werden wir nicht ausgestreckt auf einem Schaffelle ruhen müssen.



Druck von Otto Elsner, Berlin S. 42.

Druckfehlerverzeichnis.

Seite 13, Zeile 12 von oben lies hier ein einen statt hier einen.
„ 52, „ 4 „ „ „ angemachtem statt eingemachtem.
„ 76, „ 19 „ „ „ Gesäss statt Gefäss.
„ 95, in der Anmerkung, Zeile 2 von unten lies hill statt hil.
„ 142, Zeile 9 von oben lies Menzel statt Menzée.
„ 167, in der Anmerkung, Zeile 3 von unten lies einen Ausspruch statt einen Usspruch.
„ 167, Zeile 7 von oben lies Theodosianischen statt Theodoskanischen.
„ 188, „ 4 „ unten „ Haik statt Kaik.
„ 200, „ 17 „ „ „ unverletzter statt unverletzten.

